THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Digitized by Google

II.

Forſchungs-Reiſen im Kamerun-Gebirge.

Von demſelben Verfaſſer ſind früher erſchienen:

Rund um die Erde. 2 Bände.

Der Panama-Canal.

Die Deutſchen im braſiliſchen Urwald. 2 Bände.

Pampas und Anden. Sitten- und Culturſchilderungen aus dem ſpaniſchredenden Südamerica mit beſonderer Berückſichtigung des Deutſchtums.

Das Togoland und die Sklavenküſte. Die deutſchen Beſitzungen an der weſtafricaniſchen Küſte. I.

Die

deutſchen Beſitzungen an der weſtafricaniſchen Küſte.

II.

Die deutſche Colonie Kamerun.

Erſter Teil.

Das Kamerun-Gebirge

nebſt den Nachbar-Ländern Dahome, engliſche Goldküſten-Colonie, Niger-Mündungen, Fernando Po u. ſ. w.

Leben und Sitten der Eingebornen, Klima und culturelle Bedeutung des Landes, deſſen Handel und die deutſchen Factoreien auf Grund eigner Anſchauung und Studien geſchildert

von

Hugo Zöller.

Berlin und Stuttgart

Verlag von W. Spemann.

1885.

DT572
.Z85
v.1

Alle Rechte vorbehalten.

ATR/F62K:

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Digitized by Google

Sr. Durchlaucht

dem Reichskanzler Fürsten v. Bismarck

dem Begründer der deutschen Colonialpolitik

ehrerbietigst

gewidmet von dem

Verfasser.

Vorrede.

Zu Anfang Auguſt 1884, als ich mich auf einer Erholungsreiſe befand, traf mich die telegraphiſche Anfrage, ob ich binnen wenigen Tagen im Auftrag der Kölniſchen Zeitung nach Weſtafrica abreiſen wolle, und zwar ebenſo wie bei meinen frühern Reiſen ſowohl mit unbeſchränkten Mitteln als mit unbeſchränkter Freiheit des Handelns. Die Telegramme über die von dem Reichscommiſſar Dr. Nachtigal vorgenommenen Flaggenhiſſungen waren erſt ſoeben eingetroffen und um des Ruhmes willen, der erſte Erforſcher von Deutſch-Africa zu ſein, zögerte ich keinen Augenblick, im Dienſte nicht bloß der Kölniſchen Zeitung, ſondern, wie ich die Sache auffaßte, im Dienſte des Vaterlandes Leben und Geſundheit aufs Spiel zu ſetzen.

An Ort und Stelle angelangt, habe ich ungefähr ein Jahr lang unter Strapazen, wie kein Kaufmann und kein Marine-Officier ſie ſich zuzumuten braucht, allen Unbilden eines nichts weniger als freundlichen Klimas getrotzt, hauptſächlich bemüht, das noch gänzlich unerforſchte und an vielen Puncten noch niemals vorher von weißen Männern betretene Binnenland von Togo und Kamerun der Kenntnis meiner Landsleute zu erſchließen. Bald überreichlich mit Lebensmitteln verſehen, bald hungernd und durſtend, bald vor Hitze faſt vergehend, bald vor Kälte zitternd, bald in den weichen Betten der Factoreien, bald, das Gewehr im Arm, unter dem Laubdach feuchtigkeittriefender Urwälder oder auf dem Fußboden elender Negerhütten ſchlafend, ſo habe ich, allen Genüſſen Europas entſagend, Tage um Tage, Wochen um Wochen, Monate um Monate dahingehen ſehen. Während eines ſiebenwöchentlichen Zuſammenlebens und Zuſammenwirkens mit dem unvergeßlichen Dr. Nachtigal habe ich, zu einer politiſchen Rolle kleinern Stils berufen, mit der unzuverläſſigen, niemals auf mehr als 25 Köpfe ſich belaufenden Schar der von mir angeworbenen Leute unter

Tausenden bewaffneter und von deutschfeindlicher Seite aufgehetzter Schwarzen für die deutsche Sache arbeitend, bis zur Neige jenes Gefühl zu kosten bekommen, welches der Tierbändiger im Löwenkäfig empfinden mag, das Gefühl nämlich, daß man bei dem geringsten Anzeichen von Schwäche oder Unentschlossenheit überfallen und in Stücke gerissen werden würde.

Die Vorsehung ist meinen Bestrebungen in dem Grade hold gewesen, daß ich im Vollbesitz aller Kraft und Gesundheit eine ziemlich vollständige Karte des bis dahin gänzlich unerforschten Togo-Landes aufnehmen, daß ich den erst dreimal vorher bestiegenen Gipfel jenes Berglandes, auf dessen Fruchtbarkeit und besserm Klima ein Teil der Zukunft von Kamerun beruht, erreichen, daß ich, vom Reichscommissar Dr. Nachtigal bevollmächtigt, aber mit eignen Geldmitteln acht kleine Staatsgebilde unter den Schutz meines Vaterlandes stellen und in dem fast noch gar nicht bekannten südlichen Kamerun-Gebiet außer andern wichtigen Entdeckungen einen Fluß von der Größe und Wassermenge unseres Rheinstroms auffinden durfte.

Erst in Gabun, als die mir gestellte Aufgabe in allen größern Zügen gelöst war, packte mich die tückische Malaria, die mich seitdem nicht mehr verließ, und als nach der Abreise vom Congo die ersten Anzeichen jenes perniciösen Fiebers auftraten, dem Dr. Nachtigal erlegen ist, konnte ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß ich nach menschlicher Voraussicht bei einem nur sehr wenig längern Aufenthalt verloren gewesen sein würde.

Bei alledem ist mir in schwieriger Lage von den Befehlshabern und Officieren unserer Kriegsschiffe, sowie namentlich auch von den deutschen, niederländischen, englischen und französischen Kaufleuten so viel Liebenswürdigkeit erwiesen worden, daß die Liste derjenigen Personen, denen ich zu tiefstem Danke verpflichtet bin, mehrere Seiten ausfüllen würde.

Das Ergebnis meiner Reisen habe ich in vier Bänden niedergelegt, von denen der erste das Togoland und der zweite (vorliegende) das Kamerun-Gebirge behandelt, während der dritte, binnen Monatsfrist erscheinende das Flußgebiet von Kamerun und der vierte das südliche Kamerun-Gebiet schildern wird.

Berlin, im October 1885.

Der Verfasser.

Von den vielen Hundert Zuſchriften, welche dem Verfaſſer nach ſeiner Rückkehr nicht nur von den hervorragenden Geographen Deutſchlands, ſondern auch aus allen Schichten der Bevölkerung zugegangen ſind, möge ein Brief unſeres großen Africareiſenden und Africaforſchers Prof. Schweinfurth hier mitgeteilt werden. Er lautet:

Kairo, 22. Auguſt 1885.

Hochgeſchätzter Herr und Freund!

Willkommen auf deutſcher Erde alten Stils! Mit Bangen ſah ich Ihre Spuren ſich im Dickicht giftiger Urwälder verlieren. Endlich tauchen dieſelben wieder auf am Rhein. Ich beeile mich, Sie zu beglückwünſchen, denn Sie können von Glück ſagen, in ſo kurzer Zeit ſo Großes und ſo Rühmliches vollbracht zu haben. Jetzt gehören Sie in die erſte Reihe der Vorkämpfer für deutſche Cultur in fernen Landen. Iſt von der Gröben zu ſo nachhaltigem Ruhme gelangt, einer der erſten geweſen zu ſein, wieviel mehr erſt Sie, der Sie die Welt mit den ausführlichſten, von der Unbeugſamkeit Ihres brillanten Temperaments ſo recht Zeugnis ablegenden Berichten über ſo gut wie unbekannte Länderſtriche von ungeheurer Ausdehnung beglückten. „A source of inexhaustible interest for the Germans“ ſagte die Times einmal von Ihren Berichten, und das iſt ganz wahr. In der That, Sie haben uns kaum zu Atem kommen laſſen. Immer waren wir mit Ihnen voran und vorauf, durch dick und dünn. Eine ähnliche Uebereinſtimmung in allen Geſichtspuncten auf africaniſchem Gebiet, wie Ihre Berichte ſie mir gewährten, iſt mir noch nicht vorgekommen.

Ich hätte Ihnen nie widerſprechen mögen. Der vortreffliche, nie genug zu beklagende Nachtigal hat ſich gewiß zu wenig geſchont. Iſt es wahr, daß er eine individuelle Abneigung gegen Chinin hatte und es deshalb vielleicht (meine Vermutung) unterließ, prophylaktiſch in beſonders verdächtigen Gegenden welches zu nehmen? Weshalb verſchaffte er ſich nicht auch etwas mehr Bequemlichkeit? Wer auf der Erde ſchläft, darf ſich nicht wundern, vom Fieber befallen zu werden. Bettſtellen ſind in Africa doch in 10 Minuten zu beſchaffen und auch Matratzen laſſen ſich einrollen und mitnehmen. Wenn ich nicht verſtanden hätte, mich zu ſchonen, wären mir meine Strapazen gewiß nicht ungeſtraft verziehen worden. Mein Ruhm iſt, in Central-Africa nie ohne eine auf ein Geſtell gelegte Matratze geſchlafen zu haben. Haushälteriſch hat der Reiſende mit ſeinem Comfort umzugehen. Alſo Nachtigal verſtand es, die Neger lachen und tanzen zu laſſen. Dann allerdings war ſein Erfolg gewiß. Mürriſche Leute taugen nichts. Leben und Lebenlaſſen muß der Wahlſpruch ſein, la joie de vivre (et pour les autres). Ich könnte Bände füllen, um das aufzuſchreiben, was mir beim Leſen Ihrer ſo reichen Mitteilungen beſonders zu Herzen gegangen iſt, und um die Schlüſſe zu ziehen, die ſich daraus ergeben. Um nur eine Thatſache herauszugreifen: Alſo die braven Schweden mußten erſt kommen, um die Welt zu belehren, daß es in jenen Wildniſſen nicht bloß Exportbier abzuzapfen gab, ſondern auch Kautſchukſaft. Dies führt mich dahin, wo ſeit Monaten bereits alle meine Gedanken ſich concentriren. Es iſt der Schmerzensſchrei eines Botanikers, dem allein von allen Muſicanten die Mitwirkung bei dieſem großen Concert (im Sinne der franzöſiſchen Dichter) verſagt geblieben iſt. Man ſendet Mineralogen, Ornithologen, Ethnologen und andere Logen (nach Stanleys Ausdruck) hinaus und vergißt die allein maßgebenden Botaniker, denn wenn es im tropiſchen Africa Schätze zu heben gibt, ſo ſind dieſe in erſter Linie vegetabiliſche. Was ſoll der Geologe in Ländern, wo faſt nur Laterit und Gneis? Der Zoologe? der den Spiritus zum Einmachen entweder ſelbſt austrinkt oder von ſeinen Begleitern conſumiren läßt? Der Jäger ohne Jagd? Mit beſtem Gruße Ihr treu ergebener

(gez.) G. Schweinfurth.

Inhalt.

		Seite
Vorrede		VII
1. Capitel.	Die englische Goldküsten-Colonie	1
2. „	Unter den Amazonen von Dahome	18
3. „	Lagos, Porto-Novo und Mahin-Gebiet	62
4. „	Die Niger-Mündungen	83
5. „	Die Spanier auf Fernando Po	92
6. „	Victoria und Bimbia	99
7. „	Am Lagerfeuer im africanischen Urwald	127
8. „	Zum Gipfel des Götterbergs	145
9. „	Das Bakwiri-Volk	167
10. „	Die Alpendörfer des Hochgebirges	198
11. „	Mein friedlicher Eroberungszug im Kamerun-Gebirge	242
12. „	Dr. Nachtigal	275

Beigegebene Karten.

Das Kamerun-Gebirge.
Die Togo- und Povo-Länder. Nach einer neuern Aufnahme des Verfassers.
Des Verfassers Reisen im Kamerun-Gebirge.
Das Königreich Mahin.

Verzeichnis der Illuſtrationen.

Groß-Friedrichsburg.
Klein-Povo.
Der Neger Wilſon.
Der Mulatte Gomez.
Ein Kru-Mann (Bruſtbild).
„ „ „
„ „ (ganze Figur).
Profil des Götterbergs von der See aus geſehen.
„ „ „ von Bimbia aus geſehen.
„ „ „ von der Inſel Mondole aus geſehen.
Religiöſer Mummenſchanz der Kru-Leute von Kamerun.
Das Wohnhaus der Woermannſchen Kaffeeplantage bei Gabun.
Der am 20. December 1884 von den Deutſchen erſtürmte Abhang bei König Bells Stadt.
Die engliſche Baptiſten-Miſſion bei König Acquas Stadt (Kamerun).
Ein vornehmer Händler von Kamerun, mit Frauen, Kindern und Untergebenen.
König Acquas Haus in Kamerun.

Capitel I.

Die englische Goldküsten-Colonie.

(Englische Verwaltung, aber vorwiegend deutscher Handel. — Der Zerfall des Aschanti-Reichs. — Geringer Ertrag der Goldbergwerke. — Englische Colonialbeamte und ihre Gehälter. — Gesundheitsstationen in 1400 Fuß Höhe. — Accra und Christiansburg. — Wahre und wirkliche Gasthäuser. — Europäische Damen. — Die westafricanische Presse. — Hohe Verdienste der Baseler Missionsgesellschaft. — Handel und Zölle. — Adda am Volta-Fluß. — Die englisch-deutsche Grenzstadt Quitta. — Die Schwankungen der Lagune. — Englisches Fort, englische Verwaltung und doch bloß zwei englische Einwohner. — Deutsche Kaufmannshäuser. — Der Anglo-Stamm des Ewe-Volks. — Die Bremer Mission.)

Das Gebiet der Goldküsten-Colonie — der bedeutendsten englischen Besitzung in Westafrica — ist mehrere Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwischen Franzosen, Portugiesen, Holländern und Brandenburgern gewesen, während die Engländer verhältnismäßig spät dort Fuß gefaßt haben. Erst 1750 wurde einer „African Company" Charter verliehen und 1821 sind die Besitzungen dieser Gesellschaft mit Cape Coast Castle als damaliger Hauptstadt in den Besitz der englischen Regierung übergegangen. 1850 erwarb England die dänischen und 1872 zum Entgelt für Zugeständnisse in Insel-Indien die holländischen Niederlassungen, deren Hauptort bis dahin das Fort Elmina gewesen war.

Es scheint, als ob England damals an dieses neue Colonialreich große Hoffnungen geknüpft hätte, — Hoffnungen, die sich bisher, wie wir gleich an dieser Stelle bemerken wollen, in keiner Weise erfüllt haben. Denn erstens bietet die Goldküste das selt-

ſame und vielleicht auf der ganzen Erde vereinzelt daſtehende Beiſpiel einer engliſchen Colonie, deren Handel größtenteils in deutſchen Händen ruht und in welcher der engliſche Handel nur ſchwer mit dem deutſchen zu wetteifern vermag, und zweitens haben die goldführenden Quarzſchichten, die ſeit Jahrhunderten ſo ſehr viel beſprochen worden ſind und denen das Land ſeinen Namen verdankt, bisher weit häufiger den Verluſt als den Erwerb großer Vermögen verurſacht. Sei es, daß man die Verhältniſſe für England günſtiger geſtalten zu können glaubte, ſei es, daß man zu Anfang des vorigen Jahrzehnts noch nicht ſo gut wie heute über die Natur des Landes Beſcheid wußte, jedenfalls hat England, als es den koſtſpieligen Aſchanti-Krieg begann, die Bedeutung der Colonie bei weitem überſchätzt.

Soviel iſt allerdings richtig, daß ohne die Niederwerfung des Aſchanti-Reichs eine befriedigende Entwicklung der Colonie kaum denkbar geweſen wäre, während eine ſolche heutigentags zwar langſam aber ſtetig von ſtatten geht. Denn als Wolſeley am 4. Februar 1874 Kumaſſi, die Hauptſtadt des Aſchanti-Landes, genommen hatte, waren die Anſiedlungen an der Küſte nicht bloß von einem ſchlimmen Feinde befreit, ſondern es eröffnete ſich auch die immer mehr ſich verwirklichende Ausſicht, daß das zerfallende Despotenreich, welches das Hinterland der Goldküſten-Colonie bildet, in nicht allzu ferner Zeit auf friedlichem Wege in engliſchen Beſitz übergehen werde. Schon König Menſa, der Nachfolger des kriegsluſtigen Koffi Kalkalli, war nichts weiter als eine machtloſe Puppe, und die Zeit, wo engliſche Beamte auch in Kumaſſi befehlen werden, dürfte faſt mit mathematiſcher Gewißheit voraus zu beſtimmen ſein. Größern Wert als Kumaſſi haben allerdings die nördlich und nordweſtlich vom deutſchen Togoland gelegenen Marktplätze Atakpame und Sallaga, mit denen ein geregelter Handelsverkehr wegen der Unſicherheit der Verhältniſſe bisher noch nicht eingerichtet werden konnte.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß trotz zahlreicher Funde jene Goldlager, in die bloß engliſches und glücklicherweiſe gar kein deutſches Capital geſteckt worden iſt, bisher keine günſtigen Ergebniſſe geliefert haben, ſo mag gleich hier hinzugefügt werden, daß nach engliſcher Anſicht die bisherigen Mißerfolge einzig und allein auf Verkehrsſchwierigkeiten zurückzuführen ſein dürften. Eine Eiſenbahn von Axim nach Tacquah (72 Kilometer) iſt ſchon lange

geplant, und als die ersten Schienen gelandet wurden, hat die ohnehin schon übereifrige Speculation in Bergwerksanteilen einen neuen Aufschwung erhalten. Aber große Fortschritte hat namentlich wegen des häufigen Wechsels der Gouverneure der Eisenbahnbau nicht gemacht. So plante z. B. ein Gouverneur eine schmalspurige Bahn von Accra nach Cape Coast Castle, und es war bereits ein großer Teil des benötigten Materials gelandet worden, als sein Nachfolger die ganze Sache wieder fallen ließ.

Ueber die Art der Verwaltung wird sehr viel und, wie es scheint, mit einigem Recht geklagt. Hauptsächlich macht man der englischen Colonialregierung den Vorwurf, daß sie angeblich zur Deckung der durch den kostspieligen Aschantikrieg verursachten Auslagen einen großen Teil der reichlichen Zollgefälle — welche hier fast die einzige Einnahmequelle der Regierung bilden — nach England sende, anstatt den Ueberschuß über die Verwaltungsunkosten zur wirtschaftlichen Hebung des Landes zu verwerten. Des weitern heißt es, daß man nach Westafrica, wo es in den höhern Stellungen bei wenig Arbeit sehr reichliche Gehälter gibt, bloß die weniger tüchtigen Beamten, so z. B. die weniger befähigten Söhne aus guten Familien zu senden pflege. Der in Christiansburg bei Accra wohnende Gouverneur bezieht jährlich 60 000 ℳ Gehalt und außerdem 10 000 ℳ Repräsentationsgelder. Der Untergouverneur (Lieutenant Governor) und der oberste Richter (Chief Justice) erhalten jeder 30 000 ℳ. Auch die übrigen Beamten und Officiere haben insofern eine sehr angenehme Stellung, als sie bloß auf ein Jahr herausgesandt werden und sogar von dieser Zeit noch mehrere Monate Urlaub zu erhalten pflegen. In den niedern Stellungen und namentlich beim Zollwesen findet man der Ersparnis halber fast lauter mäßig gut oder auch sehr gering besoldete Schwarze. Während in frühern Zeiten die aus westindischen Negern recrutirten Regimenter den Garnisondienst in den westafricanischen Forts leisteten, ist seit dem Aschanti-Krieg eine besondere westafricanische Truppe eingerichtet worden, deren Officiere Engländer, deren Mannschaften mohamedanische Haussas sind. Als amtlichen Titel dieser Truppe hört man bald „Houssa armed and civil police“, bald „Gold Coast Constabulary“.

Die vielfachen Klagen, welche von den Kaufleuten über die englische Verwaltung geäußert werden, halte ich zum größten Teil für übertrieben. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in einem

Lande, wo engliſche Intereſſen doch eigentlich bloß in geringerm Grade vertreten ſind, eine handvoll Beamte und Officiere nicht bloß eine wahre und wirkliche Verwaltung eingerichtet haben, ſondern daß einem auch auf Schritt und Tritt eine in Anbetracht des geringen Menſchenmaterials, vermittelſt deſſen ſolches geleiſtet wird, gradezu wunderbare Ordnung entgegentritt. Bloß aus der ungeheuren Erfahrung und Routine, welche England ſich im Verlauf einer mehrhundertjährigen Colonialthätigkeit erworben hat, vermag man ſich ein ſolches Wunder zu erklären. Trotzdem es in einem ſo ausgedehnten Verwaltungsbezirk, wie z. B. derjenige von Quitta, neben einer ganzen Anzahl Deutſcher bloß zwei Engländer, einen Beamten und einen Civiliſten, gibt, ſo iſt die engliſche Staatsautorität dennoch kein Phantom, ſondern eine von Jahr zu Jahr mehr in Fleiſch und Blut der Eingeborenen übergehende Thatſache.

Nur in einem Puncte glaube ich die Klagen gegen das engliſche Verwaltungsſyſtem vollauf beſtätigen zu können. Während der Weiße in den unabhängigen Gebieten als eine Folge der dort geübten ſummariſchen Rechtspflege das größte Anſehen genießt, führt in den engliſchen Colonieen der thatſächlich unausführbare Grundſatz, daß für Weiße und Farbige das gleiche Recht herrſchen ſoll, zu Zuſtänden, die ſchon jetzt beinahe ungeheuerlich ſind und die in Zukunft das Preſtige der weißen Haut völlig untergraben dürften. In Gegenden, wo einzelne Weiße unter Tauſenden von kindiſchen und abergläubiſchen Schwarzen leben müſſen, wo ihre Sicherheit beinahe einzig und allein von einem leicht zerſtörbaren Nimbus abhängt, iſt das zähe Feſthalten an einem ſolchen theoretiſch richtigen, aber praktiſch hinfälligen Grundſatz nicht bloß verwerflich, ſondern beinahe verbrecheriſch. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß das Gerichtsverfahren in den weſtafricaniſchen Colonieen der Engländer ein Hohn auf jede Gerechtigkeit, daß es die in Geſetzesform feſtgeſtellte Vergewaltigung des Weißen durch den Schwarzen iſt. Mit dem Eide treibt man einen gradezu komiſchen Mißbrauch, indem der Schwur eines ſchwarzen Mohamedaners oder Heiden genau ebenſo viel gilt wie derjenige eines Chriſten. Wie iſt es mit ſolchen Rechtsanſchauungen vereinbar, daß man im bürgerlichen Leben den meines Erachtens allein richtigen Standpunct vertritt, der Weiße dürfe angeſichts von Schwarzen bei rauher Arbeit nicht ſelbſt mit

Hand anlegen? Als einem Kaufmann von seinem schwarzen Diener eine große Geldsumme gestohlen worden war, die dann durch strammes Vorgehen wieder in die Hände des Besitzers zurückgelangte, da ließ der englische Richter den Schwarzen frei ausgehen und bat den seinen Untergebenen anklagenden Kaufmann, selbst wegen Einschüchterung auf der Anklagebank Platz zu nehmen.

Ein tieferer Sinn liegt allerdings auch in solchem Rechtsverfahren, denn die Engländer haben ihre unleugbar großen Erfolge unter schwarzen Völkern nicht zum wenigsten dadurch erreicht, daß sie ihnen in geschickter Weise zu schmeicheln verstehen. Namentlich die von englischer Cultur beleckten Mischlinge betreiben für England eine gradezu fanatische Propaganda. Aber es ist sehr die Frage, ob man mit solchem System auf die Dauer wird auskommen können, und ob nicht das System der Portugiesen, welche auf dem Höhepunct ihrer Macht die Eingeborenen stets in strammer Zucht und Ordnung gehalten haben, bei weitem vorzuziehen sein würde.

Der Küstensaum der englischen Goldküsten-Colonie — deren Flächenraum man auf 40 000 Quadratkilometer mit annähernd 450 000 Bewohnern berechnet — ist von demjenigen Liberias so verschieden wie nur möglich. Bis beinahe zum Volta-Fluß treten allenthalben Berge bis dicht an die Küste heran, die viel weniger eintönig ist als in andern Teilen Westafricas. Aber diese Berge sind nicht grün wie die Küste von Liberia, nicht überwuchert von Pflanzenwuchs, sondern teils kahl, teils mit dürrem Gestrüpp bestanden und durchweg von Farbe dunkelbraun. Am Fuße dieser Berge zieht sich ein schmaler, den Strand bildender und ab und zu von Felsen unterbrochener Sandstreifen hin. Weiter landeinwärts steigt das Land bis zu einer Höhe von 1350 Fuß (bei Aburi) oder auch 1400 Fuß (bei Akropong), von der es sich dann wieder um etwa 1000 Fuß abwärts senkt. Dürr sind übrigens bloß die Küstenberge, während im Innern nicht bloß Buschwerk und Ackerfelder, sondern auch ausgedehnte Strecken mit Hochwald bestandenen Landes vorkommen. Die höchsten Berge dürften sich kaum mehr als 2000 bis 2500 Fuß über den Meeresspiegel erheben. Die oben erwähnten Ortschaften Aburi und Akropong besitzen insofern eine gewisse Bedeutung, als sie an der ganzen Gold- und Sklavenküste die einzigen Gesundheitsstationen darstellen. Wenn auch das oft gehörte Lob, daß es eine

Kunſt ſei, dort oben krank zu werden, ein wenig übertrieben ſein mag, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß viele fieberkrank von der Küſte kommende Kaufleute und Miſſionare hier Geneſung und Kräftigung gefunden haben. Noch weiter landeinwärts ſoll man wieder zu ungeſunderm Lande kommen. Uebrigens gilt im Vergleich zu andern Küſtenplätzen auch Accra, die jetzige Hauptſtadt der engliſchen Goldküſten-Colonie, nicht als ſonderlich ungeſund. Manche Leute ertragen trotz gelegentlicher Fieberanfälle das Klima ohne weſentliche Beſchwerden, wie denn z. B. Herr Rottmann, der Vorſteher der Baſeler Miſſionsfactoreien, ſchon ſeit länger als 25 Jahren im Lande verweilt.

Was die Jahreszeiten anbelangt, ſo dauert die große Trockenzeit von December bis März und die kleine von Juni bis October, die kleine Regenzeit dagegen von October bis December und die große von März bis Juni. Im Januar und Februar pflegt der Harmattan genannte Landwind zu wehen. Die Brandung, die an dieſer Küſte ebenſo ſehr wie bei Lome, Bagida, Klein-Povo, Weida u. ſ. w. gefürchtet wird, iſt im November und December am ſchwächſten, von März bis Juni iſt ſie aber bisweilen ſo ſtark, daß gar keine Waren gelandet oder verſchifft werden können.

Wie beinahe im ganzen tropiſchen Weſtafrica, ſo gibt es auch an der Goldküſte bloß ſehr wenig Viehzucht. Noch in Senegambien findet man arabiſche und einheimiſche Pferde, Buckelochſen und ſogar Kamele, die einmal des Jahres (Mitte Januar) in ganzen Karawanen aus dem Innern kommen. Aber weiter ſüdwärts ſchienen Klima, ſchlechte Beſchaffenheit des Futters und das Auftreten eines Inſects, welches man für die echte Tſetſefliege zu halten geneigt iſt, eine Viehzucht größern Stils zur Unmöglichkeit zu machen. Pferde werden zwar bei ſolchen Plätzen wie Accra oder Cape Coaſt Caſtle in immer größerer Anzahl gehalten, ſterben aber leicht und können des oben erwähnten Inſects wegen nicht zu Reiſen ins Innere verwandt werden. Erſt eine gute Strecke landeinwärts bei Sallaga und Atakpame geſtattet das veränderliche Klima nicht bloß die Zucht von Pferden, ſondern auch die Verwendung von Kamelen, die jedoch niemals zur Küſte heruntergebracht werden. Uebrigens tötet die Tſetſefliege nicht etwa, wie häufig angenommen wird, durch ein beſonders kräftiges Gift, ſondern bewirkt, wenn ſie, in größern Mengen auftretend, den

Tieren keine Ruhe zum Schlafen und zum Fressen läßt, Abmagerung und Tod durch Entkräftung.

Während es in frühern Zeiten zu den Eigentümlichkeiten der Goldküste gehörte, daß man dort in Wagen fuhr, die von Trab laufenden Negern gezogen wurden, pflegt, seit von Madeira, von Teneriffa oder von Sallaga neue und stets neue Pferde eingeführt wurden, europäisches Fuhrwerk immer häufiger zu werden.

Als wir von Liberia kommend vor Accra, und zwar in der Entfernung von 1½ Seemeilen vom Lande Anker warfen, lagen dort bereits ein englischer Dampfer, ein kleiner Regierungsdampfer (der den Dienst zwischen Cape Coast Castle und Accra versieht) sowie drei americanische Segelschiffe. Unglücklicherweise stand grade die schlimmste Brandung an, die unser Capitän sich entsinnen konnte, jemals beobachtet zu haben. Ueber der Baseler Mission wehte die deutsche und über der Factorei von J. J. Fischer zunächst bloß die Woermannsche Comptoir-Flagge. Gar bald aber stiegen daneben auch einige Signal-Zeichen auf. Wir schlugen im Signal-Verzeichnis ihren Sinn nach. Sie lauteten: „capsized“. Wie sich später herausstellte, waren zwei Herren der Firma J. J. Fischer, die sich an Bord begeben wollten, mit ihrem Boote gekentert und hatten bloß gänzlich durchnäßt das Ufer wieder erreichen können. Die Accra-Ruderer verhießen zwar, uns lebend und sicher durch die Brandung hindurch und wieder zurück zu bringen, ermutigten aber durchaus nicht zu solchem Unternehmen. Es wäre schon schwer genug gewesen, von Deck aus in die beständig zwischen dem Abgrund und unserem eigenen Standpunct auf und ab tanzenden Boote zu gelangen. Die Unmöglichkeit aber, meine Briefe, die ich befördern wollte, undurchnäßt durch die Brandung zu bringen, gab den Ausschlag. Ich blieb, während unser halb ausgeladenes Schiff ganz fürchterlich rollte, bis zum nächsten Tage an Bord und bereute diesen Aufschub auch dann nicht, als schließlich doch noch vom Lande her — und zwar selbstverständlich ganz durchnäßt — ein farbiger Missionar zu uns an Bord kam.

Mit seinen flachen Dächern und weiß angestrichenen Häusern gewährt Accra, wenn man es vom Meere her betrachtet, den Eindruck einer orientalischen Stadt. Es gleicht in dieser Hinsicht dem senegambischen Hafenplatz Gorée, ist aber grundverschieden von Monrovia. Accra und Lagos sind die bedeutendsten und volkreichsten Städte an der Gold- und Sklavenküste; von andern

westafricanischen Ortschaften können ihnen höchstens noch St. Louis, Loanda und Mossamedes an die Seite gestellt werden. Diese verhältnismäßig große Bedeutung von Accra äußert sich auch darin, daß man hier zwei wahre und wirkliche Gasthäuser findet, nämlich erstens das „African-American-Hotel" des Herrn Alex. Bruce und zweitens den Gasthof der schwarzen Frau Adoo. Da manche englische Officiere und auch die Capitäne der vielen hier verkehrenden americanischen Segelschiffe in diesen Wirtshäusern zu wohnen und zu speisen pflegen, so ist man mit dem Bau zweier neuen Hotels beschäftigt, deren Raumverhältnisse jedoch das vorhandene Bedürfnis weit übersteigen dürften. Die deutschen Kaufleute speisen nicht, wie die englischen Officiere dies vielfach thun, in den Wirtshäusern, sondern führen mit ihren Accra-Köchen eigene Haushaltungen. Es wird dies im Gegensatz zu den meisten andern Küstenplätzen sehr dadurch erleichtert, daß man nicht bloß — von mohamedanischen Metzgern — täglich frisches Fleisch, sondern auch andere Lebensmittel in verhältnismäßig reichhaltiger Auswahl erstehen kann.

In Accra und dem nahegelegenen Christiansburg mögen, einschließlich der englischen Officiere, insgesamt etwa 40 Europäer leben, die sich natürlich alle untereinander persönlich kennen. Unter diesen Weißen gibt es aber zur Zeit bloß 6 Damen, nämlich 3 Engländerinnen, 1 Französin und 2 deutsche Missionarsfrauen. Die englischen Beamten ließen früher ihre Frauen und Kinder in England zurück, wie dies auch noch der jetzige Gouverneur gethan hat. Neuerdings aber scheut man sich doch immer weniger, auch europäischen Damen die Unbilden des vielleicht nicht mehr ganz so schlimmen Klimas zuzumuten. Die Missionare kommen ohnehin schon meistens verlobt hinaus und erbitten dann nach einem Jahre oder mehrern Jahren die Erlaubnis, sich verheiraten und ihre Frauen herüber kommen lassen zu dürfen. Neuerdings sollen sogar allein für Accra nicht weniger als 6 Bräute unter Kreuzband von Europa verschrieben worden sein.

So gering auch die Zahl der europäischen Einwohner in solchen Städten wie Accra, Cape Coast Castle oder Lagos sein mag, so sind dieselben dennoch ebenso sehr Brennpuncte eines gewissen geistigen Lebens, wie innerhalb ihres Bezirks jede deutsche Provincial-Hauptstadt. So werden z. B. in der englischen Goldküstencolonie zwei Zeitungen veröffentlicht, nämlich die von einem Engländer und einem Mulatten redigirte, je einmal wöchentlich in

Groß-Friedrichsburg.
(Aus der Gartenlaube.)

Cape Coast Castle gedruckte „Gold Coast Times" und der ebenfalls wöchentlich, aber in Lagos erscheinende „Lagos Observer". Außer diesen beiden Blättern beschränkt sich die westafricanische Presse auf einige portugiesische Zeitungen in Loanda und Mossamedes. Da, wie das wohl kaum des nähern dargelegt zu werden braucht, die Kunst der Redigirung hier nicht sonderlich hoch steht, so bezieht jeder Weiße, auch wenn er auf solch africanisches Blatt abonnirt ist, doch stets noch mehrere europäische Zeitungen. Ziemlich verbreitet ist die in London gedruckte „African Times".

Die Eingeborenen der Goldküstencolonie, die größtenteils zu dem mit den Aschanti verwandten, aber viel feigern Stamme der Fanti gehören, sind durch Missionare und Kaufleute bis zu einem gewissen geringen Grade mit europäischer Cultur vertraut geworden. Sie werden unter englischer Aufsicht teils von eigenen kleinen Königen regiert, teils haben sie sich zu ebenso kleinen republicanischen Staatswesen zusammengeschlossen. Wörterbücher und Grammatiken der verschiedenen Dialekte sind von den Missionaren ausgearbeitet worden und einer der verdienstvollsten Sendlinge der Baseler Mission, nämlich der verstorbene deutsche Missionar Zimmermann, hat sogar die Bibel in die Ga-Sprache des Fanti-Volkes übersetzt.

Die seit 1828 an der Goldküste thätige Baseler Missionsgesellschaft, die auch Stationen in China und in Englisch-Indien besitzt, arbeitet zu 3/4 mit deutschen und zu 1/4 mit schweizerischen Mitteln. Sie hat in Anbetracht der vielen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, so außerordentlich Tüchtiges geleistet, daß sie mit Fug und Recht als Muster und Vorbild für die in Togo und Kamerun zu entwickelnde Missionsthätigkeit hingestellt werden darf. In 10 zwischen Cape Coast und dem Volta-Flusse gelegenen Hauptstationen, von denen die entfernteste in 5 Tagereisen von der Küste aus erreicht werden kann, erzieht man die Eingeborenen nicht bloß, wie dies seitens der englischen Baptisten so vielfach geschieht, zu den äußern Formen der Religion, sondern auch zur Demut und vor allem zur Arbeit. Aus den Handwerkerschulen der Baseler Missionsgesellschaft sind fast alle jene Schmiede, Schreiner, Küfer u. s. w. hervorgegangen, die man heutigentags an der westafricanischen Küste vorfindet. Außer ihrer seelsorgerischen und erzieherischen Thätigkeit betreibt die Mission auch eine Anzahl Factoreien — größere in Cape

Coast Castle, Accra, Christiansburg und Acusey, kleinere in Salt Pond, Winnebah, Barracoe, Pram Pram und Pong —, die sich von den übrigen Handelshäusern dadurch unterscheiden, daß sie, und zwar nicht ohne Schaden für ihre Rentabilität, zwar Bier und Wein, aber keinen Rum und auch kein Pulver verkaufen. Diese letztere Einschränkung, die früher, als die Eingebornen noch häufig untereinander Krieg führten, sehr am Platze war, hat heute ihre Bedeutung und ihren Sinn verloren. Das Personal der Mission bestand zur Zeit meiner Anwesenheit aus 8 Kaufleuten, mehrern Handwerkern und 13 europäischen Missionaren (außer sehr vielen eingeborenen), die größtenteils verheiratet waren. Außer der Baseler Gesellschaft arbeiten zwischen Cape Coast und dem Volta-Fluß bloß noch englisch-wesleyanische Missionare, die jedoch, weil sie sich überall ungerufen eindrängen und allzu weltliche und herrschsüchtige Ziele verfolgen, nicht sonderlich beliebt zu sein scheinen.

Außer der Baseler Missionsfactorei gibt es in Accra bloß noch zwei weitere Factoreien, nämlich diejenige von J. J. Fischer (schweizerisch) und von F. und A. Swanzy (englisch).

Die hauptsächlichsten Hafen- und Handelsplätze des Landes sind in der Reihenfolge von Westen nach Osten: Apollonia, Axim, Dixcove, Elmina, Cape Coast Castle, Winnebah, Barracoe, Accra, Christiansburg, Adda, Jellacoffee, Quitta, Elmina Chica und Danoe. Die hier erhobenen sehr hohen Zollgebühren bilden, wie bereits früher erwähnt wurde, fast die einzige Einnahmequelle der Regierung. Für Pulver und Tabak werden 6 Pence vom Pfund oder 100 pCt. vom augenblicklichen Wert, für Wein und Bier 6 P. die Gallone und für Rum 2½ Sh. die Gallone oder etwa 150—200 pCt. vom Wert erhoben. Von so ziemlich allen übrigen Einfuhrwaren, namentlich auch von baumwollenen Geweben wird ein 4procentiger Wertzoll berechnet. Bloß sehr wenige Dinge, wie z. B. Faßdauben für die zum Verschiffen des Oels benötigten Fässer, dürfen zollfrei eingeführt werden. Salz, welches früher einen der hauptsächlichsten Handelsartikel bildete, wird neuerdings gar nicht mehr gekauft, da die Eingebornen es gelernt haben, an den Ufern der Lagune deren salzhaltiges Wasser einzutrocknen. In den Läden der Factoreien wird so ziemlich alles zur Schau ausgestellt, was überhaupt hierzulande verkäuflich ist. Denn der Neger, der in Bezug auf

Mißtrauen und Eigensinn dem deutschen Bauer gleicht, kauft mit Vorliebe, was zufällig seinen Blicken begegnet. Uebrigens betreiben die Nordamericaner den Handel auch noch ohne Factoreien in einer ältern und höchst eigenartigen Weise. Ihre Segelschiffe kommen mit Rum, Tabak, Petroleum u. s. w. befrachtet heraus, um, wenn sie nach so und so viel Monaten diese Waren gegen Landeserzeugnisse umgetauscht haben, die Heimreise anzutreten. Von dieser ausgedehnten Handelsthätigkeit der Nordamericaner mag es herrühren, daß, obwohl größtenteils englische Münzen in Umlauf sind, dennoch fast ausschließlich nach Dollars gerechnet wird. Die Münze, mit welcher der Neger am vertrautesten geworden, ist der halbe nordamericanische Dollar, für den neuerdings auch häufig das englische Zweischilling-Stück eintritt.

Etwas östlich von Accra liegt das ganz ähnlich, bloß kleiner aussehende Christiansburg, welches früher durch seitdem niedergebrannte Hütten mit Accra zusammenhing. Als nämlich bei der Uebernahme des Landes durch die Engländer Zölle eingeführt werden sollten, brach ein Aufstand los, in dessen Verlauf die früher viel größere Einwohnerzahl auf 10 000 für Accra und 6000 für Christiansburg zusammenschmolz.

Von Accra an ostwärts wird die Küste nicht bloß ganz flach, sondern man gewahrt auch hinter dem busch- oder palmenbestandenen Strande gar keine Berge mehr. Der nächste Hafenplatz ist Adda oder vielmehr der Strand von Adda (Adda Beach), während die eigentliche Stadt eine gute Strecke flußaufwärts am Volta liegt. Die Baseler Missionsfactorei zu Adda ist eins der schönsten Gebäude, das ich in Westafrica gesehen habe. Zweistöckig, mit schöner Veranda und einer langen Flucht von Fenstern, deren Läden freundlich grün angestrichen sind, würde sie jedem südeuropäischen Orte zur Ehre gereichen. Die dicht daneben liegende Factorei von Chevalier (ein Stuttgarter Haus) ist etwas kleiner, aber durchaus nicht weniger sauber gehalten. Des weitern folgt ein Gewirr von dunkelbraunen, viereckigen Negerhütten mit sehr hohem und steilem Dach. Den Hintergrund aber, von dem alle diese Häuser sich sehr hübsch abheben, bildet ein prächtiger Wald von Kokos- und Fächerpalmen, deren monumentale Formen sehr gut zu den lebhaften Farben des Himmels und des Strandes passen. Und wenn ich von lebhafter Farbe des Strandes spreche, so ist das durchaus nicht bloß bildlich zu verstehen. Es

sind zwar bloß zwei Farben, blau und weiß, die sich hier durcheinander mischen, aber es herrscht in ihrer Verteilung ein Leben, eine Abwechslung, wie man das kaum für möglich halten würde.

Das erste vom Lande kommende Boot brachte ein kleines Fäßchen, aus dem zu meinem Erstaunen, als es vom Küfer geöffnet worden war, ein Postbeutel herausgenommen wurde, den man auf diese Weise vor dem Naßwerden im Gischt der Brandung geschützt hatte. Ein anderer, die Briefe für Adda enthaltender Postbeutel wurde hineingesteckt und das Faß wieder regelrecht vermittelst aufgeschlagener Eisenreifen verschlossen. Ein zweites Boot zeigte durch das auf den dreizackigen Rudern angebrachte Schweizer Wappen, daß es der Baseler Mission gehöre. Beim Löschen der Ladung machte eine Sendung in riesige Fässer verpackter Steinkohlen die meiste Mühe. Diese Kohlen waren für jene fünf kleinen Dampfer bestimmt, welche (der Regierung, der Mission und den Firmen Chevalier, F. und A. Swanzy und Williams gehörend) den Volta befahren. Dieser Fluß, der größte der Goldküsten-Colonie, führt eine Menge Sand und Gerölle in die See hinaus, was man auch daraus ersehen kann, daß vor seiner Mündung über den sich bis weit ins Meer hinaus erstreckenden Untiefen eine ganz fürchterliche Brandung ansteht.

Die englisch-deutsche Grenzstadt Quitta, die etwa 1200 Einwohner zählen mag, nimmt sich, vom Meer und ebenfalls von der Lagune aus gesehen, recht hübsch aus. Von dem Strande, der so überaus niedrig und flach ist, daß man ihn, wo nicht Bäume stehen, aus einiger Entfernung gar nicht sieht, heben sich in überraschender Klarheit, fast wie eins jener häufig gezeichneten Bilder einer Sahara-Oase, freundliche verandageschmückte Factoreien, braune Hütten und vor allem eine stattliche Ansammlung hochstämmiger Kokospalmen ab. Das Landen kann auch hier, wo die Dampfer wie fast überall an der Gold- und Sklavenküste etwa eine Seemeile weit vom Land entfernt bleiben müssen, unter Umständen recht schwierig sein. Doch gehört Quitta in dieser Hinsicht noch mit zu den bessern Plätzen dieser Küste, und von den drei Malen, daß ich hier die Brandung passirte, bin ich bloß einmal recht tüchtig, einmal ein wenig und einmal gar nicht durchnäßt worden.

Dicht am Strande liegt die große und sehr gut eingerichtete

Factorei von Friedr. M. Vietor Söhne. Eine hohe Mauer umschließt einen Hof und verschiedene mit weißgekälkter Asphaltpappe bedeckte Häuser, von denen das größte im Erdgeschoß die Lagerräume und im ersten Stockwerk, um welches sich eine herrliche Veranda rund herum zieht, die geräumigen, lustigen und äußerst gemütlich eingerichteten Wohnräume enthält. Als ich hier seit Indien und Westindien zum erstenmal wieder in einem von feinem Moskitonetz überspannten Bette schlief, erklang das Rauschen der Brandung und das Säuseln der Kokospalmen so laut, daß ich aufwachend mehrfach glaubte, ein Tornado sause über das Haus dahin.

Außer dem Hause Friedr. M. Vietor Söhne sind in Quitta noch die Firmen C. Gödelt, Daake u. Comp. (in Liquidation) und F. u. A. Swanzy vertreten. Da die Angestellten dieser Factoreien zum überwiegenden Teil Deutsche sind, so fehlte es weder an Geselligkeit noch an bereitwilligen Begleitern bei größern und kleinern Ausflügen. Das beliebteste Ziel für die vier oder fünf auf der Lagune von Quitta schwimmenden Vergnügungsboote ist die in der Nähe des jenseitigen Lagunen-Ufers gelegene Insel Anjako. Die ausgedehnte aber sehr flache Lagune von Quitta, die außer einigen kleinern Zuflüssen auch von einem Arm des Volta gespeist wird, zeigt in verschiedenen Zeiträumen auffallend verschiedene Größen- und Wasserstandsverhältnisse. Für gewöhnlich beginnt sie im Juni zu steigen und im October wieder zu fallen. Aber außer diesen jährlichen Schwankungen gibt es auch noch viel größere, die sich erst in einer längern Reihe von Jahren bemerkbar machen und deren Ursache völlig unaufgeklärt ist. Als ich die Lagune befuhr, erstreckte sich, so weit das Auge reichte, eine 6 bis 8 Fuß tiefe, aber scheinbar endlose Wasserfläche, in deren Hintergrund hier und dort als winzige Pünctchen kleine mit Palmen bestandene Inseln wahrzunehmen waren. Und doch konnte man sich noch wenige Monate vorher in der Hängematte zum anderen Ufer hinübertragen lassen, indem damals der größte Teil der Lagune zu einer knochenharten Morastmasse ausgetrocknet war.

Quitta, welches bloß in politischer Hinsicht zur englischen Goldküsten-Colonie, aber in geographischer Hinsicht zur Sklavenküste gehört, liegt wie beinahe alle Handelsplätze der Sklavenküste auf dem schmalen Streifen zwischen Meer und Lagune. Die Häuser der Eingeborenen werden auf die allernachlässigste Weise aus

gestampftem und mit Wasser vermischtem Lehm hergestellt, während die sogenannten Straßen, für die von der englischen Colonialverwaltung niemals auch nur das geringste geschehen ist, ein schwer zu durchwatendes Sandmeer darstellen. Die ganze Thätigkeit der Engländer beschränkt sich außer dem von ihrem Militär und ihrer Rechtspflege angerichteten Unheil auf die Erhebung der durchaus nicht unbedeutenden Zollgefälle. Da bei der Zollverwaltung fast bloß Mischlinge angestellt sind, so mag man sich vorstellen, wie es dabei hergeht. Als ich bei der Landung die am Ufer stehenden Kaufleute begrüßte und während dieser doch gewiß sehr kurzen Zeit meine Koffer außer acht gelassen hatte, benutzte ein rothosiger Mulatte die Gelegenheit, um einen funkelnagelneuen Lederkoffer mit scharfem Messer derart entzwei zu schneiden, daß der Inhalt untersucht werden konnte. Er entschuldigte sich später damit, daß der Eigentümer des Koffers nicht, wie sich das gehöre, zur Stelle gewesen sei und daß er (der Mulatte) nicht habe warten können. Der Bezirkscommissar, dem ich die Sache vorlegte, erklärte, daß, wenn ich es wünsche, eine Untersuchung eingeleitet werden solle, daß er mich aber alsdann bis zur Entscheidung in Quitta werde zurückhalten müssen. Da dies meinen ganzen Reiseplan durchkreuzt haben würde, so habe ich in einer Sache, die, so geringfügig sie auch war, doch meine Entrüstung erregt hatte, keine Gerechtigkeit erlangen können. Es hätte sogar nicht viel daran gefehlt, daß der Mulatte wegen des von einem mir befreundeten Kaufmann gebrauchten Wortes „Nigger" klagbar geworden wäre.

Streitigkeiten zwischen den Schwarzen werden von zwei eingeborenen Häuptlingen, kleinere Streitigkeiten zwischen Weißen oder zwischen Weißen und Schwarzen vom Bezirkscommissar und Rechtsfälle, bei denen es sich um mehr als 25 L. handelt, von dem Gerichtshof der weit entfernten Hauptstadt Accra geschlichtet. Obwohl die Engländer in Quitta kaum eine weniger directe Herrschaft ausüben als in der ganzen übrigen Goldküsten-Colonie, so wird dennoch in amtlichen Actenstücken bloß von einem Protectorat gesprochen, das sich zur Zeit meiner Anwesenheit landeinwärts nicht über die Lagune hinaus erstreckte. Die Engländer glauben eben des Binnenlandes so sicher zu sein, daß sie sich der Mühe und der Kosten einer noch so einfachen Verwaltung nicht ungern entschlagen. Auch stellt ja, da es ihnen bloß um die

Zölle zu thun ist, einzig und allein die Küste einen wertvollen Besitz dar. Uebrigens ist man, seit in Togo die deutsche Flagge gehißt wurde, in größter Eile dazu übergegangen, das westlich von der Westgrenze des Togogebiets gelegene Land der directen englischen Herrschaft zu unterstellen.

Der geneigte Leser wird, falls er mit englischen Colonialverhältnissen nicht ganz genau vertraut ist, erstaunt sein, zu hören, daß in einer Stadt, wo es ein englisches Fort mit schwarzer Besatzung, wo es eine Post, ein Zollbureau und noch viele andere Bureaux gibt, dennoch alles in allem bloß zwei Engländer leben, nämlich erstens der Bezirkscommissar (district-commissioner), der gleichzeitig der Befehlshaber der kleinen Haussa-Truppe ist, und zweitens der Agent des Hauses F. und A. Swanzy. Die Zahl der Deutschen belief sich dagegen zur Zeit meiner Anwesenheit auf 10. Der Bezirkscommissar, Capitän Campbell, der den durch Dr. Nachtigals Bericht berühmt oder vielmehr berüchtigt gewordenen Firminger ersetzt hatte, schien ein ebenso freundlicher wie wohlwollender Herr zu sein, über den die Kaufleute in keiner Weise Klage zu führen hatten. Das kleine weißgekälkte, mit 4 Geschützen ausgerüstete und von stachlichten Cactushecken umgebene Fort hatte 40 bis 60 Fuß hohe Mauern aus Lehm und aus Steinen, die mit vieler Mühe und großen Kosten von Accra herbeigeschafft worden waren. Daß derartige Befestigungen dem Angriff einer mit noch so kleinen Geschützen ausgerüsteten europäischen Truppe Widerstand leisten könnten, ist völlig ausgeschlossen, aber den Eingebornen gegenüber leisten sie dieselben Dienste wie bei uns eine regelrechte Festung.

Ostwärts vom Volta-Fluß wohnen keine Fanti mehr; das Volk gehört zum Anglo-Stamm des Ewe-Volks, zu dem auch die Eingebornen von Togo, Povo und Dahome zu rechnen sind. Nichts Interessanteres für den Ankömmling als einer der alle 4 Tage abgehaltenen Märkte, zu denen von jenseit der Lagune die wild aussehenden Buschleute herüberkommen, um für ihr Palmöl und ihre Palmkerne europäische Zeuge, Kauri-Muscheln, Krimskrams oder auch solche Nahrungsmittel wie z. B. junge getrocknete Haifische einzutauschen. Dem Neuling erscheint dieses Schauspiel zunächst als eine plumpe Ausstellung unverhüllter menschlicher Körperformen, denn das Anstandsgefühl der Buschleute ist noch nicht bis zu jenen breiten, den größten Teil des

Körpers bedeckenden Hüftentüchern vorangeschritten, die bei den civilisirtern Bewohnern von Quitta die Regel sind. Allerdings soll es, wie mir die Missionare erzählten, auch in Quitta vorkommen, daß die Mädchen aus einem Beweggrund, den man bei uns Koketterie nennen würde, bloß unverhältnismäßig schmale Hüftentücher anlegen.

Dicht am Markte liegt das von jungen und hübschen Sklavinnen wimmelnde Haus Akolatses, des sogenannten „englischen" Häuptlings, der sich durch seinen im Schacher erworbenen Reichtum zur angesehensten Persönlichkeit unter den Schwarzen von Quitta emporgeschwungen hat. Er bewirtete mich, als ich ihn besuchte, mit deutschem Bier, das von der jüngsten unter seinen zahlreichen Frauen credenzt wurde, und zeigte mir einen Säbel, der ihm im Auftrag der Königin von England geschenkt worden sei.

Neben mehrern von Sierra Leone-Negern gehaltenen Schänken, für die ebenso wie in England eine hohe Abgabe bezahlt werden muß, liegt das in neuerer Zeit immer seltener besuchte Haus des Fetischpriesters, der früher, als es noch keine Mission gab, eine große Rolle gespielt haben soll.

Der Volta-Fluß bildet, wie bereits vorher erwähnt, die Ostgrenze des Wirkungskreises der Baseler Missionsgesellschaft. Im Ewe-Land sind dagegen bisher bloß Bremer Missionare thätig gewesen. Es ist bezeichnend für den Opfermut dieser Pioniere europäischer Cultur, daß von 65 insgesamt herausgekommenen Missionaren und von 38 Frauen nicht weniger als 35 Männer und 16 Frauen auf africanischer Erde begraben liegen. Die nach langjähriger aufopferungsvoller Thätigkeit in ihre deutsche Heimat Zurückkehrenden finden zwar häufig Stellung als Pastoren, aber es ist sehr zu beklagen, daß sie nicht mit Gewißheit darauf rechnen können. Die in sehr viel bescheidenern Verhältnissen, obwohl mit gutem Erfolg arbeitende Bremer Mission unterscheidet sich von der Baseler hauptsächlich dadurch, daß sie keine Factoreien und, soviel mir bekannt, auch keine Handwerkerschulen besitzt. Ihre Ware bezieht die Bremer Mission von dem auch in anderer Hinsicht aufs engste mit der Mission in Verbindung stehenden Hause Friedr. M. Vietor Söhne in Bremen. In den Schulen der Mission wird teils von europäischen Missionaren, die der Ewe-Sprache vollkommen mächtig sind, teils auch von eingeborenen Lehrern Unterricht erteilt.

Religiöser Mummenschanz der Kru-Leute von Kamerun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Sonntags predigt man abwechſelnd in Engliſch und im Ewe-Idiom; daß die Miſſionare ſich, ſoweit der Unterricht über die Sprache der Eingebornen hinausgeht, des Engliſchen und nicht des Deutſchen bedienen, iſt, wenn es auch an der engliſchen Goldküſte vielleicht nicht anders möglich war, dennoch ſehr bedauerlich. Hoffentlich aber wird dieſer Fehler im Togo- und Kamerun-Gebiet vermieden werden.

Capitel II.

Unter den Amazonen von Dahome.

(Weida und ſeine Sümpfe. — Abſchließungspolitik. — Eine Boa Conſtrictor im Badezimmer. — Heute nur noch eine Stadt von 20 000 Einwohnern. — Die Ruinen der Sklavenpaläſte. — Das portugieſiſche Fort. — Das Schreckensreich Dahome. — Eine abſolute Monarchie africaniſchen Stils. — Abwechſelnd Kriegszüge und Feſtlichkeiten. — Die Abſchlachtung der Sklaven. — Das Unheimliche der Reiſen nach Abome. — König Gelelé und ſein Thronfolger. — Ptolemäiſche Geſchwiſter-Ehen. — Die Uniform der Kriegerinnen von Dahome. — Amazonen-Tänze. — Der Geſang der jungen Frauen. — Der Handel von Dahome. — Die drei großen Firmen. — Ein Wort an unſere Induſtriellen. — Im Schlangentempel. — Anklänge an die altägyptiſche Religion. — Mahu und Leba ſtellen das gute und böſe Princip dar. — Bachſtelzen, Krokodile und Schlangen genießen göttliche Verehrung. — Meine Reiſe quer durch Dahome. — Geſpenſterfurcht meiner Leute. — Godome und Abome-Callavi. — Die Seeräuber von Ketenu.)

Wie aus den Ruinen unſerer mittelalterlichen Burgen irgend ein gewaltiger Turm hervorragt, trotzig und unempfindlich die unſolidern Wohnſtätten eines neu aufſprießenden Geſchlechts überblickend, ſo lebt in Weſtafrica, unberührt von allen Strömungen der modernen Zeitgeſchichte, ein Ueberbleibſel aus jener guten alten Zeit der Sklaverei und der Autorität, welche man heute als die Jahrhunderte der Barbarei und des Despotismus bezeichnet. Dieſer der ringsumher ſich breitmachenden Civiliſation trotzende Wartturm uralter africaniſcher Barbarei iſt Dahome — eine Ruine, wenn man es ſo nennen will, obwohl in ſeiner Regierung und Verwaltung neben aller Grauſamkeit mehr Leben, Thatkraft und

Weisheit steckt als in der ganzen englischen Goldküsten-Colonie; ein Schreckensreich, wenn man es so nennen will, obwohl der Fremde sich innerhalb seiner ausgedehnten Grenzen der größten persönlichen Sicherheit erfreut. Wie lange wird diese aus verschollenen Zeiten gerettete Säule noch stehen bleiben, dieses märchenhafte Reich mit seinen Amazonen und Menschenopfern, seinem Hofceremoniell und seiner geordneten Verwaltung?

Dahome erstreckt sich bis ans Meer, wo es in Weida, Avrikete, Cutanu u. s. w. einige keiner andern Macht unterthänige Seehäfen besitzt. Man sollte denken, daß dieses Land, welches äußerst fruchtbar und ziemlich dicht bevölkert ist, schon mancher europäischen Macht, besonders Engländern und Franzosen, als ein verlockender Bissen erschienen wäre. Was Dahomes Unabhängigkeit bisher gerettet hat, ist der Ruf, ein Wespennest zu sein, in das eben niemand seine Hand hineinstecken will.

Ohne dieses interessante Stück Erde kennen gelernt zu haben, wollte ich nicht von der Sklavenküste Abschied nehmen. Aber da meine kaufmännischen Freunde von Klein- und Groß-Povo mir behufs Erforschung des Togo-Gebiets schon so viel von ihrer knapp bemessenen freien Zeit geopfert hatten, so wollte ich für das weniger einladende Dahome ihre Güte nicht mehr in Anspruch nehmen und machte mich in einem von drei Schwarzen aus Groß-Povo geruderten Boote der Firma Wölber und Brohm allein auf den Weg.

Von Groß-Povo aus kann man sowohl zur See als auch — und zwar mit guten Bootsleuten in 5½—6, mit schlechten in 7—7½ Stunden — auf der Lagune nach Weida gelangen; letztere Reiseart ist, trotzdem die Ufer der Lagune nicht mehr jene Fülle tropischen Pflanzenwuchses aufweisen, wie sie mich zwischen Klein- und Groß-Povo entzückt hatte, bei weitem die angenehmere. Der gelbe sandige Streifen zwischen Meer und Lagune ist auf weite Strecken hin vollständig kahl und bietet keinerlei Abwechslung, bis man sich nach einstündiger Fahrt dem hauptsächlichsten und zur Zeit einzigen Ausfluß der Lagune des Togo- und Povo-Gebiets nähert. Schon von weitem vernahm ich ein beunruhigendes Rauschen. Als wir näher und näher an die durch den Widerstreit der ausfließenden Wassermassen und der hereinströmenden Flut sich bildende schaumgekrönte Riesenwelle herankamen, ließ mich dieser in der 500m breiten Oeffnung sich ab-

ſpielende Aufruhr der Elemente für unſer kleines ſchwankendes Boot erzittern. Die Lagune behielt, auch als weiterhin an beiden Ufern Mangrovegebüſch auftrat, fortwährend ihr flußartiges Ausſehen.

Nach dreiſtündiger Fahrt zahlte ich bei dem quer über die Lagune ſich erſtreckenden und bloß dicht am Lande eine ſchmale Durchfahrt freilaſſenden Grenzzaun des Königreichs Dahome dem dort wartenden und meine Leute nach dem Reiſeziel fragenden Beamten — einem halbnackten Neger, der ſich in nichts von ſeinen Stammesgenoſſen unterſchied — die übliche Gebühr von einer Flaſche Branntwein. Nach einer weitern halben Stunde wiederholte ſich die Sache bei einem zweiten Zaun, nur mit dem Unterſchied, daß, als ich geraume Zeit auf den ſäumigen Beamten gewartet hatte, meine Leute die Flaſche in deſſen Hütte trugen. Sie benutzten dieſe Gelegenheit, um Kinke (Maisbrot) und übelriechende getrocknete Fiſche zu kaufen, die ſie, während ich auf einer Matte ſitzend meine Koffer als Eßtiſch benutzte, in geſchickter Weiſe mit der Hand zum Munde führten. Da das Eßgeſchäft (Chop-Palaver) bei allen Schwarzen als eine höchſt wichtige Angelegenheit gilt, ſo wurde die Fortbewegung unſeres Bootes während der nächſten Stunde ſo langſam, daß eine ganze Anzahl Canoes unter dem Spott der ſie vorwärts ſtoßenden Weiber und Mädchen zu wiederholten Malen an uns vorüberfuhr, ohne daß ich meine des Engliſchen unkundigen Leute zu energiſcherer Thätigkeit anzuſpornen vermocht hätte.

Bei der Annäherung an Weida traten auf der Landſeite die Kokospalmen immer dichter zuſammen, bis ſie ſchließlich förmliche Wälder bildeten, die aufs angenehmſte gegen die Troſtloſigkeit des bisherigen Landſchaftsbildes abſtachen. Eben waren in weiter Ferne die Flaggenſtangen des Strandes von Weida in Sicht gekommen, als meine Leute das Boot an einer ſumpfigen Stelle aufſetzten und die Sorge, auf trockenen Boden zu gelangen, mir ſelbſt überließen. Schnell ſchrieb ich ein paar Zeilen an den jüngern Randad, Hauptagenten der Firma C. Gödelt, und harrte, nachdem ein Bote durch bruſttiefes Waſſer hinweggewatet war, des Erſcheinens einer Hängematte.

Die eigentümliche Lage von Weida erleichtert die Abſchließungspolitik der Regierung von Dahome und läßt es als eine Unmöglichkeit erſcheinen, daß europäiſche Beſucher anders als unter ge-

wissen Vorbedingungen, zu denen vor allem die Verfügung über eine Hängematte und deren Träger gehört, zur Stadt gelangen könnten. Am Seestrande von Weida befinden sich bloß die Warenlager der drei großen Kaufmannsfirmen des Landes, während die Stadt, in der auch alle fremden Kaufleute wohnen, noch 3½km entfernt ist. Ueber den an dieser Stelle 1km breiten Sandstreifen zwischen Meer und Lagune gelangt man zu dem etwa 500m breiten Binnengewässer und hat dann noch 2km abwechselnd über festen Boden und durch mehrere Fuß tiefen Sumpf zurückzulegen. Obwohl die Lagune so seicht ist, daß sie von den Hängematteuträgern durchwatet werden kann, ohne daß man erst in ein Boot zu steigen brauchte, so nimmt der Weg, der von den Kaufleuten oft genug zurückgelegt werden muß, dennoch beinahe eine Stunde in Anspruch und ist auch, wenn sich grade besonders viele Krokodile in der Lagune befinden, nicht ganz gefahrlos.

Auch nach Westen und in der Richtung nach Abome wird Weida von Sümpfen eingeschlossen — merkwürdigerweise ist es trotzdem ein verhältnismäßig gesunder Aufenthaltsort —, Sümpfen, die der Regierung des Landes wahrscheinlich als die beste Schutzwehr gegen einen kriegerischen Angriff erscheinen, denn so häufig das auch von den fremden Kaufleuten angeregt worden ist, so hat sie dennoch einer Verbesserung der Wege den zähesten Widerspruch entgegengestellt. Da die europäischen Kaufleute gemäß einem alten und aufs strengste gehandhabten Landesgesetze bloß in der Stadt wohnen dürfen und mit Einbruch der Dunkelheit ihre am Strande gelegenen Magazine verlassen müssen, so mag man sich vorstellen, wie sehr dieselben den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse verwünschen. Aber auch von der Unbequemlichkeit abgesehen würde die Anlage einer Pfahlbrücke erwünscht und sogar kaufmännisch rentabel sein, denn gegenwärtig muß für jedes Faß Oel, das unter großer Gefahr des Zerbrechens zum Strande gerollt und geschleift wird, 1 Dollar (4 ℳ) bezahlt werden.

In der Gödeltschen Factorei zu Weida genoß ich während eines zweimaligen Aufenthaltes jene liebenswürdige Gastlichkeit, welche den Ankömmling um so mehr entzückt, weil sie dem Einheimischen als etwas Selbstverständliches erscheint und in der einfachsten, natürlichsten Form dargeboten wird. Diese deutsche Factorei ist mit ihrem großen prächtigen Speisesaal die schönste, die ich bisher an der Sklavenküste gesehen. Aus den Zeiten, als

der Platz, wo jetzt die Factorei ſteht, ein engliſches Fort war, ſtammen die hohen Umwallungsmauern und die zahlreichen, dem Hofe zur Zierde gereichenden Kanonenrohre. Die engliſche Firma F. und A. Swanzy begann das ſeit langer Zeit leerſtehende Fort zu friedlichern Zwecken zu gebrauchen und verkaufte dann, um ihren übrigen zahlreichen Factoreien eine größere Aufmerkſamkeit zuwenden zu können, das ganze Dahome-Geſchäft an das oben genannte Hamburger Haus. Im Garten der Factorei wuchſen vortreffliche Ananas, Bananen und Orangen, es blühten dort duftende Roſen, während Radieschen binnen einer Woche nach der Ausſaat zur Reife gediehen und ſelbſt ein Weinſtock zweimal im Jahre (Januar und September) ſeine etwas verkümmerten Früchte ſpendete. Ein tiefer Brunnen lieferte beſſeres Waſſer, als man es ſonſt in dieſen Gegenden zu finden gewohnt iſt, und ein geräumiges Badezimmer lud jeden Morgen zu willkommener Erfriſchung ein.

Aber damit dieſes verlockende Bild den Leſer nicht zu einem voreiligen Beſuch in Dahome anſporne, möge auch gleich die Kehrſeite hier nachfolgen. Wenn auch nicht unter den blühenden Roſen, ſo lauerten doch — was mir weit unangenehmer war — im Badezimmer unheimliche Schlangen. Eines Morgens, als einer der „Boys" des Hauſes mit Seife und Handtüchern vor mir herſchreitend die Thür des Badezimmers geöffnet hatte, ſah ich denſelben mit entſetzten Gebärden zurückprallen. Ich ſchaute hinein und gewahrte eine mächtige Boa Conſtrictor, die ſeitwärts von der Badewanne ausgeſtreckt nichts Arges zu ſinnen ſchien. Mein Erſtaunen wuchs, als meine Landsleute (Herr Randad und Herr Bödecker), zu denen ich zurückeilte, gar nichts Beſonderes in der Sache fanden und mir thatſächlich zuredeten trotz der Schlange mein Bad zu nehmen. Um das zu verſtehen, muß man wiſſen, daß ſich beinahe täglich größere und kleinere Schlangen in der Factorei einfinden und, anſtatt dem Tode zu verfallen, von einem herbeigerufenen Fetiſchprieſter in den Schlangentempel, von dem ſpäter die Rede ſein wird, zurückgebracht werden. Bloß giftloſe Schlangen erfreuen ſich der göttlichen Verehrung, und da ſie recht ausgiebig gefüttert werden, ſo wird ſelbſt die größte Boa Conſtrictor demjenigen, der ſie in Ruhe läßt, nichts zuleide thun. Immerhin ſcheinen die in den Factoreien angeſtellten Kru- und Accra-Leute, in deren Heimat der Schlangencultus unbekannt iſt,

der Sache nicht recht zu trauen, und auch die Europäer warnten mich davor, abends ohne eine Laterne über den Hof zu gehen, weil ich sonst unversehens auf eine Schlange treten könnte.

Weida, von den Eingebornen Gle-Chue genannt, ist noch immer nicht bloß die volkreichste Stadt Dahomes, sondern der ganzen unabhängigen Sklavenküste überhaupt. Der Höhepunct seiner Blüte fällt aber in die Jahrhunderte des Sklavenhandels, als es nach der geringsten Schätzung 35 000 Einwohner zählte. Durch das Aufhören des lohnenden Sklavenhandels, die Bedrückungen des Königs und die starke Auswanderung — allein in Ague wohnen 3000 Weida-Leute — schrumpfte die Bevölkerung auf ihren heutigen Stand von 19- bis 20 000 Seelen zusammen.

Gleich allen westafricanischen Städten ist auch Weida äußerst weitläufig gebaut, indem, was bei uns ein einzelnes mehrstöckiges Haus sein würde, hier einen Complex von Häusern und Hütten, also ein Gehöft darstellt. Statt der Holzzäune von Groß- und Klein-Povo umgeben hier drei bis vier Fuß hohe Mauern aus rotem Thon die Gehöfte. Die mäßig breiten Straßen, die durch zahllose Löcher und Abfallhaufen nicht grade wegsamer werden, führen überall zwischen solchen Mauern hindurch, die nur selten einen Einblick in die Gehöfte gestatten und dem Ort einen orientalischen Anstrich geben. Der Untergrund ist der überall an der Sklavenküste in der Entfernung weniger Kilometer von der Küste sich findende rote Thon, der sich unter den Fußtritten der Menschen zu einer Art von macadamisirten und keinerlei Staub entwickelnden Wegen gestaltet. Diesem Umstande und vielleicht auch einer bessern Veranlagung seiner Bevölkerung verdankt Weida eine größere Reinlichkeit, als sie in Groß-Povo zu finden ist; immerhin kann Weida in dieser Beziehung auch nicht im entferntesten mit den peinlich saubern Dörfern im Innern des Togo-Gebiets verglichen werden.

Den Eindruck, den eine europäische Stadt mit ihren regelrechten Straßen hervorbringt, kann man schon deshalb von Weida nicht erwarten, weil die alle Häuser und alle Straßen überwuchernde Vegetation bei dem Mangel aller Aussichtspuncte eine Uebersicht ganz unmöglich macht. Nicht nur wuchern Gras und Buschwerk neben den Straßen und in den ausgedehnten Zwischenräumen zwischen den einzelnen Gehöften, sondern auf Schritt und Tritt

findet man ganze Gruppen von Riesenbäumen, jenen Baobabs, Yuccas und Eriodendren, unter deren Laubkronen die nächstgelegenen Häuser fast verschwinden. Uebrigens soll in der Harmattan-Zeit die alsdann eintretende Dürre das Dahinschwinden eines großen Teiles dieses üppigen Pflanzenwuchses mit sich bringen.

Trotz der auf drei Seiten die Stadt umgebenden Sümpfe mangelt es nicht an hübschen Spazirgängen auf hartgetretenen, leicht gangbaren Pfaden. Einer der anmutigsten unter diesen Spazirwegen führt zu dem größten, nicht weniger als 60 Schritt im Umfang messenden Baumriesen dieser Gegend, einem Eriodendron oder Bombax-Baum, dessen teilweise über der Erde sich fortsetzende Wurzeln nicht bloß Nischen, sondern förmliche, für ein Dutzend Maiwein trinkende Gesellschaften vollkommen ausreichende Zimmer bilden.

Die Häuser der Weißen, die Wohnung des Schascha (des ersten Beamten) und ein oder zwei andere abgerechnet, sind alle Gebäude bloß einstöckig. Der Besitz eines zweistöckigen Heims gilt als ein besonderes Vorrecht, das nicht jedermann zusteht, und man hält um so strenger darauf, da zwar das eine Haus etwas besser gehalten sein mag als das andere, da aber im übrigen die Bauart bei allen die gleiche ist. Sowohl die Wohnungen der Eingebornen als diejenigen der Weißen sind aus rotem, mit Wasser gekneteten und zu Quadern geformten Thon hergestellt, einem sehr gebrechlichen Baumaterial, wenn die Regenwässer ungehindert Zugang finden, aber einem ganz vortrefflichen und dauerhaften, wenn nach Abschluß der sehr langsam vor sich gehenden Austrocknung jede sich bemerkbar machende Lücke aufs sorgfältigste verputzt wird. Sich selbst überlassene Häuser gewähren schon nach wenigen Jahren ein Bild des Verfalles, wie man es sich schlimmer gar nicht vorstellen kann. In solchem Zustande befinden sich fast alle die alten Sklavenpaläste, von denen viele ein ganzes Stadtviertel dargestellt haben müssen und deren braune massive Ruinen mich aufs lebhafteste an die Ueberbleibsel der Kaiserwohnungen in Rom erinnerten. Die Schablone ist überall die nämliche, aus Portugal überlieferte. Durch ein anspruchloses Thor tritt man in den mäßig großen, an drei Seiten vom Wohnhaus, an der vierten von der Straßenmauer umschlossenen Hof, wo es sofort auffällt, daß das ganze Erdgeschoß aus Galerieen besteht, die mit schweren Eisenstangen vergittert sind. Hinter diesen an die Raubtierhäuser

Digitized by Google

unſerer Zoologiſchen Gärten erinnernden Gittern lebten die Sklaven, welche genau ebenſo, wie man einen Löwen oder einen Tiger anſchaut, von etwanigen Käufern aufs ungenirteſte beſichtigt werden konnten. Die in portugieſiſchem Stil eingerichteten und möblirten Wohnräume der Sklavenhändler befanden ſich hinter und über dieſen Galerieen. Viele von dieſen ehemaligen Sklavenmagazinen werden noch heute, wenn auch zu andern Zwecken benutzt. Die Inſaſſen der leer ſtehenden und verfallenen oder verfallenden ſind wahrſcheinlich einem Rufe des Königs folgend zur Hauptſtadt Abome gereiſt und nicht mehr von dort zurückgekehrt.

Zur Straßenphyſiognomie von Weida gehören außer allem Geſchilderten noch graſende Kühe (deren Milch jedoch niemals von Europäern getrunken wird), ſchnell einherhuſchende und je nach dem Untergrund, über den ſie laufen, ihre Farbe verändernde Chamäleons, die Straßenpolizei beſorgende Aasgeier und vor allem Hunderttauſende von fliegenden Hunden. An manchem Baume hängt wohl, mit dem Kopf nach unten, ein halbes Tauſend ſolcher lebenden, der Größe nach einem Aasgeier beinahe gleichkommenden Früchte. Anfänglich, als man mir ſolche Bäume zeigte, wollte ich gar nicht glauben, daß dieſe Tauſende und Abertauſende von ſchwarzen baumelnden Geſtalten lebende Weſen ſein könnten. Aber ein Schuß, und in dichten, die Sonne verfinſternden Wolken fliegen die Tagesſchläfer aufwärts.

Die Zahl der zu vorübergehendem Aufenthalt angeſiedelten Europäer iſt in Weida größer als an irgend einem andern Puncte der Sklavenküſte. Abgeſehen von den Kaufleuten, über deren Thätigkeit ich ſpäter ſprechen werde, gibt es eine portugieſiſche Beſatzung und eine franzöſiſche Miſſion. Das von den Portugieſen noch heute ausgeübte Beſatzungsrecht in dem ihnen gehörigen Fort iſt, wenn man ſo ſagen darf, bloß eine Erinnerung an entſchwundene Zeiten und darf keineswegs ſo aufgefaßt werden, als ob die Portugieſen irgendwelche Hoheitsrechte in Weida beſäßen oder auch nur beanſpruchten. Ebenſo unrichtig iſt es aber auch, wenn noch vielfach die neueſten Auflagen unſerer Atlanten Weida, oder wie es nach engliſchem Gebrauch bisweilen geſchrieben wird, Whydah, als engliſchen Beſitz verzeichnen. Dahome iſt ein durchaus unabhängiges Reich, deſſen volle Souveränetät über Weida und die ganze Küſte einſchließlich von Cutanu von keiner europäiſchen Macht beanſtandet worden iſt.

Das Beſatzungsrecht hatte in jenen Zeiten, als es Portugieſen, Franzoſen und Engländern eingeräumt wurde, eine ganz andere Bedeutung, als man ſie ihm heute zuſchreiben würde. Genau eben ſo gut wie jene drei Nationen hätte damals jede andere nach vorheriger Verſtändigung mit der Regierung von Dahome ein Fort erbauen und eine Beſatzung hineinlegen können. Die Anweſenheit einer ſolchen Beſatzung ſchien der König von Dahome eher als eine Ehrenbezeigung denn als eine Beſchneidung ſeiner Souveränetätsrechte anzuſehen. So lange noch in Weſtafrica das Fauſtrecht in ſeiner roheſten Form herrſchte, waren die Beſatzungen zur Beſchützung des Handels von thatſächlichem Wert. Als mildere Zuſtände einkehrten, zogen die Franzoſen und die Engländer ſich zurück; im franzöſiſchen Fort befindet ſich zur Zeit die Factorei von Regis Aîné, im engliſchen die Factorei von C. Gödelt.

Bloß die Portugieſen haben, ohne ſeit dem endgültigen Aufhören des Sklavenhandels (1863) irgendwelche Handelsverbindung mit Dahome zu beſitzen, an ihrem Beſatzungsrecht feſtgehalten, ſpielen aber dabei eine ſo traurige Rolle, daß man ſich wohl fragen darf, ob der gänzliche Verzicht auf dieſe bloß Koſten verurſachende Stellung nicht bei weitem am zweckmäßigſten ſein würde. Das dicht an der Peripherie der Stadt gelegene portugieſiſche Fort mit ſeinen dünnen, weißgekalkten und jeden Erdſchutzes entbehrenden Mauern, ſeinen Vorderladergeſchützen und ſeiner geringen Beſatzung von 30 Mann (10 deportirten Portugieſen und 20 Schwarzen) würde vorausſichtlich ſelbſt dem Angriff einer Handvoll ſchlecht bewaffneter Neger unterliegen. Man erzählt ſich, daß unter dem frühern Commandanten die europäiſchen Soldaten, um ſich einen Nebenverdienſt zu verſchaffen, barfuß für die ſchwarzen Marktweiber Säcke getragen hätten. Im Gegenſatz hierzu fand ich das Fort recht ſauber geputzt, die Soldaten, deren Verbrecherphyſiognomieen mich allerdings abſtießen, ordentlich in weiße leinene Uniformen mit ſchwarzem Lederzeug gekleidet und ihre Snidergewehre in gutem Zuſtande. Der Commandant, der in ſeiner Heimat Lieutenantsrang gehabt hatte, ein hochgewachſener Mann mit den angenehmen Umgangsformen des Südländers, wartete, da ſeine Dienſtzeit in Africa längſt abgelaufen war, recht ſehnſüchtig auf das Erſcheinen jenes Kanonenbootes, das ihn zur Heimat zurückbringen ſollte. Sein Sohn diente ihm als Adjutant und als einziger Officier; außerdem waren ihm noch ein Arzt

und für die kirchlichen Bedürfniſſe der Deportirten zwei Patres beigegeben. Die Kirche oder Capelle des Forts fand ich in der That nicht übel, auf ihre innere Ausſchmückung hatte man augenſcheinlich viel Mühe und Sorgfalt verwandt, wobei es allerdings vorgekommen war, daß man die zum Altarſchmuck verwandten korinthiſchen Säulen, die, wer weiß von welchem Orte hierher verſchlagen worden, mit dem Capitäl nach unten aufgeſtellt hatte.

Sind nun auch die in Weida vorhandenen militäriſchen Machtmittel der Portugieſen nicht grade der Art, daß ſie den auf ihre volle Unabhängigkeit pochenden Dahome-Leuten zu imponiren vermöchten, ſo ſtehen dennoch meines Erachtens die Portugieſen in größerm Anſehen als irgend eine andere europäiſche Macht. Wohl behandelt man ſie zuweilen etwas ſehr von oben herab oder benutzt ſie als Spielball, aber die Thatſache, daß die innerſten Seiten der Negernatur von keiner andern europäiſchen Nation ſo gut wie von den Portugieſen verſtanden werden, gelangt doch immer wieder zu ihrem Rechte. Der Commandant, der Officier und der Arzt des portugieſiſchen Forts bilden auf den ihnen angewieſenen Ehrenplätzen eine als unumgänglich notwendig erachtete Staffage zu allen größern Feſtlichkeiten, wie denn auch noch kürzlich der Commandant und nach ihm der Arzt dem König einen Beſuch in Abome abgeſtattet haben. Das große Talent der Portugieſen beſteht darin, daß ſie ihre Intereſſen mit den Schwächen und dem Eigennutz des Negers identificiren und dennoch niemals allzu vertraut werden. Die Engländer gelten überall dort, wo der Humanitätsſchwindel von Sierra Leone noch nicht zur Geltung gelangt iſt, als zu ſchroff, ſie verſtehen ſich nicht auf das, was dem Neger zumeiſt am Herzen liegt. Die Franzoſen hinwiederum verſcherzen durch hundert Kleinigkeiten jene Autorität, die beim Neger um jeden Preis aufrechterhalten werden ſollte. Die Portugieſen dagegen werden von den Negern einerſeits als diejenige Nation angeſehen, die ihnen ſelbſt am ähnlichſten iſt und ſie am beſten verſteht, anderſeits als diejenige, welche am kräftigſten die Zuchtrute zu ſchwingen weiß. Ganz beſonders tritt das in Dahome hervor, wo jedermann vom König abwärts bis zum Händler über den entſchwundenen Glanz der Sklavenzeit trauert. Da die meiſten in Dahome anſäſſigen Portugieſen dieſe Anſchauungsweiſe teilen, ſo iſt damit ein Anknüpfungspunct gegeben, der allen übrigen Nationen fehlt.

Von ganz anderm Schlage als die Portugiesen sind die Väter und Schwestern der französischen Mission; nicht als ob ich behaupten wollte, daß sie auch nur annähernd einen ebenso großen Einfluß ausübten oder sich auch nur annähernd ebenso gut auf die Behandlung der Neger verständen. Die französischen Missionare sind Männer von besonderer und ausgezeichneter Begabung, im Vollbesitz aller modernen Bildung und Wissenschaft bilden sie einen seltsamen Gegensatz zu den formgewandten, aber auf eine beinahe mittelalterliche Schulbildung zurückblickenden Portugiesen. Wenn sie in ihren langen weißwollenen Gewändern mit Sonnenhelm und einem schwarzen Kreuz auf der Brust über die Straßen schreiten, grüßen viele Schwarze aufs ehrerbietigste, aber mir scheint es, daß sie trotz aller Achtung, die man ihnen entgegenbringt, nicht so tief in die Herzen des Volkes hinabsteigen, als es die weniger gebildeten Portugiesen thun würden.

Alle katholischen Missionen an der Sklavenküste sind von der „Mission Africaine de Lyon“ gegründet worden und beschäftigen sich, von der Heidenbekehrung abgesehen, ausschließlich mit Schulunterricht. Nachdem die Katholiken vor einigen Jahren aus Dahome vertrieben worden waren, ist seit dem August 1884 wiederum eine unter Père Ménager, dem „Préfet apostolique du royaume de Dahome“ stehende Station dort eingerichtet worden, in der während meines Aufenthaltes außer dem genannten Vorsteher noch Père Dorgère und Père Sattler (ein Luxemburger) thätig waren. Drei Schwestern, von denen die Mère Supérieure trotz des für eine europäische Frauennatur wahrhaft entsetzlichen Klimas bereits zehn Jahre in dem benachbarten Ague gelebt hat, beschäftigen sich in einem zweiten Hause (auch einem ehemaligen Sklavenpalast) mit dem Unterricht der jungen Mädchen. Sie klagten mir, daß der jugendliche Teil der weiblichen Bevölkerung aus wahrhaften Tigerkatzen bestehe und weit schwerer zu erziehen sei als die Knaben. In beiden Schulen der Mission darf auf Befehl des Königs bloß Portugiesisch oder allenfalls auch Französisch unterrichtet werden, da das Englische völlig verpönt ist. Die Fußböden in der Mission fand ich, wie das hierzulande vielfach üblich ist, mit schnell trocknendem Kuhmist überstrichen — einem vortrefflichen Mittel zum Fernhalten aller lästigen Insecten.

Bei meiner Beschreibung der Togo- und Povo-Gebiete wird der Leser sich über den nahezu vollständigen Mangel jeder staat-

lichen Gewalt und Autorität gewundert haben. Grade das Gegenteil findet man in Dahome: in ganz Africa ist kein so vollendeter, kein so systematischer Despotismus zu finden. Alles und jedes in diesem Lande dreht sich um das Wort „König". Und doch ist dieser König selbst wieder durch alte, aufs strengste festgehaltene Ueberlieferungen, durch eine aus Fetischpriestern und Mitgliedern der alten Häuptlingsfamilien bestehende Aristokratie in seinem Thun und Lassen so sehr beschränkt, daß jede wesentliche Neuerung ihm Thron und Leben kosten würde. Die mit der Ausführung der Bestimmungen des Königs betrauten Menschen, einerlei, welche Rangstufe sie in der Verwaltungs-Hierarchie einnehmen mögen, werden „Königsleute" genannt. Ob diese ganze Staatsmaschinerie durch wirkliche Kraft oder durch den Schrecken, den sie von alters her ausstrahlt, ihr Ansehen auch bei feindlichen Völkerstämmen behauptet, bleibe dahingestellt. Jedenfalls fehlt es nicht an Anzeichen für wirkliche Energie, wie denn z. B., als 1855 ein Aufstand der Mohamedaner auszubrechen drohte, kurz vor dem Losschlagen über 3000 Personen auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Daß aber die eigentlichen, hinter den Coulissen stehenden Machthaber, d. h. die Fetischpriester und die Aristokratie, nicht auf die Energie allein vertrauen, sondern zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft jede Art von Terrorismus benutzen, geht aus vielerlei Kleinigkeiten hervor. Damit nicht etwa der König unter die Herrschaft der an Bildung überlegenen Weißen gerate, besteht ebenso wie in Porto-Novo, in den kleinen Staatsgebilden des Kamerun-Gebirges und an vielen andern Puncten Westafricas die Bestimmung, daß der Monarch unter Gefahr der Entthronung und des Todes weder das Meer sehen noch auch das Geräusch der Brandung hören dürfe. Vom Volke, dem schon die alljährliche Abschlachtung der Kriegsgefangenen einen mit Vergnügen gemischten Schauder einflößt, ist, wer das geringste gegen den König unternimmt oder spricht, unwiderruflich verloren.

Da zu dieser über dem Haupt eines jeden schwebenden Gefahr eine drückende Recrutirung und ein drückendes Steuersystem hinzukommen, so übersteigt die Auswanderung trotz der großen Fruchtbarkeit des Landes dermaßen den gar nicht unbeträchtlichen Nachwuchs, daß in einigen Gegenden, die früher einen sehr fleißigen Ackerbau aufwiesen, eine Art von Entvölkerung eingetreten ist.

Ich will jedoch gleich hierbei erwähnen, daß die Angaben über diese Verringerung des Volkes von Dahome, aus so guter Quelle sie mir auch zugekommen sind, dennoch etwas unbestimmt und schwankend erscheinen, weil meine Gewährsleute die Unterscheidung zwischen ursprünglich von Dahome-Leuten bevölkerten Gebietsteilen und solchen, die durch die alljährlichen Kriegszüge des Königs entvölkert, später mit Dahome-Leuten besiedelt wurden, nicht genau innegehalten zu haben scheinen.

Zu dem mit ebenso strenger Folgerichtigkeit wie unerbittlicher Barbarei aufgebauten Mechanismus des Staatswesens von Dahome gehört auch die Spionage, die ebenso wie bei den Jesuiten zu einem vollkommenen System entwickelt worden ist. Ein Häuptling beaufsichtigt stets den andern, in allen Berufsschichten finden sich Spione, und die europäischen Kaufleute weigern sich, Eingeborne von Dahome als Dienstboten oder Frauen in ihr Haus zu nehmen.

Der hauptsächlichste, bloß von Sklaven, Eunuchen und Weibern bewohnte, sehr weitläufig gebaute Palast des Königs befindet sich in Abome, der Hauptstadt des Landes, die nach den übereinstimmenden Angaben der portugiesischen Officiere, der katholischen Missionare und der Hauptagenten der beiden französischen Kaufmannshäuser wohl nicht mehr als 10 000 Einwohner zählt. In dem eine starke Tagereise hinter Abome ansteigenden Gebirge besitzt der König noch mehrere andere Paläste, die abwechselnd in verschiedenen Jahreszeiten von ihm bewohnt werden. Zu den Pflichten des Königs gehört es, alljährlich im ersten Semester (nach einheimischer Zeitrechnung) einen Kriegszug und im zweiten Semester großartige Festlichkeiten, die in militärischen Aufzügen, Tänzen, Gesängen und Massenabschlachtungen gipfeln, zu veranstalten. Der Zeitpunct, wann der König ins Feld rückt, entzieht sich der Kenntnis der Europäer, die ja nur in sehr seltenen Ausnahmefällen nach Abome hinaufkommen. Weit besser ist die Zeit der Festlichkeiten bekannt, da zu diesen eine ganze Anzahl Leute vermittelst königlichen Befehls von Weida aus hinaufbeordert werden. Gewöhnlich geschieht das im Januar oder Februar; 1884 aber begannen die Schaustellungen erst ausnahmsweise im Mai, weil der König auf einem Kriegszuge zurückgeworfen worden war und, um die betreffende Stadt dennoch einzunehmen, erst neue Truppen hatte sammeln müssen.

Seitdem im Westen alles Land bis dicht vor Atakpame (mit

Atakpame beſteht jetzt ein freundſchaftliches Verhältnis) und im Südoſten bis einſchließlich Cutanu erobert worden iſt, richten ſich die Kriegszüge des Königs, wenn man dieſelben ſo nennen darf, vorwiegend nach den dichtbevölkerten, nördlich und nordweſtlich von Lagos gelegenen Yoruba-Ländern. Nach unſern Anſchauungen iſt dieſe Kriegführung unbeſchreiblich feige und entwürdigend. Man darf aber nicht vergeſſen, daß der unter andern Verhältniſſen aufgewachſene Neger andere Anſchauungen beſitzt, daß bei den nordamericaniſchen Indianern, deren Mut gewöhnlich ſo hoch gerühmt wird, zwiſchen der Wertſchätzung eines Männer-, Weiber- oder Kinder-Skalps kein Unterſchied beſteht. Begleitet von ſeinen Amazonen und einer bloß mit Schwertern, Streitäxten und Steinſchloßgewehren bewaffneten, aber wohlgedrillten und wohldiſciplinirten Armee überfällt der König irgendeine wehrloſe und nichts ahnende Stadt, deren Einwohner mit Einſchluß der Weiber und Kinder erbarmungslos hinweggeſchleppt werden.

Der Gebrauch, einen Teil dieſer Kriegsgefangenen abzuſchlachten, ſcheint ſich erſt mit dem Aufhören des Sklavenhandels zu ſeiner ſpätern Ausdehnung entwickelt und auch ſeitdem wieder ein wenig nachgelaſſen zu haben. So lange die Kriegsgefangenen in unbeſchränkter Anzahl als Sklaven verkauft werden konnten und dementſprechend für den Kopf ein kleines Capital darſtellten, mußte die Verſuchung, ſie als Gladiatoren oder Schlachtopfer zu benutzen, in der tief eingewurzelten Habgier des Negercharakters ein natürliches Gegengewicht finden. Als der Sklavenhandel mit dem Anfang der ſechziger Jahre zu erlöſchen begann, ließ man aus Ueberlieferung und Gewohnheit die jährlichen Kriegszüge fortbeſtehen, ſodaß die Verſuchung, ſich der Gefangenen zur Ausdehnung der dem Volke nun einmal lieb gewordenen Hinrichtungsſchauſpiele zu bedienen, ſehr nahe lag. Es wird behauptet, daß urſprünglich, d. h. in einer ſchon ziemlich weit hinter uns liegenden Zeit, bloß die während eines ganzen Jahres angeſammelten Verbrecher zu den einmaligen feſtlichen Abſchlachtungen benutzt worden ſeien. Wahrſcheinlich hat ſich dann die Sache in ganz ähnlicher Weiſe weiter entwickelt, als die nicht viel weniger rohen ſpaniſchen Stiergefechte. Urſprünglich iſt das Pferd des Picadors ganz gewiß nicht dazu beſtimmt geweſen, ſeine Eingeweide unter den Hörnern des Stiers hervorquellen zu laſſen. Aber die Blutgier des Publicums brachte es mit ſich, daß der Picador, welcher

sein Pferd opferte, mehr beklatscht wurde als jener andere, der mit geschicktem Lanzenstoß den Anprall des Stiers abwehrte. Daß dem so ist, sehen wir in Spanien an den Spielen der „Aficionados" oder Stierfechterei-Dilettanten, die, wertvolle Vollblutpferde reitend, deren Leben selbst dem wildesten Stier gegenüber niemals aufs Spiel setzen. Und daß man in Africa ohne Gewissensbisse darauf verfiel, die Zahl der Verbrecher durch unschuldige Kriegsgefangene zu vermehren, bedarf für denjenigen, der Land, Leute und namentlich die Geringschätzung des menschlichen Lebens kennt, keinerlei Erklärung.

So gut oder so schlecht die Sklaven — und als solche gelten die Kriegsgefangenen — behandelt werden mögen, so sieht man sie doch stets als eine „Sache" an im Gegensatz zu den Freien, die „Personen" sind. So beträgt beispielsweise am Kamerun-Fluß das Sühngeld für die Erschlagung eines Sklaven bloß 5 Kru (etwa 60—80 ℳ), während für einen Freien überhaupt kein Sühngeld angenommen wird. Daß die allmähliche Einschränkung und gänzliche Verhinderung des Sklavenhandels den Kriegsgefangenen von Dahome ein leichteres Los geschaffen habe, mag nach dem Gesagten füglich bezweifelt werden. Auch die Behandlung der Sklaven soll, seit man nicht mehr unumschränkt über sie verfügen kann, härter und schlechter geworden sein. Genau das gleiche finden wir in Brasilien, wo, seitdem alle neugeborenen Sklavenkinder vom 21. Jahre an frei sind, die Arbeitskraft der ältern Sklaven bis zur letzten Neige ihrer Kräfte ausgenutzt und für das junge Geschlecht weit weniger gut gesorgt wird als früher. Unter dem Aufhören des Sklavenhandels darf selbstverständlich bloß der überseeische Teil des Geschäftes verstanden werden.

In Africa selbst und besonders ein wenig landeinwärts von der Küste ist der Sklavenhandel, wenn nicht ganz, so doch fast ebensosehr in Schwung wie vor 30 und 40 Jahren. Es sind jedoch durch die Verschließung aller bedeutendern Absatzgebiete die Preise ganz außerordentlich gedrückt worden, sodaß augenblicklich eine hübsche Jungfrau oder ein kräftiger Mann schon für 80 Dollars (320 ℳ) zu erstehen sein würde. Selbst in Weida, also dicht an der Küste, könnte, wer eine Verwendung dafür hätte, ohne Schwierigkeit, wenn auch bloß unter der Hand, jede gewünschte Anzahl von Sklaven kaufen. In dieser Hinsicht

Neger Albert Wilson.
(Aus der Gartenlaube.)

erhielt ich interessante Aufschlüsse bei einem für mich besonders veranstalteten Gastmahl, zu dem alle ehemaligen Sklavenhändler von Weida Einladungen erhalten hatten. Wohlmeinend und alles Ernstes riet mir ein alter portugiesischer Marquis, selbst wenn, wie er hoffe und wisse, der Sklavenhandel wieder eingeführt würde, mich nicht damit abzugeben, denn aus eigener Erfahrung könne er versichern, daß das Geschäft schlecht, d. h. auf die Dauer nicht lohnend sei.

Habe ich im vorstehenden die wesentlichsten Scheußlichkeiten der despotischen Regierung von Dahome aufgezählt, so ist es eine Sache der Gerechtigkeit, auch deren hohe Vorzüge und, wenn man sie so nennen will, Tugenden nicht unerwähnt zu lassen. So weit ich Westafrica kennen gelernt habe, gibt es dort, die europäischen Colonieen nicht ausgeschlossen, kein Land, wo Ordnung und Gerechtigkeit besser gehandhabt würden, als in Dahome. Der europäische Ansiedler lebt dort zum wenigsten ebenso sicher wie in Gorée, Accra und Lagos und erfreut sich außerdem einer bessern Rechtspflege. Das große Problem, bei gleichem Recht für Weiße und Schwarze dennoch deren ganz verschiedene Stellung zu berücksichtigen, ist hier in praktischer, wenn auch vielleicht theoretisch nicht zu rechtfertigender Weise gelöst worden. So sehr das auch von der Schule der englischen Humanitätsfreunde geleugnet werden mag, so ist es dennoch ganz unthunlich, die Handlungen von Weißen und Schwarzen mit gleichem Maße zu messen. Auch bei uns findet niemand etwas Entwürdigendes darin, daß ein böses Kind mit der Rute gezüchtigt wird, während die gleiche Strafe bei Erwachsenen, falls sie nicht etwa rohe Verbrecher sind, nicht am Platze sein würde. Nun ist und bleibt aber der Neger im Vergleich zum Weißen ein Kind, wie hoch auch immer sein Alter sich beziffern möge. Zudem benötigt seine rohere Natur ein höheres Maß von Autorität und andere Strafen als diejenigen, welche bei Europäern die wirksamsten und zweckmäßigsten sind. Neger in europäischem Stil mit verantwortlicher Regierung und gesetzgebenden Körperschaften regieren zu wollen, ist ein Unding, fast möchte man sagen, ein Wahnsinn. Den Erfolg solches Versuches kann man an jenen unverschämten Neger-Lümmeln, die von Sierra Leone aus Westafrica überfluten, auf Schritt und Tritt studiren. Meines Erachtens hätten die europäischen Colonialregierungen, bevor sie solch gefährliche, die Autorität der weißen

Rasse untergrabende Versuche anstellten, die einheimischen, aus der Negerrasse selbst hervorgegangenen und ihrer Natur jedenfalls am besten angepaßten Regierungsformen etwas näher studiren sollen.

Von solch einheimischen Regierungsformen habe ich in Africa zwei ganz verschiedene kennen gelernt, die sich aber beide recht gut zu bewähren schienen. Die eine Form ist diejenige der scharf ausgeprägten, ihre Autorität bis ins kleinste zur Geltung bringenden Monarchie. Die andere Form, die wir außer in Dahome, Aschanti und Porto-Novo an der ganzen Sklavenküste finden, ist mehr republicanischer Art und gestattet fast ohne jede staatliche Autorität sowohl den Individuen wie den kleinen Gemeinwesen das denkbar größte Maß von Freiheit. Sowohl unter den einzelnen Individuen wie unter den Gemeinwesen waltet der Grundsatz, ein gewisses Gleichgewicht aufrechtzuerhalten und Ausschreitungen durch die Gewißheit einer allerdings etwas umständlichen Vergeltung zu verhindern. Sowohl in den despotisch regierten Neger-Monarchieen als in den mehr republicanischen Staatsgebilden vermag der Weiße die Autorität seiner Rasse weit besser aufrechtzuerhalten als dort, wo, wie z. B. in Sierra Leone oder in Victoria, der Schwarze künstlich und ohne genügende Vorbildung zur Rangstufe des Weißen hinaufgeschraubt werden soll.

In den nicht von Europäern bewohnten Ortschaften des Königreichs Dahome ruht die Verwaltung in den Händen eines von mehrern Spionen beaufsichtigten Vertreters des Königs, der den Titel „Avoga" (das Wort ist von den Portugiesen eingeführt und gleichen Ursprungs wie unser „Advocat") führt. In Weida dagegen gibt es einen ebenfalls Avoga genannten Vertreter für die Schwarzen und einen zweiten, dem der Titel Chacha (ausgesprochen Schascha) zukommt und der gleichzeitig so etwas wie Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist, für die Weißen. Dem Range nach steht der Chacha unter dem Avoga, die Verhältnisse aber bringen es mit sich, daß thatsächlich sein Einfluß bei weitem der größere ist. Man kann das Verhältnis der beiden Beamten auch so darstellen, daß der Avoga, dem das Recrutirungsgeschäft obliegt und der ein Schwarzer sein muß, die höchste Militärbehörde, der Chacha dagegen, der fast immer, wenn nicht ein Weißer, so doch ein Mischling ist, die höchste Civilbehörde darstellt. Da der Chacha dem Avoga an Bildung weit überlege-

ist, so empfindet er jene wenigen Kleinigkeiten, die an seine geringere Rangstellung erinnern, fast als eine Kränkung. Er muß beispielsweise seinen Stock, der allen Weißen, die das Land verlassen wollen, als Paß dient, zuerst behufs Erfüllung einer schwer verständlichen Formalität an den Avoga, oder falls derselbe verreist ist, an dessen Stellvertreter senden, der ihn nach wenigen Stunden zurückzuschicken pflegt.

Sowohl dem Chacha wie dem Avoga und den dem letztern zur Seite stehenden Häuptlingen (so etwas wie Geheimen Räten) ist je ein Viertel der Stadt behufs Schlichtung der von Schwarzen gegen Schwarze angestrengten Klagen zugewiesen. Alle Rechtsfälle, die auf Europäer Bezug haben, kommen jedoch ohne Rücksicht auf das Stadtviertel vor den Chacha, der außer seinen sonstigen Obliegenheiten als der vom König eingesetzte Anwalt und Beschützer der Weißen gilt. Wie der Neger überhaupt ein verhältnismäßig feines Gefühl für Recht und Unrecht besitzt, so halten namentlich die Beamten von Dahome streng darauf, daß einerseits die Autorität der weißen Rasse von ihren schwarzen Stammesgenossen nicht angetastet und anderseits diese selbe Autorität von den Weißen nicht mißbraucht werde. Der Eingeborne von Dahome, der sich eines Unrechts schuldig macht, wird in den meisten Fällen recht streng bestraft werden. Aber es gilt als unzulässig, daß der Weiße die Bestrafung selbst in die Hand nehme und einen Dahome-Mann ebenso ungescheut prügele, wie er das mit Kru- und Accra-Leuten, für welche die Regierung von Dahome bloß in sehr beschränktem Maße eintritt, ohne weiteres thun darf. Zu wichtigern Verhandlungen, wie deren während meines Aufenthaltes Père Ménager eine im Interesse der französischen Nonnen veranlaßt hatte, beruft der Chacha alle in Weida lebenden Weißen mit Ausnahme solcher Individuen, die (wie z. B. ein Holländer) durch schlechten Lebenswandel des Vorrechtes ihrer weißen Haut verlustig gegangen sind und sich auf den Standpunct von Schwarzen gestellt haben. Bei solchen Verhandlungen ist der Wunsch, Gerechtigkeit, und zwar strengste Gerechtigkeit zu üben, so klar ersichtlich, daß auch nicht der leiseste Zweifel an der Aufrichtigkeit des Gerichtsverfahrens aufkommen kann.

Weniger gut als die Rechtspflege ist das Steuersystem entwickelt. Von den Eingebornen werden Abgaben in der Weise erhoben, daß der König jedem Häuptling befiehlt, eine gewisse

Menge Palmöl einzuliefern. Der Häuptling verteilt die Abgabe wieder auf die ihm unterſtellten Unterthanen, und da meiſten nicht freiwillig gezahlt wird, ſo muß ein wenig mit Gewal nachgeholfen werden. Von den Weißen werden hier wohl Ab gaben für die von ihnen betriebenen Handelsgeſchäfte, aber kein ſolche Steuern wie von den Schwarzen erhoben, es ſei denn daß ſie ſich, wie der oben erwähnte Holländer, durch ihren Lebens wandel auf den Standpunct von Schwarzen geſtellt hätten.

Ob den zahlreichen Vorrechten, deren ſich die in Dahom angeſiedelten Weißen erfreuen, bloß die Anerkennung der Ueber legenheit der weißen Raſſe zugrunde liegt oder ob die Furcht bei anderartigem Verhalten mit jenen Regierungen, deren Unter thanen die Weißen ſind, in Verwicklungen zu geraten, dabei ein Rolle ſpielt, dürfte ſchwer feſtzuſtellen ſein. Sogar der König der im übrigen für ſeine Wünſche und Liebhabereien, ſoweit ſi nicht gegen die Ueberlieferung verſtoßen, kaum irgendwelch Schranke kennt, befleißigt ſich den Weißen gegenüber einer große Mäßigung und Zurückhaltung. Jeder Schwarze, den der Köni an ſeinen Hof nach Abome beruft, muß bei Strafe des Todes Folg leiſten, obwohl er niemals völlig davon überzeugt ſein kann, daß e wieder zurückkehren werde. Aber ſo gern auch der König namentlic bei Feſtlichkeiten die Anweſenheit von Weißen ſehen würde, ſo gilt e dennoch als Landesgeſetz, daß ein Europäer niemals gezwunge werden dürfe, nach Abome zu reiſen. Begibt ſich jemand freiwilli dorthin, ſo glaubt der König durch dieſe Thatſache ein gewiſſe Recht über ihn zu haben und feſſelt ihn oft Monate lang an ſeine Hof. Dieſes Ungewiſſe, in das man hineingeht, hat manche mit ihre Zeit nicht allzu freigebige Beſucher von Dahome und unter ander auch den Verfaſſer dieſes Buches von einem Beſuche der Haup ſtadt zurückgeſchreckt. Man kann wohl vorausbeſtimmen, wan man nach Abome abreiſen, aber niemals, wann man wieder zu rückkehren werde. Im günſtigſten Falle mag die Sache 2 bis 3 Wochen, im ungünſtigſten, d. h. wenn man das Unglück ha durch irgendwelchen Zufall den König zu intereſſiren, mag ſi Monate über Monate dauern. Es iſt Sitte, bei Beſuchen i Abome ein Geſchenk mitzubringen, das jedenfalls etwas Neue und noch nicht von den Factoreien Angebotenes ſein muß. Au wird durch die große Anzahl der Träger, die man beſolden un beköſtigen muß, die Reiſe ziemlich koſtſpielig. Als Gegengeſchen

pflegt der König gleich nach der Ankunft Lebensmittel und kurz vor der Abreise ein paar Sklaven (meistens zwei Jungfrauen) zu senden. In dieser Weise brachte der Hauptagent eines Bremer Hauses ein paar Sklaven mit herunter, denen er natürlich gleich nach der Rückkehr die Freiheit schenkte. Obwohl der König es sehr erwünscht findet, daß die in Abome weilenden Europäer allen Festlichkeiten beiwohnen, so scheint doch auf diejenigen, welche sich dem Anschauen der Menschenschlächtereien entziehen wollen, neuerdings kein Zwang mehr ausgeübt zu werden. So berichteten mir sowohl der Commandant und der Arzt des portugiesischen Forts wie auch Herr Gaillat von der Firma Cypr. Fabre u. Co., der mehrere Wochen in Abome gelebt hat, ohne ein einziges Menschenopfer zu sehen.

Trotz der greulichen, von ihm veranstalteten und geleiteten Festlichkeiten soll der sehr alte König Gelelé im Grunde genommen ein ganz wohlwollender Herr sein. Auch behauptet man, daß der Thronfolger, der ungefähr ebensoviel Macht hat wie der König, einer Abschaffung der alten Gebräuche nicht abgeneigt sei. Versuche in dieser Richtung sind namentlich von den Engländern schon mehrmals gemacht worden. Am 13. Januar 1852 kam zwischen England und dem damaligen Könige Gezo ein Vertrag zustande, wonach der Sklavenhandel abgeschafft werden sollte. Am 12. Mai 1877 folgte ein mit dem noch jetzt regierenden Könige Gelelé abgeschlossener Vertrag, wonach die Sklavenausfuhr endgültig verboten und kein Engländer gezwungen werden sollte, den in Abome stattfindenden Menschenopfern beizuwohnen.

Trotz dieser Verträge, zu denen man sich herbeiließ, sind die Engländer in Dahome niemals besonders beliebt gewesen. Als 1876 der Agent des Hauses F. u. A. Swanzy die öffentliche Meinung stark gegen sich aufgeregt hatte, zog man ihm in großer Versammlung die Stiefel aus (es gilt das als die größte Schmach, die man einem Weißen anthun kann). Das kurz darauf an der Küste erscheinende englische Geschwader verhängte eine Blockade über alle Hafenplätze von Dahome und forderte einen Schadenersatz von 400 Puncheons Oel (in Geldeswert etwa 80 000 Mark). Aber der König von Dahome kümmerte sich wenig um die Blockade, die den europäischen Kaufleuten weit mehr Schaden zufügte als ihm selbst, und machte gar keine Anstalten, die geforderte Summe aufzutreiben. Schließlich übernahmen die zwei französischen

Firmen, denen die Wiedereröffnung des Handels am Herzen lag, die Zahlung von 200 Puncheons, womit sich die Engländer stillschweigend für befriedigt erklärten. Ein neues Gegenstück zum Aschantikriege würde ihnen um so weniger erwünscht gewesen sein, da im allgemeinen die Ansicht vorherrscht, daß Dahome wegen der den Vormarsch nach Abome fast unmöglich machenden Sümpfe nur sehr schwer angegriffen und niedergeworfen werden könnte.

Trotzdem man den Deutschen im großen und ganzen sehr viel Achtung und Vertrauen entgegenbringt, wurden im Februar 1883 doch auch zwei Deutsche, die Herren Elliott und Meyer, und zwar von Leuten des Königs mißhandelt. Wegen eines angeblichen Fetischfestes hatte man den genannten Herren den Weg zum Strande verlegen wollen und sie, als sie dennoch durchzudringen versuchten, gefangen genommen. Sechs Monate später erschien die „Elisabeth" vor Weida, ohne daß jedoch die Sache eingehender untersucht worden wäre.

In neuester Zeit haben bloß die Franzosen, und zwar in ziemlich unbefriedigender Weise mit der Regierung von Dahome Unterhandlungen geflogen. 1883 boten sie eine Schutzherrschaft an und wollten dem Könige für die Abtretung der vier Küstenplätze des Landes (Weida, Avrikete, Godome-Strand und Cutanu) eine Jahresrente von 40 000 ℳ zahlen. Der von Porto-Novo herübergekommene Hauptagent der Firma Regis Aîné, der diesen Antrag überbracht hatte, wurde des Landes verwiesen. Im October 1884 soll der Vorschlag erneuert worden sein. Man suchte, wie es heißt, mit Umgehung des grade in Abome weilenden Chacha einen in französischer Sprache geschriebenen Brief (das Schreiben vom vorhergehenden Jahre war portugiesisch abgefaßt) an den König zu befördern. Gelelé aber gab diesen Brief dem Chacha zur Uebersetzung und erklärte, daß er sein Land selbst verwalten könne.

Der jetzige Chacha von Weida, Juliano de Souza, meistens bloß „Juliano" genannt, stammt aus einer alten portugiesischen Familie, die aber seit Generationen mit Negerblut durchtränkt worden ist und so ziemlich in allem und jedem die Sitten der eingeborenen Vornehmen angenommen hat. Der große, durch Sklavenhandel erworbene Reichtum, dessen sich die Familie de Souza während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfreute, ist durch allzu verschwenderisches Leben verloren gegangen, sodaß sogar nach und nach jene Diamanten, auf welche die Familie besonders stolz

war, verpfändet und verkauft werden mußten. Dem klugen Juliano gelang es jedoch am Hofe von Abome, wo er bis dahin ziemlich mißbeliebt war, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden und jene Chacha-Würde zu erlangen, die sein verstorbener Bruder bereits bekleidet hatte. Seitdem wächst das Ansehen der Souza-Familie von Jahr zu Jahr; jedermann huldigt dem zum zweiten Mal strahlenden Stern.

Ein Gehalt in unserm Sinne beziehen die Beamten von Dahome nicht, ihr Verhältnis zum König und zur Centralregierung erinnert an die alten persischen Satrapen. Daß die Beamten auch von jenen Geschenken, die sie in Abome zu erhalten pflegen, nicht leben können, ist um so einleuchtender, als die Geschenke, die sie selbst mitbringen müssen, von höherm Werte zu sein pflegen. Trotz alledem gelten hohe Stellungen wie diejenige des Avoga oder Chacha als eine Quelle des Reichtums. Es würde zu weit führen, wenn ich den Leser noch tiefer in dieses Labyrinth orientalisch-barbarischer Finanzkünste hineingeleiten wollte. Nur so viel sei erwähnt, daß in ganz Westafrica auch die größten und angesehensten Persönlichkeiten den aus dem Handel sich ergebenden Verdienst nicht verschmähen. Selbst der stolze Juliano erachtet es nicht unter seiner Würde, einen allerdings etwas versteckt gelegenen Laden zu unterhalten, in welchem seine mischblütigen portugiesischen Gattinnen die aus den Factoreien bezogenen Waren feilbieten.

Einen großen Teil dessen, was ich von Dahome gesehen und über Dahome erfahren habe, verdanke ich dem Chacha, der sich mir gegenüber als ein ebenso energischer wie liebenswürdiger Anwalt der Weißen erwiesen hat. Man möge sich aber nicht wundern, wenn ich trotz des Gefühls der Dankbarkeit, die ich für ihn empfinde, den Mann ohne jede Beschönigung so schildere, wie er ist. Ich würde ihm einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich ihn für einen Europäer ausgäbe und meine Leser veranlaßte, europäische Sitten und Lebensgewohnheiten bei ihm vorauszusetzen. Berücksichtigt man, daß er als Africaner aufgewachsen und erzogen ist, so muß man seiner Thatkraft, seiner Klugheit, seinem würdevollen Benehmen und seiner Liebenswürdigkeit das höchste Lob zollen. Als ich den Wunsch geäußert hatte, jene Amazonen, die der König dem Chacha bei verschiedenen Gelegenheiten zum Geschenk gemacht, kennen zu lernen, veranstaltete Juliano mir zu Ehren Festlichkeiten, die drei Tage lang ganz Weida in eine gewisse

Aufregung versetzten. Gleich am ersten Abend nach meiner Ankunft sollten die 60 Amazonen des Chacha bei Fackelbeleuchtung einen kriegerischen Tanz aufführen.

Kurz nach Dunkelwerden ließen sich Herr Randad, Père Menager, Herr Bödecker und meine Wenigkeit in Hängematten zum Hause des Chacha tragen. Es ist in Dahome nicht üblich und so zu sagen nicht gestattet, daß Weiße auf längere Entfernungen zu Fuße gehen. Mit allen zugehörigen Häusern und Hütten stellt der Wohnsitz des Chacha ein rings von hoher Mauer umschlossenes Gehöft dar, dessen Umfang demjenigen eines großen europäischen Bauerndorfes zum mindesten gleichkommt. Das eigentliche zweistöckige Wohnhaus sieht ein wenig verfallen aus und ließ in diesem ruinenhaften Zustande die Scenen, die sich dicht davor auf dem Hofe abspielten, noch phantastischer erscheinen, als dies ohnehin schon der Fall gewesen sein würde.

Juliano, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann von dunkelgelber, ein klein wenig bräunlicher Hautfarbe, empfing uns in der freundlichen und zuvorkommenden Manier eines prunkliebenden Aristokraten. Er trug ein langes, buntes, bis auf die Füße reichendes hemdartiges Kattun-Gewand, dazu europäische Zugstiefel, ein buntgesticktes Troddel-Käppchen und — obwohl er ganz zweifellos Fetisch-Anbeter ist — auf der Brust ein großes schwarzes Metallkreuz. Diese Kleidung mochte ihm selbst nicht ganz zweckentsprechend erscheinen, denn er entschuldigte sich, daß er krankheitshalber die bequemen losen Gewänder den engen europäischen vorgezogen habe. Neben dem Chacha saß sein ältester, in einem englischen Knabenpensionat erzogener und ganz europäisch gekleideter Sohn, der, von einer schwarzen Oberstin der Amazonen geboren, weit dunkler als sein Vater und schon beinahe kaffeebraun ist. Dieser junge Mann hat seine Vorliebe für europäische Sitten auch dadurch bethätigt, daß er sich in kirchlicher Form bei den französischen Padres trauen ließ. Durch diesen Vorgang kamen dann überhaupt für einige Zeit die kirchlichen Eheschließungen in Aufschwung, und die Kaufleute hatten nichts Eiligeres zu thun, als sofort einige Dutzend Brautkränze und Brautschleier aus Europa zu bestellen. Diese Mode der Eheschließung, die auch gegenwärtig noch als guter Ton gilt, wird voraussichtlich nicht von langer Dauer sein, denn schon beginnen diejenigen, die zuerst damit angefangen hatten, wieder zu den Sitten der guten alten Zeit zurückzukehren.

Es iſt ſchwer, ohne Zuhülfenahme der bildlichen Darſtellung jenen Kranz von ſogenannten, d. h. gelben und ſchwarzen Europäern und Europäerinnen zu beſchreiben, der als Staffage und Hofſtaat den Chacha umgab. Jedermann, der ſo eine Ahnung hat, als ob in den Adern ſeiner Vorfahren europäiſches Blut gefloſſen ſei, und auch ein großer Teil der aus Braſilien gekommenen Miſchlinge betrachten ſich als Weiße. Die Zahl dieſer ſogenannten Europäer würde noch viel größer ſein, wenn nicht ſeitens der Regierungs-Beamten mit einer gewiſſen Strenge gegen jeden Mißbrauch dieſes Adelstitels der weißen Hautfarbe vorgegangen würde. Daß der dunkelbraune Sohn des Chacha ein Weißer ſei, daß die gelbbraunen Schweſtern, Gattinnen und ſonſtigen Verwandten des Chacha Portugieſinnen ſeien, gilt als ausgemacht und ſelbſtverſtändlich. Aber wehe dem, der ohne anerkanntermaßen ein Weißer zu ſein, europäiſche Stiefel anlegen oder ſich einer Hängematte bedienen wollte! Selbſt der König und alle ſeine Avogas werden niemals Stiefel tragen, die Hängematten ſind dagegen auch den höhern einheimiſchen Beamten, ſowie allen reichern Leuten geſtattet, wenn ſie krankheitshalber nicht zu Fuße gehen können.

Die Hautfarbe der oben erwähnten Portugieſinnen, die nicht recht zu wiſſen ſcheinen, ob ſie ſich als Negerinnen oder als Europäerinnen benehmen ſollen, wechſelt zwiſchen dunkelgelb und ſchwarzbraun. Obwohl die Geſichtszüge noch immer den edlern Schnitt der europäiſchen Raſſe zeigen, ſo kann man dieſe miſchblütigen Portugieſinnen nicht grade hübſch nennen. Bei voller Kraft und Geſundheit ſehen ſie dennoch klein, mager, welk und melancholiſch aus, was zum Teil von der unvorteilhaften Art, wie ſie ſich kleiden, zum Teil auch von den ſeit Generationen unter den weſtafricaniſchen Portugieſen üblichen Verwandtſchafts- und ſelbſt Geſchwiſter-Ehen herrühren mag. Die Kleidung der Frauen glich derjenigen des Chacha: ein ſehr langes, bis auf die Füße reichendes Hemd, unförmliche, ſchleppende Pantoffeln, äußerſt ſorgfältig im Pompadour-Stil friſirtes Haar und eine Ueberfülle von Schmuck.

Die Geſchwiſter-Ehen, von denen ich ſprach, mögen auch unter Negern vorkommen, gelten aber bei dieſen als Ausnahmen, während ſie unter den ſchwarzgewordenen Portugieſen vollkommen eingebürgert ſind, etwa im Sinne der ägyptiſchen Ptolemäer. Unter den Frauen eines hochgeſtellten Portugieſen findet ſich, wenn nicht

immer, so doch häufig genug eine seiner Schwestern, allerdings mit der Einschränkung, daß sich bloß Geschwister, die denselben Vater haben, ehelichen, aber niemals solche, denen die Mutter gemeinsam ist.

Aus allem, was ich bereits über Dahome gesagt habe, wird man entnommen haben, daß dort streng auf Rangordnung gehalten wird. Die Eingebornen erfreuen sich, selbst von dem größern oder geringern Reichtum ganz abgesehen, bei weitem nicht der gleichen Freiheit wie alle Fremden. Nahte dem Chacha ein Diener oder ein Mann aus dem Volke, so kroch er ehrerbietig auf allen Vieren herbei. Die höhergestellten Eingebornen begnügten sich mit einfachem Niederknieen, die sogenannten Portugiesen und Portugiesinnen sowie alle sonstigen Fremden dagegen mit Verbeugung und Handkuß. Dabei darf man nicht vergessen, daß in Abome, wo doch auch die Weißen bloß eine Verbeugung machen, der Chacha selbst wieder niederkniet, wenn nicht gar auf Händen und Füßen zum Throne des Königs heranrutscht.

Die ehrsamen Bürger von Weida, von denen sich im Kreise herumstehend wohl mindestens ein halbes Tausend eingefunden haben mochte, betrachteten uns mit ehrerbietigem Staunen. Viele von ihnen hatten dressirte Schafe bei sich, die ihren Herren gleich unsern Hunden folgen und höchst gelehrig zu sein scheinen.

Kurz bevor das Schauspiel der Amazonentänze begann, ließ der Chacha deutsches Bier und Bahia-Rum ausschenken. Dieser letztere ist in Dahome, das ehedem eine rege Verbindung mit Brasilien hatte, das gewöhnliche Getränk, welches bei Besuchen herumgereicht wird.

Meines Wissens ist Dahome zur Zeit das einzige Land auf der Erde, wo es ein weibliches Kriegsheer gibt. Die Amazonen von Abome, deren Zahl höchst verschieden angegeben wird und jedenfalls nicht höher als 6000 ist, gelten dem Namen nach als Frauen des Königs und bilden eine Leibgarde, die durch Mut, Disciplin und Anhänglichkeit den männlichen Soldaten überlegen sein soll. Obwohl die Amazonen den König auf allen Kriegszügen begleiten, so glaube ich doch, daß sie mehr als Staatstruppe denn als Feldtruppe verwendet werden. Bei allen wilden und halbwilden Völkerschaften werden Gesang und Tanz als ebenso unumgängliche Hülfsmittel zu kriegerischer Schulung angesehen, wie bei uns Exerciren und Trommelwirbel. Da aber die Ama-

zonen von früheſter Kindheit an zu Kriegerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen erzogen werden, ſo iſt es natürlich, daß ſie in Bezug auf Drill und Exercitium den männlichen Soldaten ebenſo ſehr überlegen ſind, wie ein Garde-Regiment der Landwehr.

Die Amazonen des Chacha, die früher ſämtlich in der Armee von Abome gedient haben, ſind Frauen von 18—25 Jahren und werden, da ja der Chacha keine Kriege führt, ſelbſtverſtändlich bloß zum Pomp unterhalten. Sie beſitzen keine gemeinſchaftliche Caſerne, ſondern wohnen ebenſo wie die 30 männlichen Soldaten Julianos in verſchiedenen Stadtvierteln, von wo ſie jedesmal, wenn der Chacha ein Feſt gibt, herbeigerufen werden. Schon als ſie, in langem Zuge aufmarſchirend, ihren Herrn und Gatten begrüßten, ſetzte mich die Exactheit ihrer an unſere eigenen Militärgebräuche erinnernden Bewegungen in Erſtaunen. Man denke ſich 60 junge, ſchlanke und ausgeſucht kräftige Frauen, die, ohne unweiblich zu werden, dennoch einen unbezweifelt kriegeriſchen Eindruck hervorrufen. Dieſe Vereinigung des Weiblichen und des Kriegeriſchen würde bei Europäerinnen kaum denkbar ſein, ſie erklärt ſich, ſo wie ich mir die Sache vorſtellte, durch die eigentümliche Bildung des Negerſkeletts und beſonders durch die Schmalheit des weiblichen Negerbeckens. Negerinnen von unvermiſchtem Blut (bei Mulattinnen iſt es grade umgekehrt) haben nur ſelten üppige Formen und ähneln in Bezug auf den Knochenbau in auffälliger Weiſe den Männern. Man muß ſich daher die Amazonen ungefähr ſo vorſtellen, als ob die erwachſenen Zöglinge eines deutſchen Mädchenpenſionats turnten oder kriegeriſche Spiele veranſtalteten. Die Behauptung, daß bei den Kriegerinnen von Dahome ebenſo wie bei den mythologiſchen Amazonen der alten Griechen eine Bruſt abgeſchnitten werde, iſt unrichtig.

Eine eingehende Schilderung verdient die auffallend hübſche Uniformirung, die unſere Theaterdirectoren behufs etwaniger Ballettaufführungen zum Muſter nehmen könnten. Unter einer weißen, ſchirmloſen, mit ſchwarzgeſtickten Tierbildern (Eidechſen, Vögel u. ſ. w.) geſchmückten Jockeykappe lugen die friſchen jugendlichen Geſichter recht freundlich hervor. Die Füße ſind nackt, aber die Beine mit kurzen bis oberhalb der Kniee reichenden grünen, gelben oder roten Höschen bekleidet. Eine in allen Farben des Regenbogens geſtreifte, die Arme und den Hals unbedeckt laſſende Tunica von Seide oder Samt umſchließt den von einem Corſett

(einheimiſches Fabricat) geſtützten Oberkörper. Der ſchlanke Wuchs wird nach ganz beſonders durch einen ebenfalls vielfarbig geſtreiften Gürtel hervorgehoben, in dem an der linken Seite das kurze Schwert ſteckt und an dem vorn die ſchwarzlederne Patrontaſche befeſtigt iſt. Eine weißſeidene oder hellgrüne, jedenfalls hellfarbige Schärpe wird in ähnlicher Weiſe getragen, wie von unſerer Infanterie die aufgerollten Mäntel. Die Bewaffnung beſteht aus Schwertern, Streitäxten und Steinſchloßgewehren, welch letztere jedoch beim Tanzen zur Seite geſtellt werden. Der Chacha ſchenkte mir, als ich Intereſſe dafür zeigte, eines der kurzen, an die bekannte römiſche Form erinnernden Schwerter und eine Streitaxt. Die letztere war eigentlich bloß eine aus hartem Holz gefertigte Keule, in die man einen ſpitzen Eiſenſtift eingefügt hatte.

Ich bin feſt überzeugt, daß der unternehmende Impreſario, der zuerſt einen Trupp Amazonen nach Europa brächte, damit auf jeder Bühne Furore machen würde. Abgeſehen davon, daß Geſang und Tanz hier zuſammenwirkten, waren die Leiſtungen, die uns Stunde um Stunde lang in ununterbrochener Reihenfolge vor Augen geführt wurden, ganz im Stile unſerer Balletts. Nur tanzt vielleicht kein anderes Corps de ballet ſo exact. Voran eine hochgewachſene, etwas ältliche Geſtalt. Das war die Oberſtin, betreffs deren mir der Sohn des Chacha die mein Gefühl verletzenden Worte ins Ohr flüſterte: „Sehen Sie bloß, wie gut meine Mutter tanzt.“ Dahinter folgten mit geſchwungener Streitaxt die jüngern Lieutenants und die noch jüngern Mannſchaften, bald in nachgeahmtem Angriff auf uns Zuſchauende losſtürzend, bald abſchwenkend, ſich zerſtreuend und ſich wieder vereinigend. Und das alles mit rhythmiſchen, halb kriegeriſchen, halb kokett-graziöſen, jedenfalls nicht unſchönen Bewegungen, bei denen das anmutige Spiel der nackten gerundeten Arme an die claſſiſchen Statuen des Altertums hätten erinnern können. Alle Tänze, die ich bisher bei wilden und halbwilden Völkerſchaften geſehen hatte, waren eigenartig, grotesk und bis zu gewiſſem Grade unzüchtig geweſen. Hier zum erſten Mal führte man ein Schauſpiel auf, das auch vor einer ernſtern Kritik und einem ernſtern Schönheitsſinn ſtandgehalten haben würde.

Die Geſänge, die mit auffallender Reinheit der Kehlen vorgetragen wurden, beſaßen, wenn auch vielleicht keine complicirte Melodie, ſo doch verſchiedene aufregende und an die Marſeillaiſe

erinnernde Rhythmen. Ihr einziger Inhalt war die Verherrlichung des Vaterlandes und der Tapferkeit ſeiner Kriegerinnen. Bei jedem Scheinangriff, bei dem die Tänzerinnen dicht vor uns auf den Fußſpitzen ſich aufrichtend ihre Streitäxte über unſern Köpfen emporhoben, wurde mit äußerſter Betonung das Wort „Dáhŏmä“ geſungen. Trotz der nach unſern Begriffen ungeheuren Anſtrengung ſchienen doch ſelbſt nach mehrern Stunden weder die Muskeln zu ermüden noch die Kehlen heiſer zu werden.

Die Abendunterhaltung endete mit einem Zwiſchenfall, den der Chacha wohl ſelbſt beſtellt hatte, um dieſen erſten Tag des Feſtes mit Glanz beſchließen zu können. Auf Händen und Füßen ſich vorwärtsbewegend, nahte ein Bote, der ſich aufrichtend geraume Zeit mit dem Chacha zu plaudern ſchien. Juliano ſchien nachzuſinnen, dann aber erhob er ſich und forderte uns in portugieſiſcher Sprache auf, unſere Köpfe zu entblößen, weil er eine Botſchaft vom König erhalten habe. Einer von des Chachas geheimen Räten ſprach zum Volke, ein anderer zu den Amazonen, die, nachdem zuerſt eine feierliche Stille gefolgt war, urplötzlich, während gleichzeitig das Eingebornen-Orcheſter Tuſch ſpielte, ein unbeſchreibliches Freudengeheul anſtimmten und das wildeſte Stück ihrer Kriegs- und Tanzkunſt losließen. Ich bin überzeugt, daß das Ganze bloß ein Theatercoup war, aber ſelbſt als ſolcher machte es einen ausgezeichneten Eindruck. Kaum war es wieder ruhig geworden, als der Chacha mir auf die Schultern klopfend mich auf eine neue Ueberraſchung vorbereitete. In langer Linie kamen die Amazonen, die ſich zur andern Seite des Hofes zurückgezogen hatten, herangeſtürmt und ſtürzten, etwa wie man ein wildes Roß parirt, vor uns fremden Gäſten auf die Kniee nieder, indem ſie gleichzeitig ihre Streitäxte vor unſere Füße legten. Das iſt eine Huldigung, die für gewöhnlich außer dem Könige bloß ihrem Herrn und Meiſter zuteil wird und die ſie auch dieſem gegenüber wiederholten.

Nachdem ich mich vergewiſſert hatte, daß ein Geſchenk meinerſeits nicht ungünſtig aufgenommen werden würde, bat ich den engliſch ſprechenden Sohn des Chacha, ſeinem außer der Landesſprache bloß des Portugieſiſchen mächtigen Vater mitzuteilen, daß man drinnen in den Gemächern einige von mir mitgebrachte Stücke Samt niedergelegt habe. Gleichzeitig bat ich um die Erlaubnis, den Amazonen ein in Zeug und — Rum! beſtehendes Geſchenk

überreichen lassen zu dürfen. Der Chacha nickte freundlich zustimmend mit dem Kopfe und die Amazonen machten, als ihnen die Kunde verdolmetscht wurde, vergnügte Gesichter. Ich bin überzeugt, daß diese energischen Damen fast so gut wie ich selbst geschlafen haben werden.

Am folgenden Morgen um 11 Uhr sollten die Festlichkeiten fortgesetzt werden, aber der Chacha bat mich, etwas früher zu erscheinen, weil er mir sein im Bau befindliches neues Wohnhaus zeigen wolle. Besondern Wert schien er auf das Empfangszimmer zu legen. Die Wände waren dort bereits mit goldglitzernden Tapeten bekleidet, während der Fußboden aus getrocknetem Kuhdünger bestand. Ein großes und nicht übel gemaltes Oelgemälde in breitem Goldrahmen stellte den Bruder Julianos und frühern Chacha dar. Da Juliano einige Kronleuchter bestellen wollte, so hatte Herr Randad die mit Bildern geschmückten Preislisten einiger Berliner Lampenfabriken mitgebracht, und es war höchst interessant, sowohl die Geschmacksrichtung der Ratgeber des Chacha wie auch die selbstbewußte Art und Weise zu beobachten, mit welcher er durch einen Fingerzeig diejenigen Gegenstände andeutete, die er zu besitzen wünschte.

Als wir aus dem Hause auf den Hof traten, sahen wir einige Dutzend dort niedergehockte und ganz niedliche Frauengestalten, von denen keine einzige erheblich älter als 16 oder 17 Jahre sein mochte. Der Chacha verfehlte nicht, mir ganz besonders übersetzen zu lassen, daß dies alles, alles, alles seine Frauen seien. Auch diese Schönen begannen zu singen und auch ein wenig zu tanzen oder wenigstens ihren Gesang mit theatralischen Bewegungen zu begleiten, aber im Gegensatz zu den wilden, aufregenden Scenen des vorhergehenden Tages waren ihre Leistungen sanfterer und ein wenig erotischer Natur. Selbst im Rhythmus der Gesänge, zu denen ein einheimisches Orchester auf orgelpfeifenartig abgestuften Trommeln den Tact angab, prägte sich dieser Unterschied aus. Der Text der Gesänge sei, wie man mir sagte, am frühen Morgen von den Damen selbst gedichtet worden und preise uns als die Gäste des Chacha.

Etwa eine Stunde lang mochten wir zugeschaut haben, als der Chacha mich fragte, welches Schauspiel ich vorziehe, das gestrige oder das heutige. Arglos erwiderte ich, der Wahrheit entsprechend, daß, so hübsch auch seine (des Chachas) Frauen sein

möchten, die kriegeriſchen Spiele der wilden Amazonen mich doch weit mehr intereſſirt hätten, da ich niemals vorher etwas Aehnliches geſehen habe. Der Chacha ſchien über dieſe Antwort verſtimmt, befahl den jungen, hübſchen Frauen, ſich zurückzuziehen, und ließ ſeine männlichen Krieger vortreten. Das waren baumlange, tölpelhafte, in ähnlicher Weiſe wie die Amazonen uniformirte Geſtalten, die in beunruhigender Weiſe mit ihren Steinſchloßgewehren in der Luft herumfuchtelten. Als der Chacha zu bemerken glaubte, daß auch dieſes Schauſpiel ſeine Wirkung verfehle, ließ er, trotz meiner Einwendung, daß dieſelben wohl zu ermüdet ſeien, abermals die Amazonen rufen.

Ich will Geſagtes nicht wiederholen. Es genüge, daß ich zum zweiten Mal einige Stunden lang dem ſeltſamen Tanze, der dennoch kein Tanz war, zuſchaute. Die Erregung der im Kreiſe herumſtehenden Menge wuchs mit der Dauer des Schauſpiels, und als es Nachmittag wurde, ſah ich die portugieſiſchen Schweſtern des Chacha Streitäxte ergreifen, um, umringt von den Amazonen und ohne deren feuriges Ungeſtüm zu erreichen, die kriegeriſchen Bewegungen nachzuahmen. Es ſoll vorkommen, daß eine Streitaxt dem Chacha ſelbſt gereicht wird, der alsdann einige als Tanz geltende Schritte und Bewegungen mache. Das gleiche thäten in ſolchen Fällen die anweſenden Weißen.

Die Feſtlichkeit ſchloß an dieſem Tage damit, daß der Chacha mir einen Ochſen ſchenkte — eine alte Landesſitte, die auch in dieſem Falle, wo ſie doch ziemlich gegenſtandslos war, innegehalten werden ſollte. Herr Randad hatte den Chacha zur Tafel geladen, und unter gewaltigem, von einem halben Dutzend ſeiner Krieger getragenen Sonnenſchirm ſchritt er, umringt von der tanzenden und ſingenden Amazonenſchar, über die Straßen. Zu ſeiner Rechten ging Père Ménager, zu ſeiner Linken der Verfaſſer dieſes Buches, der in ähnlichem Aufzuge noch niemals zuvor zu ſeinem Mittagsmahl ausgezogen war.

Weida iſt der bedeutendſte Ein- und Ausfuhrhafen von Dahome; bloß ein ſehr kleiner Theil des Handels geht über die ebenfalls zu Dahome gehörigen Hafenplätze Godomeſtrand, Avrikete und Cutann. Ab und zu ſind auch Waren von Groß-Povo bezogen worden, ja, ich habe ſogar Palmkerne verkaufende Händler des Königs in Klein-Povo geſehen, aber das ſind doch immerhin ſeltene Ausnahmen. Die Küſte von Dahome iſt noch in höherm

Grade als diejenige des Togo- und Povo-Gebiets wegen ihrer gefährlichen Brandung berüchtigt; Weida eifert mit dem an der engliſchen Goldküſte gelegenen Adda um die Berühmtheit, den ſchlechteſten Strand zu beſitzen. Da hier auch die Haifiſche häufig ſind und bei dem oft genug vorkommenden Umſchlagen der Boote ſchon recht viel Unheil angerichtet haben, ſo pflegt man nach Ankunft eines Dampfers und ehe die Brandungsboote ihre Fahrten beginnen, Dynamitpatronen ins Waſſer zu werfen, um die Haifiſche, wenn nicht zu töten, ſo doch zu betäuben. Den Verkehr Weidas mit Europa vermitteln außer den wöchentlich anlaufenden engliſchen und den monatlich anlaufenden Woermannſchen Dampfern die namentlich von den beiden franzöſiſchen Firmen gecharterten Segelſchiffe, deren bei meiner Anweſenheit fünf dort lagen.

Drei große Kaufmannsfirmen monopoliſiren ſo ziemlich den ganzen Ein- und Ausfuhrhandel von Dahome. Es ſind das die Hamburger Firma C. Gödelt, ferner die ſeit 1847 an dieſer Küſte arbeitende Firma Regis Aîné u. Co. und die Firma Cypr. Fabre u. Co. Das deutſche Haus hat zwei, jedes der beiden franzöſiſchen dagegen vier europäiſche Angeſtellte; die Factorei von Weida iſt die größte des Gödeltſchen Hauſes; dort wohnt der Hauptagent, Herr Randad, dem Herr Bödecker zur Seite ſteht. Die beiden Gödeltſchen Factoreien in Quitta (engliſche Goldküſten-Colonie) und Lome (deutſches Togo-Gebiet) werden von dem in Quitta wohnenden Herrn Meyer verwaltet. Die Franzoſen beſitzen außer ihren Hauptfactoreien in Weida auch noch Zweigfactoreien in Godome (Regis Aîné u. Co. und Cypr. Fabre u. Co.), in dem Seeplatze Avrikete (Mantes Frères et Borelli de Regis Aîné u. Co.), in dem Seeplatze Cutanu (Regis Aîné u. Co. und Cypr. Fabre u. Co.) und in dem Lagunenplatze Abome-Callavi (ebenfalls Regis Aîné u. Co. und Cypr. Fabre u. Co.).

Während Weida den Höhepunct ſeiner Blüte zur Zeit des ſchwunghaft betriebenen Sklavenhandels erreicht hat, beſchränkt ſich die gegenwärtige Monats-Ausfuhr auf etwa 40 000 Gallonen Palmöl, 150 Tonnen Palmkerne und ab und zu etwas Elfenbein. Am Markte von London, Liverpool und Hamburg ſteht das rote und gelbe Palmöl von Lagos und von Weida am höchſten im Preiſe, und zwar deshalb, weil es, unverfälſcht in den Handel kommend, nicht gekocht zu werden braucht. An der übrigen Sklavenküſte wird ſo ziemlich alles Oel behufs Ausſcheidung der Unrei-

nigkeiten vor dem Einkauf gekocht; in Weida dagegen macht man bloß mit kleinen Mengen eine Probe und weiſt erbarmungslos alles gefälſchte Oel zurück.

Nur ein geringer Teil der zur Verſchiffung gelangenden Landeserzeugniſſe wird in den zu jeder Factorei gehörigen Verkaufsläden eingekauft; meiſt bedient man ſich miſchblütiger Zwiſchenhändler, denen europäiſche Waren geliefert werden und die dieſelben nicht teurer, als dies in den Factoreiläden geſchieht, verkaufen dürfen. Trotz der Vermittlung dieſer „traders“, die alle portugieſiſch, aber nur ſelten engliſch ſprechen, iſt es eine Ausnahme, wenn das Oel ſchon in einer größern Anzahl von Fäſſern herbeigebracht wird. Meiſt bringen die Eingebornen bloß ganz kleine Mengen, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß der größte Teil jener 600 000 Gallonen Oel, die einmal in einer Woche Madeira paſſirt haben, in ſolch verſchwindend kleinen Mengen wie eine halbe oder ganze Gallone angeſammelt worden iſt. Die ſogenannte große Oel-Saiſon umfaßt die Monate December und Januar, ohne daß auch in der übrigen Zeit des Jahres das Geſchäft zu ſtocken pflegte. Die Kaufleute pflegen jedoch Manufacturwaren in neuen, Erfolg verſprechenden Muſtern, auch wenn ſie dieſelben ſchon früher erhalten haben, doch erſt in der großen Oel-Saiſon an den Markt zu bringen.

Da in Dahome beinahe gar kein bares Geld vorhanden iſt, ſo würde man das dortige Geſchäft nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch Tauſchhandel nennen müſſen. Ich möchte jedoch daran erinnern, daß es zwei ſehr verſchiedene Stufen des Tauſchhandels gibt, je nachdem man nach einer feſtſtehenden Werteinheit rechnet oder nicht, und daß der reine, keinerlei feſtſtehende Werteinheit kennende Tauſchhandel an der Küſte wohl kaum mehr vorkommt. Solche Art von Tauſchhandel findet man im Innern, wo dem Eingebornen der größere oder geringere Grad ſeiner Begehrlichkeit als einziger Maßſtab für die Wertſchätzung und Bezahlung europäiſchen Gutes dient. Anders an der Küſte, wo trotz des Mangels an Bargeld die Preiſe ebenſo genau und faſt noch genauer feſtgeſtellt ſind, als in Europa. Angenommen, ein Eingeborner bringe ſo und ſo viel Faß Palmöl, ſo wird der Preis ganz ebenſo, wie das bei uns geſchehen würde, der Menge und der Beſchaffenheit des Oels entſprechend in der Werteinheit des betreffenden Landes, alſo bei Dahome-Leuten in Dollars, feſtgeſtellt.

Als Bezahlung kann der Eingeborne ſich je nach Bedarf und Ge
ſchmacksrichtung europäiſche Waren ausſuchen, deren Preis ihm
meiſtens ebenſo gut bekannt iſt wie der des von ihm gebrachte
Oels. Es iſt unſchwer einzuſehen, daß die letztere Art vo
Tauſchhandel, wenn man ſie überhaupt noch ſo nennen kann, blo
eine vorübergehende Zwiſchenſtufe zwiſchen echtem Tauſchhandel un
der Benutzung geprägter Münzen, die ja auch im Grunde blo
eine Ware ſind, darſtellt.

Von den in Dahome umgeſetzten europäiſchen Waren ſtamm
dem Werte nach mehr als die Hälfte aus England. Aber di
Deutſchen könnten mit verhältnismäßig geringer Mühe Bode
gewinnen, und den Weg, wie das geſchehen könnte, zu ſkizziren
iſt der Beweggrund, der mich die nachſtehenden, im übrigen ge
wiß recht langweiligen Notizen ſchreiben läßt. Was Pulver
Spirituoſen, Eiſenwaren und Parfumerieen anlangt, ſo brauche
die Deutſchen nur auf dem einmal eingeſchlagenen Wege zu ver
harren. Für Spirituoſen beherrſcht Hamburg den Markt der ganze
Welt in dem Grade, daß Holland dabei kaum mehr in Betrach
kommt und ſelbſt die franzöſiſchen Häuſer Weſtafricas ihre Segle
zur Befrachtung nach Hamburg ſenden. Ebenſowenig vermag fran
zöſiſches Pulver erfolgreich mit deutſchem zu wetteifern. Auch di
Remſcheider und Solinger Eiſenwaren ſowie die hübſch aufge
machten, von den hieſigen, höchſt eitlen Mulatten mit Vorlieb
gekauften Parfumerieen von Frankfurt a. M. und Berlin ſtehe
in Bezug auf Preis und Beſchaffenheit unerreicht da.

Anders mit dem bedeutendſten aller Einfuhrartikel, den Manu
facturwaren. Die Engländer ſtehen in dieſer Hinſicht noch imme
auf der Höhe und liefern den größten Teil des Bedarfs vo
Dahome. Nicht als ob die Ware der Deutſchen ſchlechter wäre
Im Gegenteil. Aber einesteils berechnen die Deutſchen zu hoh
Preiſe und andernteils wiſſen ſie auch noch nicht recht, wie ma
die Sache anfangen muß. Mode und Geſchmack ſpielen in Afric
eine ebenſo große Rolle wie bei uns. Der in Africa arbeitend
europäiſche Kaufmann, bei dem die Entſcheidung darüber liegt
welche Waren zu beziehen ſeien, wird ſtets derjenigen Firma de
Vorzug geben, die ihm mit dem geringſten Aufwand von Müh
und Arbeit die Befriedigung der Wünſche der Eingebornen ermög
licht. Die Engländer verſtehen ſich hierauf ganz ausgezeichnet
In den Privatcomptoirs der deutſchen und franzöſiſchen Haup

agenten ſah ich ganze Haufen und kleine Berge von Zeugmuſtern und Zeugproben, die direct vom engliſchen Fabricanten herausgeſandt worden waren. Dieſes Syſtem ſollten auch unſere Induſtriellen nachahmen. Die Warenmuſter, mit denen ſowohl die europäiſchen Mutterhäuſer wie die africaniſchen Factoreien förmlich überſchwemmt werden, haben den Zweck, daß an Ort und Stelle das am beſten dem Geſchmack der Eingebornen Entſprechende herausgeſucht werden kann. Von Dahome im beſondern weiß ich, daß der größte Teil aller Beſtellungen auf Muſterſendungen hin erfolgt, die den Hauptagenten der drei großen Firmen gefallen haben. Ein anderer Kunſtgriff der Engländer beſteht darin, daß ſie mit jeder beſtellten Warenſendung hübſch ausgeſtattete Bücher herausſenden, in welche Proben der verſchiedenen Zeugmuſter eingeklebt ſind, ſodaß um die Zeuge vorzuzeigen, nicht erſt in den Säcken nach dem betreffenden Stück geſucht zu werden braucht.

In Dahome iſt für Negerverhältniſſe der Geſchmack ſchon ziemlich verfeinert, und jene grellfarbigen roten und gelben Zeuge, die in Quitta einen guten Abſatz finden, würden hier unverkäuflich ſein. Zur Zeit ſind die blauen, blaugeſtreiften und blaucarrirten Muſter recht beliebt. Die Zeuge dürfen trotz billiger Preiſe nicht grade ſolcher Schund ſein, wie er an andern Teilen der Küſte immerhin noch verkäuflich iſt. Baumwollene oder halbſeidene Zeuge, ferner ſchlechter Damaſt und ſehr ſchlechter Samt werden am meiſten begehrt, wollene Zeuge ſind beinahe unbekannt.

Jede der drei früher genannten Firmen hat mit des Königs Stellvertreter einen Vertrag abgeſchloſſen, in dem die Höhe der jährlich zu zahlenden Abgaben feſtgeſtellt iſt. Außerdem müſſen noch an den König und deſſen höchſtgeſtellte Beamte Geſchenke entrichtet werden, deren Höhe zwar dem Belieben der Kaufleute überlaſſen bleibt, die aber nicht allzu ſchlecht ſein dürfen, weil der König ſie ſonſt zurückzuſenden pflegt. Ein ſolches kurz vor meiner Ankunft abgeſandtes Geſchenk an den König beſtand in einem reichgeſchnitzten Bett mit ſeidenem Zubehör. Die höhern Beamten erhalten häufig goldene, mit großen Edelſteinen beſetzte Ringe. Dabei kommt es vor, daß ſie, beſonders wenn das Geſchenk recht ſchön war, ein zweites und drittes Exemplar erbitten. Dieſe Bettelei wurzelt nun einmal tief im Grunde jeder Negernatur; zum Entgelt dafür hat man in Dahome nur verhältnismäßig wenig mit jenen Chicanen zu kämpfen, die in andern Negerländern

auch den geduldigſten Kaufmann auf eine harte Probe ſtelle
Selbſt die Eintreibung rückſtändiger Forderungen wird in au
giebigſter Weiſe von des Königs Leuten beſorgt, die allerdings d
Hälfte deſſen, was dabei herauskommt, für des Königs Caſſ
beanſpruchen.

Eingangszölle gibt es in Dahome nicht. Ohne Abgaben un
ohne jede Schwierigkeit kann man ſo viel Waren als man nu
will ins Land bringen. Anders ſteht es mit der Ausfuhr. Au
dem Königreich Dahome darf nichts anderes als Landeserzeugniſſ
hinweggenommen oder verſandt werden. Alle fremden Waren ode
Güter, die einmal über die Grenze gebracht wurden, müſſen in
Lande bleiben. Eine Ausnahme macht man bloß mit dem Gepä
der Reiſenden, vorausgeſetzt, daß es nicht allzu umfangreich ſei
Der dieſer Beſtimmung zugrunde liegende Rechtsbegriff iſt, daß
was einmal in das Land eingeführt worden, dem Könige, beziehen
lich der Verwaltung verfallen ſei und höchſtens noch (weil ja anderu
falls der Handel ſtocken würde) gegen Landeserzeugniſſe umgeſetz
werden dürfe.

Eine andere, ſchon vorher erwähnte drückende Beſtimmung iſ
die, daß alle fremden Kaufleute in der Stadt wohnen müſſen
während ſich ihre großen Vorratsmagazine an dem $3^1/_2$km ent
fernten Strande befinden. Ohne Erlaubnis der königlichen Beamte
darf niemand und dürfen auch die Capitäne der Weida anlaufen
den Schiffe nicht an Land kommen. Mit Eintritt der Dunkel
heit müſſen die Kaufleute ihre am Strande gelegenen Magazine
die in der Nacht von Königsleuten bewacht werden, verlaſſen
Diebſtähle ſollen beinahe gar nicht vorkommen; wird aber doc
einmal etwas geſtohlen, ſo macht man dafür die Regierung ver
antwortlich. In der Stadt ſelbſt und in den dortigen Factoreie
pflegt ſich an Waren nur das Allernötigſte zu befinden. Währen
anderwärts Palmöl und Palmkerne am Strande gekauft, verpac
und verſchifft werden, wickelt ſich in Weida das ganze Geſchäft i
der Stadt ab, von wo, wie früher erwähnt, der Verkehr mit den
Strande recht ſchwierig iſt. Zur Dienſtleiſtung in den Factoreie
ſowie zum Transport nach dem Strande werden auch hier wege
der Faulheit der Eingebornen vorwiegend Kru- oder Accra-Leute
und bloß in Ausnahmefällen und zur Aushülfe von den Regie
rungsbeamten leihweiſe zur Verfügung geſtellte Sklaven verwandt

Als die erſte Sehenswürdigkeit von Weida gilt der größte de

zahlreichen Schlangen-Tempel, der, obwohl als Bauwerk höchst unbedeutend, mich dennoch wegen der seltsamen, seinen Bewohnern entgegengebrachten Verehrung zu mehrfachen Besuchen angelockt hat. Deutsche, englische und französische Missionare, welche nur die im allernächsten Umkreise ihres Wohnsitzes lebenden Eingebornen kennen, haben die Behauptung aufgestellt, daß in einem großen Teil von West- und Inner-Africa ein und dieselbe Religion herrsche, daß jene Götter, an deren Stelle sie das Christentum gesetzt haben, auch Hunderte von Meilen weiter südlich und nordwärts verehrt würden. Wenn mich nun schon die Thatsache in Erstaunen setzte, daß die auf die Götterwelt der Eingebornen bezüglichen Veröffentlichungen den verschiedenen Missionsgesellschaften beinahe gar keine Vergleichungspuncte, z. B. beinahe gar keine gleichlautenden Götternamen, darboten, so bestärkten mich meine eigenen, an den verschiedensten Orten eingezogenen Erkundigungen in der Ueberzeugung, daß nicht einmal unter den verschiedenen Stämmen des an der Sklavenküste wohnenden Ewe-Volks, geschweige denn in ganz Westafrica ein und dieselbe Religion verbreitet sei.

Gewisse Grundzüge, die aber noch der nähern Erforschung harren, scheinen allen diesen Religionssystemen gemeinsam zu sein und auf einen gemeinsamen Ursprung schließen zu lassen. Aber der Olymp des einen Stammes ist von seinen Fetisch-Priestern in ganz anderer Weise als derjenige der rechts- oder linksseitigen Nachbarn ausgebildet worden, sodaß von Göttern, die von einer größern Anzahl von Stämmen verehrt würden, nicht die Rede sein kann. Die vielleicht bloß scheinbaren Anklänge an altägyptische Religionsformen, die von protestantischen und katholischen Missionaren mit besonderer Vorliebe studirt worden sind, so z. B. die Tierverehrung und ähnliches, finden sich, wenn auch in sehr verschiedener Gestalt, an der ganzen Sklavenküste. Die Tierverehrung scheint in der Religion aller Stämme des Ewe-Volks wiederzukehren, aber es ist auffallend, welche Verschiedenheit doch auch hierbei wieder obwaltet. Im Togo-Gebiet, wo Leoparden und in einzelnen Gegenden Krokodile heilig sind, darf ungestraft jede Schlange getötet werden, während in Dahome selbst der Schutz des Königs den Weißen, der auf eine nicht giftige Schlange schösse, nicht zu retten vermöchte.

Der Schlangencultus, der sogar in Klein-Povo noch unbekannt ist, beginnt, obwohl in milderer Form, bei Groß-Povo. Auf dem

Höhepunct seiner Entwicklung finden wir ihn in Weida, wo d
nicht giftigen Schlangen und namentlich den sehr zahlreichen Bi
eine ähnliche Verehrung entgegengebracht wird, wie im al
Aegypten dem Apis oder den Katzen. Die von mir befrag
Eingebornen stellten die Sache so dar, daß die Schlangen ni
etwa selbst Götter, wohl aber Verkörperungen, Erscheinung
oder Versinnbildlichungen eines sehr mächtigen und einflußreich
göttlichen Princips seien, vermittelst dessen nicht nur Krankheit
geheilt, sondern auch an diejenigen, welche ihm huldigten, Rei
tümer ausgeteilt würden. Ob man sich dieses Princip als ei
Person, als einen Gott gleich den übrigen Göttern vorstelle, ha
ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Olymp von Daho
kennt eine Unzahl von Heroen, Unter-Göttern und Göttern, unt
welch letztern zwei, nämlich Mahu der gute und Legba der bi
Gott, die wichtigsten zu sein scheinen. Mahu ist sehr gut,
gut, daß man sich, da er ohnehin nichts Böses thut, gar nic
um ihn zu kümmern braucht. Dem Legba wird dagegen in Weid
und seiner nächsten Umgebung vor Hunderten von abscheuliche
aus rotem Thon gefertigten und mit allerlei Lumpenkram au
geschmückten Statuen geopfert. Meist habe ich den africanisch
Gevatter unseres Satans in sitzender oder hockender Stellun
und zwar auffallenderweise fast immer priapisch dargestellt gesehe
Nächst ihm scheint sich der Kriegsgott Bo (der auch, da das Wo
Ahua Krieg bedeutet, Ahua Bo genannt wird) des größten A
sehens zu erfreuen. Von allen weiblichen Gottheiten zählte Nn
„die Mutter alles dessen, was ist", die meisten Verehrer.

Die Zahl der auf allen öffentlichen Plätzen, vor den Häuse
und an den Scheidewegen stehenden Fetisch-Puppen ist grade
Legion; ich möchte fast behaupten, daß es deren in Weida alle
mehrere Hunderte gebe. Außerdem gilt eine besondere Art v
Laubbäumen, deren botanischen Namen ich nicht erfahren konnt
als heilig, und auch verschiedene andere, weder durch Größe no
durch Schönheit hervorragende Bäume wurden mir als „Fetisch
bezeichnet. Außer den nicht giftigen Schlangen gelten in Weid
die Bachstelzen und etwas weiter landeinwärts bei den in d
Lagune mündenden Flüssen die Krokodile als Verkörperung d
Göttlichkeit.

Welche Rolle in solchem Lande die Fetisch-Priester spiele
braucht kaum erst des nähern dargelegt zu werden. Meist soll

es ſchlaue Leute ſein, die, ſo ſtreng ſie auch das Volk in ihrer Gewalt behalten, dennoch ebenſowenig wie weiland die römiſchen Augurn ſich ſelbſt zu täuſchen lieben. Aehnlich wie das Königtum dort mit größerer Autorität auftritt, ſo hat ſich auch das Prieſtertum in Dahome mit mehr Glanz und Pomp zu umgeben gewußt, als in den benachbarten Ländern. Wenn großer Fetiſch „gemacht" werden ſoll, ergeht vorher eine Benachrichtigung an die Weißen, daß ſie während der und der Zeit zu Hauſe bleiben müßten und ſich unter keinen Umſtänden auf der Straße zeigen dürften. Wie in allen übrigen Einrichtungen des Landes, ſo tritt auch hierin ein gewiſſer gewaltthätiger Ordnungs- und Gerechtigkeitsſinn hervor. Zu einer Zeit, wann die religiöſen Gefühle des im übrigen nichts weniger als unduldſamen Volkes erregt ſind, ſchützt man den Europäer vor Beläſtigung und Gewaltthat, indem man ihn zwingt, zu Hauſe zu bleiben. Er könnte ſonſt, ohne zu wollen, irgend eine Handlung begehen, die von den Fetiſch-Prieſtern als ſchwere Verſündigung aufgefaßt werden müßte. So würde es beiſpielsweiſe, während ſonſt dem weiblichen Geſchlecht gegenüber viele Freiheiten erlaubt ſind, im höchſten Grade gefährlich ſein, ein Fetiſchmädchen auch nur beim Vorbeigehen auf der Straße unverſehens zu berühren. Das Mädchen würde ſich ganz gewiß auf die Erde werfen, Krämpfe bekommen und behaupten, behext zu ſein.

Die Fetiſchhäuſer von Weida gleichen außer den Schlangentempeln den ſchon früher beſchriebenen des Togo- und Povo-Gebiets. Der große Schlangentempel iſt ein gewöhnliches, nur ſehr langes Wohnhaus, an das ſich eine kreisförmige, bloß einen Raum enthaltende Hütte anſchließt. In das wohnhausähnliche Gebäude, das Räume für die Prieſter und auch eine Art von Allerheiligſtem zu enthalten ſcheint, iſt mir der Zutritt nicht geſtattet worden. Die kreisförmige Hütte dagegen, in die ich mit Herrn Raudad, begleitet von einem durch reichliche Trinkgelder zur Freundlichkeit geſtimmten Prieſter, hineingetreten bin, wimmelte buchſtäblich von Schlangen, die ſich namentlich dort, wo unter dem Dache ein Abſatz rings herum lief, zuſammengerollt hatten oder auch einen Teil ihrer Rieſenleiber herunterhängen ließen. In ähnlicher Weiſe war dicht unter dem ſchrägen, kegelförmigen Dache die Außenſeite des Gebäudes mit Schlangen beſpickt. Man behauptet, daß deren allein in dieſem Tempel über 1000 und in ganz Weida etwa

3000 lebten. Unſerer Aufforderung, eine der großen Boas herunterzunehmen, ſtellte der uns begleitende Medicinmann unverſtändliche Einwände entgegen; faſt ſchien es, als ob er ſich fürchtete. Mit den kleinern Schlangen, die ihm bis zu gewiſſem Grade zu gehorchen ſchienen, begann er in ziemlich ungenirter Weiſe, wie ich es aber auch ſchon in Oſtindien geſehen hatte, zu ſpielen, indem er ſie um ſeinen Arm wand oder ſich in einer durch ſeinen Stab angezeigten Richtung vorwärtsbewegen ließ. Wie aus den ſchlecht verdolmetſchten und auch mit einem gewiſſen Zögern abgegebenen Mitteilungen des Mannes hervorzugehen ſchien, würden die Schlangen mit Hühnern und kleinem, in den Sümpfen geſammeltem Getier gefüttert. Mich dünkt aber, daß die Prieſter ſelbſt das Geflügel aufeſſen und den Schlangen das kleinere Getier überlaſſen.

Sei es nun, daß die Fütterung nicht ausreicht oder daß auch Schlangen eine gewiſſe Veränderung lieben, jedenfalls machen dieſelben ſehr häufig Streifzüge in die Stadt, ſodaß faſt ſtündlich dort aufgefangene Tiere wieder zum Tempel gebracht werden. Die ganz großen, die unter Umſtänden gefährlich werden könnten, ſteckt man bei ſolchem Transport in einen Sack; die kleinern wurden, wie ich das häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, auf dem Arme getragen. In welcher Weiſe die Verehrung der Schlangen ſtattfindet, vermag ich nicht anzugeben. Eine Andeutung, wie das geſchehe, erhielt ich, als die ſchwarze jugendliche Geliebte eines Franzoſen, die krank zu ſein glaubte, von ihrem Herrn und Gatten ein Geſchenk erbat, weil ſie ein Huhn und andere Dinge kaufen wollte, um beim Schlangentempel „Fetiſch zu machen“. Selbſt der verhältnismäßig hochgebildete Chacha huldigt dieſer Sitte und ſoll bei beſonders wichtigen Gerichtsſitzungen, indem er ſich für längere Zeit in ſeine Privatgemächer zurückzog, durch Fetiſchmachen die Wahrheit und ein gerechtes Urteil herauszufinden verſucht haben.

So lange es in Dahome Europäer gibt, erinnert man ſich nicht, daß einer von ihnen jemals eine heilige, d. h. nicht giftige Schlange getötet hätte. Die Schwarzen oder Farbigen, die ſich eines ſolchen Vergehens ſchuldig gemacht hatten, ſollen ſämtlich hingerichtet, das heißt lebendig verbrannt worden ſein. Es beſteht aber auch noch eine beſondere Form, wie diejenigen, welche unſchuldiger Weiſe, etwa bei der Feldarbeit eine Schlange getötet haben, ihrer Schuld ledig werden können. Sie müſſen ſich frei-

Mulatte Gomez.
(Aus der Gartenlaube.)

willig beim ersten der Schlangenpriester melden und einmal im Jahre wird alsdann für alle gleichzeitig das Verfahren der Reinigung vorgenommen. Bis dahin bleiben sie auch äußerlich als Ausgestoßene gekennzeichnet. Die Reinigung besteht darin, daß alle gleichzeitig, und zwar zusammen mit Schweinen und Hühnern in ein Haus eingesperrt werden, an das man Feuer legt. Sobald die Zerstörung des Hauses so weit vorangeschritten ist, daß die Ausgestoßenen hindurchbrechen können, rennen sie, von den Umstehenden mit Prügeln empfangen, zur Lagune, um sich hineinstürzend ihre halbverbrannte Haut zu kühlen. Mit der Kahlscherung des Kopfes ist die Reinigung beendet und die bis dahin Ausgestoßenen erfreuen sich wieder derselben Rechte, wie alle übrigen.

Anstatt zur Weiterreise von Weida aus den Seeweg zu benutzen, entschloß ich mich, zu Lande quer durch Dahome hindurch nach Abome-Callavi zu reisen, um von dort aus mit einem Canoe nach Porto-Novo zu gelangen, von wo es wiederum Dampferverbindung mit Lagos gibt. Die Schwierigkeit, Hängematten-träger zu bekommen, wurde dadurch gelöst, daß der Chacha mir, allerdings zu außerordentlich hohen Preisen, acht Sklaven und einen englisch sprechenden Dolmetscher zur Verfügung stellte.

Die Entfernung bis Godome, welches der größte Ort im südöstlichen Dahome ist, beträgt nach meiner Berechnung 21 km und kann in fünf Stunden, oder mit Hinzurechnung des zum Ausruhen der Träger unumgänglich notwendigen Aufenthalts in sechs Stunden zurückgelegt werden. Die zwei kleinern Dörfer, durch welche unser Weg führte, fand ich höchst armselig und bloß aus Binsenhütten bestehend. Ein kleines weißes im Winde flatterndes Fähnchen verkündete, daß auch hier ein Vertreter des Königs wohnte. Die Gegend, die wir durchzogen, war völlig flach und nur allzu reich an langgestreckten und flußartigen aber stehenden Gewässern, durch welche, da sie mit Vorliebe als Wege benutzt zu werden schienen, meine Leute hindurchpatschen mußten, trotzdem das Wasser ihnen häufig genug bis zur Brust reichte. Die äußerste Mannigfaltigkeit des üppigen Pflanzenwuchses verlieh selbst dieser eintönigen Ebene alle Schönheiten eines verwilderten Parks. Die weiten Strecken, auf denen frischaufsprießendes Gras mit dürrem oder auch abgebranntem abwechselte, wurden in angenehmster Weise durch hübsch abgezirkelte Palmenbosketts belebt, deren unvergleichliche Anmut jeder Beschreibung spottet.

Lange habe ich darüber nachgedacht, wie es wohl gekommen sein könne, daß auf stundenweite Entfernungen überall Bosketts von genau derselben Zusammensetzung und Größe und genau in der gleichen Entfernung voneinander liegend auftreten. Ich habe mir die Sache in der Weise erklärt, daß eine jede unter den Oelpalmen, welche hier in bestimmten Entfernungen voneinander angepflanzt worden zu sein scheinen, ihren Samen rund herum ausstreuend in regelrechtem Kreise ein neues jüngeres Geschlecht aufsprießen ließ, unter dessen Wipfel sich auch jenes Buschwerk flüchtet, welches anderwärts durch das in gewissen Zeiträumen erfolgende Niederbrennen des dürren Grases vernichtet werden mußte. In der Mitte steht jedesmal eine gigantische Palme, die in mehrfachen Kreisen von niedrigern und immer niedrigern Exemplaren ihrer eignen Gattung umringt wird, bis schließlich ein üppiger Gürtel von Schilf und Buschwerk den Abschluß des wahrhaft künstlerisch aufgebauten Vegetationsbildes darstellt. Mir sind die eleganten Oelpalmen stets viel sympathischer erschienen, als die fremdartigen Fächerpalmen, deren etwas steife, den in der Mitte ausgebauchten Riesenstamm beschattende Blätterkrone im Abendwinde zu rauschen und zu rasseln pflegt, als ob sie aus dünnem Metall bestände.

Zu Godome rastete ich in der Factorei von Cypr. Fabre u. Co., die von einem eben so einsichtsvollen wie liebenswürdigen und ganz nach europäischer Art lebenden Schwarzen, nämlich einem bereits grauhaarigen Sohne Pedro Quadjos von Klein-Popo, verwaltet wird. Von Godome gelangt man in 1½ Stunden nach Abome-Callavi, welches an der mit der Lagune von Lagos in Verbindung stehenden und die Ostgrenze von Dahome darstellenden Denham-Lagune liegt. Diese Denham-Lagune hat für gewöhnlich keine Verbindung mit der Togo- und Povo-Lagune, doch sollen sich bisweilen in der Regenzeit die Ausläufer beider Gewässer zu einer ununterbrochenen Wasserfläche vereinigen. Der Weg von Godome nach Abome-Callavi wird etwas umständlich dadurch, daß man ein breites, keinen Abfluß zeigendes und sehr tiefes Gewässer passiren muß, was bloß im Boote geschehen kann. So viel ich weiß, unterhält dort jede der beiden französischen Firmen ein kleines Fahrzeug; mir wurde dasjenige von Cypr. Fabre u. Co. zur Verfügung gestellt.

Der weitere, in der Hängematte zurückgelegte Weg führte durch

herrlichen Palmenwald, deſſen Waldesdunkel jedoch, da es inzwiſchen Nacht geworden war, meine Leute in Schrecken zu ſetzen ſchien. Die Dunkelheit war thatſächlich ſo groß, daß man in dem Laubengang unter und zwiſchen Bäumen und Gebüſch ſich fortbewegend in einer endlos langen unterirdiſchen Halle zu wandeln glaubte. Beſtändig hörte ich von meinen Leuten, die ich jeden Augenblick anſpornen mußte, die Worte Legba (Teufel) und Bedé (wildes Tier). Einmal ſetzten ſie ſogar recht unſanft die Hängematte auf den Boden nieder, forderten eine Laterne von mir und ſuchten mich, da ich ihnen dieſelbe natürlich nicht geben konnte, zur Umkehr zu beſtimmen. Aber wohl wiſſend, daß ſie nicht den Mut beſitzen würden, allein zurückzukehren oder auch nur allein im Walde zu bleiben, ſchritt ich eine Strecke weit zu Fuß fürbaß. Die Folge war denn auch, daß alle ſehr bald hinter mir hergelaufen kamen, und nachdem ich ſie recht tüchtig wegen ihres Legba und Bedé verſpottet hatte, wurde der weitere Weg bis Abome-Callavi ohne Schwierigkeit zurückgelegt.

Es mochte gegen Mitternacht ſein, als ich an dem fremden Orte, wo ich niemand perſönlich kannte, eintraf, bloß ausgerüſtet mit einem an Herrn Gaillat von der Firma Cypr. Fabre u. Co. gerichteten Schreiben des Père Menager. Zu ſolcher Stunde und mit ſolchem Troß von Dienern Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen zu müſſen, iſt eine heikle und etwas peinliche Sache. Aber ich fand in Herrn Gaillat einen franzöſiſchen Gentilhomme, der ſich mit all jener feinfühligen Liebenswürdigkeit, welche die höhern Claſſen ſeines Volkes auszeichnet, meiner annahm.

Mein Plan, auf der Lagune nach Porto-Novo zu gelangen, ſtieß jedoch auf unvorhergeſehene Schwierigkeiten. In gewöhnlichen Zeiten mangelt es nicht an Canoeführern, die ſich zu dieſer mehrere Stunden dauernden Fahrt erbieten. Es war aber ſeit einigen Tagen ein Krieg zwiſchen franzöſiſchen und engliſchen Schutzbefohlenen ausgebrochen, und da man einige Bedienſtete der franzöſiſchen Factorei erſchoſſen hatte, ſo wollte mir weder der Vertreter des Königs von Dahome, der für meine Sicherheit verantwortlich zu ſein glaubte, den Austritt aus dem Lande geſtatten, noch würde ich trotz der hohen Summen, die ich als Preis ausſetzte, Canoeleute gefunden haben. Ich mußte mich daher ſchließlich, nachdem alle Verſuche, durchzudringen, vergeblich geweſen waren,

entschließen, zu Lande durch ganz Dahome hindurch nach Klein-Povo zurückzukehren, um mich von dort aus einzuschiffen.

Der französische Resident im Schutzgebiete von Porto-Novo befindet sich in der traurigen Lage, nachdem die Engländer vor kurzem widerrechtlich den zu Porto-Novo gehörigen Küstenstrich von Ketenu, Ketonu oder Kotonu (nicht zu verwechseln mit Cutanu) besetzt haben, gänzlich vom Meere abgeschnitten zu sein. Die Engländer bemühen sich augenscheinlich, den Franzosen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den Besitz von Porto-Novo zu verleiden. So haben sie mehrfach die Bewohner von Ketenu, die als ein wildes, zur Seeräuberei neigendes Volk gelten, zu Gewaltthätigkeiten gegen die Angestellten der französischen Factoreien aufgereizt und dadurch eine völlige Unterbrechung alles Verkehrs auf der Denham-Lagune veranlaßt.

Die Ketenu-Leute, die wegen der sumpfigen Natur ihres Landes in Pfahlbauten leben, sind desselben Stammes wie die Bewohner von Groß-Povo. Ihr König Suningun soll zu einer Zeit, die nicht näher festgestellt werden kann, aus Groß-Povo ausgewandert sein und sich in Godome, welches damals noch nicht zu Dahome gehörte, niedergelassen haben. Einer seiner Nachfolger namens Abo floh, von Dahome mit Krieg überzogen, zuerst nach Elpe und dann nach Ketenu. Während nun die Franzosen behaupten, daß Ketenu ein Vasallenstaat des Königs Tofa von Porto-Novo sei, begründen die Engländer ihre Ansprüche darauf, daß der seit 1854 regierende König Seton sein Land im September 1879 unter englischen Schutz gestellt habe. Da nun wenig Aussicht vorhanden zu sein scheint, daß die Engländer das von einer kleinen Haussa-Truppe besetzte Ketenu wieder herausgeben, so haben sich die Franzosen, aber bisher vergeblich, bemüht, von Dahome die Abtretung des Hafenplatzes Cutanu zu erreichen, durch dessen Besitz ebenfalls eine directe Verbindung zwischen Porto-Novo und der See hergestellt werden würde. Abgesehen von Ketenu streiten sich Engländer und Franzosen auch um jene tiefern Wasserstraßen, welche durch die größtenteils ganz seichte und inselreiche Lagune hindurch nach Porto-Novo führen.

Uebrigens möge daran erinnert werden, daß auch Deutschland sich schon einmal veranlaßt gesehen hat, den seeräuberischen Leuten von Ketenu eine Züchtigung angedeihen zu lassen. Als die Mannschaft des gestrandeten deutschen Schiffes Ernte dort ausgeplün

dert worden war, veranſtaltete die 1883 an dieſer Küſte erſcheinende Hertha in höchſt geſchickter Weiſe eine Landung.

Als ich nach endloſen Bemühungen, den Weg nach Porto-Novo zu erzwingen, dennoch nach Weida hatte zurückkehren müſſen, wurde ich dort noch mehrere Tage lang durch Paßformalitäten und den Mangel eines Fahrzeuges zurückgehalten. Der Einfluß der franzöſiſchen Miſſionare verſchaffte mir ein Boot und Bootsleute, aber wie man nur ſelten aus Dahome hinausgelangt, ohne daß die Beamten noch zum Schluß und trotz aller äußerlichen Freundlichkeit eine recht deutliche Probe ihrer Macht gäben, ſo mußte auch ich, als alles zur Abfahrt bereit war, noch einen halben Tag lang in glühendem Sonnenbrande am ſchattenloſen Lagunenſtrande auf den als Paß dienenden Stab warten. Man kann ohne jede Schwierigkeit nach Dahome hineinkommen, aber (wenigſtens auf dem Landwege) bloß mit dem Stock des Chacha, der ungefähr dieſelbe Bedeutung hat wie in alten Zeiten ein Siegelring, wieder herausgelangen. Auf der Lagunenfahrt von Weida nach Groß-Povo muß man den Stab bei den erſten beiden Lagunenzäunen vorzeigen (und je eine Flaſche Rum bezahlen) und beim dritten oder Grenzzaun, von wo er zurückgeſandt wird, abgeben.

Capitel III.

Lagos, Porto-Novo und Mahin-Gebiet.

(Die Lagunenstadt Lagos und die schlimmste Barre von Westafrica. — Deutscher Handel, deutsche Schiffahrt, deutsche Firmen. — Die französische Schutzherrschaft über Porto-Novo. — Der König der Nacht. — Erwerbungen des deutschen Hauses G. L. Gaiser. — Ein noch ganz unerforschter Küstenstrich. — Schlittenfahrt über zähen, aufgeweichten Thon. — Die gastfreundlichen Leute von Gogoro. — Ein Festmahl im Negerstil. — Unheimliche Besucher. — Ein abgestorbener Wald. — Moderne Pfahldörfer. — Endlich zeigen sich Oelpalmen und festeres Land. — König Amapetu und die Edlen seines Volks. — Der rosarote Cylinder des wirklichen Geheimen Rats. — Die jungen Mädchen von Mahin.)

Lagos, die größte, beziehentlich volkreichste Stadt von Westafrica, liegt $2^1/_2$ Seemeilen vom Meere entfernt jenseit der Lagune und würde durch diese Lagune einen vortrefflichen Hafen besitzen, wenn nicht die Barre zwischen der See und dem Binnengewässer so außerordentlich gefährlich wäre. Die Folge ist, daß alle größern Schiffe draußen im Meere vor der Barre ankern und ihre Ladung durch kleinere, den Kaufmannsfirmen von Lagos gehörige Dampfer löschen lassen. Fremde Kriegsschiffe dürfen ohne besondere Erlaubnis des Gouverneurs überhaupt nicht in die Lagune hineinfahren. Zur Verbesserung des Fahrwassers über der Barre ist seit Einrichtung der englischen Herrschaft so gut wie gar nichts geschehen. Die Tiefe wechselt von Zeit zu Zeit und es wird alsdann seitens der Regierung bekannt gemacht, welche Schiffe, d. h. Schiffe von welchem Tiefgang, die Barre passiren dürfen. In Westafrica, wo es keine Docks gibt, pflegen die Seeleute doppelt

vorsichtig zu sein; kleinere Ausbesserungen können allerdings in Dakar (Senegambien), in Lagos und in Akassa (am Niger) besorgt werden.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß Lagos (das Wort ist portugiesischen Ursprungs; die Eingebornen sagen Eko) die größte Stadt von Westafrica sei, so bezieht sich das bloß auf die Gesamtzahl der Bevölkerung. Die meisten Weißen wohnen dagegen in Loanda, welches überhaupt weit mehr das Aussehen einer europäischen Stadt hat. Nach der Volkszählung von 1881 lebten in Lagos 117 Weiße, 68 Mulatten und 75 085 Schwarze. Von den 117 Weißen waren 45 Engländer, 45 Deutsche, 9 Franzosen, 4 Schweizer, 3 Portugiesen, 3 Italiener, 2 Dänen, 4 Americaner, 1 Brasilier und 1 Norweger. Wenn auch die westafricanische Lagunenstadt — wie man Lagos häufig zu nennen pflegt — keine Gasthäuser besitzt, so wird dennoch den dort wohnenden Europäern durch einen reichlich mit Lebensmitteln ausgestatteten Markt die Sorge um ihr materielles Dasein sehr erleichtert. Täglich frisches Fleisch und Ananas von solcher Güte, wie sie von Porto-Novo kommen, sind Dinge, die man in Westafrica nicht so leicht wiederfindet.

Auch in Bezug auf Lagos haben die Engländer ihren außerordentlich scharfen Blick und ihr Talent für das Herausfinden solcher Plätze, welche gemäß ihrer geographischen Lage zu Mittelpuncten des Handels und Verkehrs gemacht werden können, aufs glänzendste bethätigt. Die Geschichte der Besitzergreifung kann mit wenigen Worten erzählt werden. Als der alte König Oluwole von Lagos gestorben war, wurde sein Nachfolger Akitoye im Jahre 1845 von einem andern Thronbewerber namens Kosoko vertrieben. Diesen forderte der damalige englische Premier Palmerston auf, den Sklavenhandel, der in Lagos gradezu schwunghaft betrieben wurde, abzuschaffen, und ließ, als er ablehnte, die Stadt durch englische Marinetruppen (am 26. und 27. December 1851) angreifen. Akitoye wurde zurückgeführt, starb aber nach mehrfachen Bürgerkriegen an Gift. Sein Sohn Docemo trat am 6. August 1861 gegen eine Jahresrente von 20 000 ℳ seine königlichen Rechte an England ab. Dreiundzwanzig Jahre später, nämlich im December 1884, wurde ein von den Gegnern Docemos angezettelter, gegen die Regierung und das Leben der Weißen gerichteter Aufstand entdeckt und — ohne regelrechten Proceß — durch

zahlreiche Hinrichtungen, Landesverweisungen und Einkerkerungen im Keime erstickt.

Die Engländer behaupten ihre Herrschaft mit Hülfe von 500 mohamedanischen Haussa, die von zwei weißen Officieren befehligt werden. Lagos ist der eigentliche Recrutirungsplatz für alle jene Haussa, die in den englischen Colonieen zu militärischer oder halbmilitärischer Thätigkeit verwandt werden. Der Name „Haussa" ist aber eigentlich gar nicht zutreffend, denn die wirklichen, im innern Sudan wohnenden Haussa sind durchaus nicht kriegerischer Natur. Mit den wirklichen Haussa haben die sogenannten bloß den Namen und die mohamedanische Religion gemeinsam.

Es gibt in Lagos folgende deutsche Firmen:

G. L. Gaiser, Hamburg, 15 Deutsche; Hauptagent Consul Bey, Stellvertreter Herr Zimmer;
Witt und Büsch, Hamburg, 9 Deutsche;
Voigt, Schabert und Co., Hamburg, 2 Deutsche;
Röthlisberger und Monnier, Hamburg, 3 Deutsche;
Gebr. Lüderitz, Bremen, 3 Deutsche.

Von den englischen sind die bedeutendsten:

Lagos Warehouse and Commission Co., Liverpool;
Banner brothers and Co., Glasgow;
Mc Iver & Co.;
Kerk, Fairley & Co.

Dann folgen:

Mantes frères et Borelli de Regis aîné (Franzosen);
Cypr. Fabre & Co. (Franzosen);
J. A. Colonna de Lecca (Franzosen);
Yates (Americaner);
Madame Pitaluga;
Santanna e filho (Portugiesen);
William brothers (schwarze Engländer).

Auf der Lagune fahren folgende Dampfer: Gaiser, King Tofa, Ebute Ero (Firma G. L. Gaiser); Oscar (Witt und Büsch); Rose (Leigh); Forcados, Ramos, Dodo, Benito (Eigentum der zwei englischen Dampfergesellschaften); Gertrud (Regierungsdampfer).

Der Schiffsverkehr von Lagos stellte sich 1882 wie folgt:

Eingelaufen:	79	Segler	mit 20 691	Tonnen, darunter
	1	Engländer	„ 217	„ und
	30	deutsche	„ 8024	„
	262	Dampfer	„ 156 299	„ darunter
	146	Engländer	„ 136 053	„ und
	116	deutsche	„ 20 246	„

König Acquas Haus in Kamerun
(nach eigner Photographie des Verfaſſers).

Ausgelaufen:	73	Segler	mit	19 117	Tonnen, darunter
	1	Engländer	„	217	„ und
	26	deutsche	„	6 875	„
	267	Dampfer	„	157 381	„ darunter
	149	Engländer	„	136 777	„ und
	118	deutsche	„	20 604	„

Der Wert der Einfuhr und der Ausfuhr, bei der es sich hauptsächlich um Palmöl, Palmkerne und Baumwolle handelt, bezifferte sich 1882 auf:

	Einfuhr	Ausfuhr
Gesamt	L. 428 883	L. 581 064
Englisch	„ 279 978	„ 267 243
Deutsch	„ 99 337	„ 136 264.

Obwohl die Engländer auf ihr angebliches Freihandelssystem so sehr stolz sind, so verstehen sie es doch, ihren eigenen Industrie-Erzeugnissen gewisse Vorrechte zuteil werden zu lassen. Dies geschieht vermittelst verschiedener Kunstgriffe. Der am häufigsten angewandte beruht darauf, daß man alle vorwiegend in England erzeugten Waren zollfrei ins Land läßt, während jene Waren, die, wie z. B. Pulver und Alkohol, größtenteils fremdländischen (beziehentlich deutschen) Ursprungs sind, mit erdrückenden Abgaben, die man beinahe als Prohibitiv-Zölle bezeichnen könnte, belastet werden.

Englische Zollbeamte sollen, wie ich aus vertrauenswürdiger Quelle erfuhr, die Aeußerung gethan haben, daß, wenn das (nachstehend beschriebene) Mahin-Gebiet deutsch geblieben wäre, der Zollcasse von Lagos ein Schaden von 400 000 ℳ jährlich erwachsen sein würde.

Fünfzig Seemeilen westlich von Lagos liegt, ebenfalls jenseit der Lagune und sechs Seemeilen vom Meere entfernt, die 40- bis 50 000 Einwohner zählende Stadt Porto-Novo, die ein eigenes, kleines, unter französischem Schutz stehendes Königreich darstellt. Obwohl das Protectorat sehr viel ältern Datums ist, so wurde Porto-Novo doch erst am 4. Juli 1884 von französischem Militär mit Beschlag belegt und es ist auch, trotzdem die von den Engländern beanspruchte Seeküste von diesen besetzt gehalten wird, ein französischer Resident, dem 15 schwarze Soldaten zur Verfügung stehen, dort zurückgeblieben. Obwohl Frankreichs Recht auf die Seeküste stichhaltiger zu sein scheint, als dasjenige der Engländer, so ist Porto-Novo doch, wie die Dinge zur Zeit liegen, vom Meere abgeschnitten — ein Mißverhältnis, dem Frankreich am liebsten

dadurch abhelfen möchte, daß es von dem benachbarten Dahome einen Hafen erwürbe.

Wenn, wie das alle Jahre ein paar Mal vorkommt, durch den Gegensatz zwischen Engländern und Franzosen Unruhen entstehen, so können bloß Lagunen-Dampfer, aber keine Canoes nach Porto-Novo gelangen, obwohl grade die letztern den größten Teil des Handels vermitteln. Zölle werden zur Zeit nicht erhoben, und man behauptet, daß, wenn der Versuch gemacht werden sollte, den Handel mit Zöllen zu belasten, die Eingebornen den König Tofa mitsamt den Franzosen vertreiben würden.

Dieser König, der kaum 35 Jahre zählen mag, gilt als außerordentlich grausam, sorgt aber für Ordnung und Ruhe, wie das in den englischen Colonieen bei weitem nicht in gleichem Maße geschieht. Eine der seltsamsten Einrichtungen, die ich unter Negern kennen gelernt habe, besteht darin, daß Porto-Novo noch einen zweiten König besitzt, der den romantischen Titel „König der Nacht" führt und dessen Obliegenheiten, soweit ich mich darüber zu vergewissern vermochte, vornehmlich in der nächtlichen Polizei und Rechtspflege zu bestehen scheinen. Der König der Nacht darf am Tage seine Wohnung nicht verlassen und auch unter keinen Umständen dem König Tofa vor Augen kommen. Wenn er Einkäufe macht, so pflegt er kurz nach Eintritt der Dunkelheit die Factoreien aufzusuchen. Seine Beamten laufen, indem sie die nächtliche Polizei besorgen, in kleinen, sie unkenntlich machenden Korbhäuschen herum und sprechen, um ihre Stimme zu verstellen, durch ein aus Kürbisschalen gefertigtes Instrument. Dem König der Nacht obliegt dann die Schlichtung aller in der Nacht vorgekommenen Streitigkeiten. Ob der König der Nacht dem König des Tages unterthan oder ihm gleichgestellt sei, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Das Fetischwesen steht in und bei Porto-Novo in größter Blüte und gegen den Willen der eine wahre Kaste bildenden Fetischpriester kann selbst König Tofa nichts durchführen.

Als Aufenthaltsort für Weiße ist Porto-Novo der vielen Moskiten wegen weit weniger angenehm als Lagos. Die Firmen, die von hier aus Oel und Palmenkerne verschiffen, sind außer fünf englischen Häusern:

G. L. Gaiser (deutsch),
Witt u. Büsch (deutsch),

Voigt Schabert u. Co. (deutsch),
J. A. Colonna de Lecca (franz.),
Cypr. Fabre u. Co. (franz.),
Regis aîné (franz.),
L. D. Lartigue u. Co. (franz.).

Oestlich von Lagos erstreckt sich das auf dem Lagunenwege am leichtesten erreichbare Mahin-Gebiet, welches, nachdem die Hamburger Firma G. L. Gaiser den Wunsch ausgesprochen hatte, daß ihre dortigen Landerwerbungen unter deutschen Schutz gestellt würden, im Januar 1885 von dem inzwischen gestorbenen Generalconsul Dr. Nachtigal besucht worden ist. Obwohl Deutschland seitdem gegen anderweitige Zugeständnisse seinen Ansprüchen auf das Mahin-Gebiet entsagt hat, so glaube ich die abenteuerliche Fahrt des opfermutigen Africareisenden, an welcher auch der Verfasser dieses Buches teilnahm, dennoch etwas ausführlicher schildern zu dürfen.

Am 19. Januar 1885, als wir auf der Möwe von Bimbia nach Victoria abdampften, kam, und zwar der Richtung nach von Kamerun her, ein Dampfer in Sicht, der uns augenscheinlich zu suchen schien und beim Näherkommen als der „Gaiser" von Lagos erkannt wurde. Capitän Hoffmann ließ „Folgen Sie uns" signalisiren und setzte die Fahrt nach Victoria fort, wo beide Schiffe kurz vor Dunkelheit Anker warfen. Mit äußerster Spannung harrten wir der Ankunft der gleich nach dem Ankerwerfen sich uns nähernden Gigg des Gaiser. Was mochte der Grund sein, weshalb man von dem weit entfernten Lagos, und zwar augenscheinlich bloß mit der Absicht, uns aufzusuchen, einen Dampfer entsandte? Der Gigg entstieg Herr Fischer, ein Angestellter des in Lagos etablirten Hamburger Hauses G. L. Gaiser, und ging behufs längerer geheimer Beratung mit dem Generalconsul in dessen Kajüte hinunter. Schon bald verbreitete sich, da die Sache nicht geheim gehalten zu werden brauchte, das Gerücht, daß es westlich vom Niger etwas für uns zu thun gebe.

Herr Fischer hatte sich behufs Erschließung dieser Länder für den deutschen Handel seit vielen Wochen in den kleinen Königreichen Mahin und Itebu aufgehalten, er hatte für das Haus Gaiser die ganze Seeküste von Mahin angekauft und auf die Bitte der Könige von Mahin und Itebu versprochen, alles, was in seinen Kräften läge, zu thun, damit ihr Land unter deutschen Schutz gestellt werde. Während der Anwesenheit des Herrn Fischer

in Mahin war der kleine englische Regierungsdampfer Gertrud (Raddampfer von vier Fuß Tiefgang mit einer Revolverkanone) mit dem Gouverneur an Bord bis Aboto hinaufgedampft und hatte seine Dampfbarkasse sogar bis halbwegs Mahin entsandt. Die Eingebornen wollten jedoch von der englischen Flagge, mit der hohe Zölle und allerlei Handelsbeschränkungen einziehen würden, nichts wissen. Da jedoch bei der Abreise des Herrn Fischer die Gertrud abermals auf der Mahin mit Lagos verbindenden Lagune erschienen war, so befürchtete man, daß die Engländer Gewalt anwenden würden.

Es wurde beschlossen, daß beide Schiffe, der Gaiser sowohl wie die Möwe, in gerader Richtung nach Mahin dampfen sollten. Hierbei will ich gleich erwähnen, daß noch nie ein Weißer von der gänzlich unbekannten Seeküste des Mahin-Gebiets aus zur Hauptstadt vorgedrungen war und daß dieser Versuch jetzt zum ersten Mal unternommen werden sollte. Der Verfasser dieses Buches begab sich auf die Einladung des Herrn Fischer schon am Abend des 19. an Bord des Gaiser. Am 20. Januar, um 6 Uhr morgens, verließen wir die Ambasbucht, erreichten mit dem 250 Tonnen haltenden Dampfer, acht Knoten in der Stunde zurücklegend, am Nachmittag des 21. Januar die Hauptmündung des Niger und suchten am Morgen des 22. dicht am Strande vorbeifahrend die noch wenig bekannte Küste von Mahin aufzufinden.

Es war das keine kleine Aufgabe, da die ganze Küste flach ist und nirgendwo im Hintergrunde Höhenzüge auftauchen. Es hält schon schwer genug, auch nur die einzelnen Niger-Mündungen voneinander zu unterscheiden. In der Nacht ist das ganz unmöglich. Am Tage müssen allerlei kleine Anzeichen, ein Baum, ein Haus oder dergleichen den Ausschlag geben. Das beste Mittel, um stets zu wissen, wo man sich befindet, besteht darin, die einzelnen Niger-Mündungen zu zählen. Da wir aber in der Nacht vorbeigelaufen waren, so hatte man die Küste nicht deutlich erkennen können, und als es Tag wurde, war man im Zweifel, ob man sich vor der Escardos- oder Benin-Mündung befinde. Ein Fischerboot, das wir anriefen, nannte die Benin-Mündung, an die sich in nicht allzu großer Entfernung die Küste von Mahin anschließen sollte. Herr Fischer hatte mit dem König Amapetu von Mahin vereinbart, daß dort, wo der beste Anlegeplatz sei, um nach Mahin zu gelangen, eine deutsche Flagge aufgezogen werden sollte. Wir

musterten demnach in der Entfernung von vier Seemeilen vorüberfahrend mit allen vorhandenen Fernrohren und Operngläsern den Küstensaum. Die geringe Tiefe des Fahrwassers gestattete uns nicht, näher an das Land heranzukommen.

Das Ufer zeigte hinter schmalem Sand- oder vielmehr Schlickstreifen hohen dunkeln Wald und auch häufig dicht an der See Dörfer, die schon von weitem durch aufwirbelnden Rauch zu erkennen waren. Der nebelbringende Harmattan und die Rauchsäulen größerer Buschbrände verschleierten zeitweilig die Küste. Immerhin vermochte man zu erkennen, daß sich Dorf an Dorf reihe, und zwar so dicht, daß ich etwas Aehnliches noch nirgendwo an der westafricanischen Küste gesehen und es am allerwenigsten in dieser geographisch völlig unbekannten Gegend erwartet hätte. Am 22. Januar begab sich Herr Fischer, um den Weg nach Mahin ausfindig zu machen, dreimal an Land, getäuscht durch allerlei Phantasieflaggen, die, wie das in Africa sehr häufig vorkommt, von den Eingebornen aus purer Kinderei aufgehißt werden. Das erste Dorf, mit dem wir auf diese Weise in Verbindung traten, hieß Ubo. Dann ankerte das Schiff etwa vier Seemeilen weiter westlich unter 6° nördl. Breite und 4° 52′ östl. Länge. Nach einigen Stunden schickte Herr Fischer einen Zettel an Bord, des Inhalts, daß das Schiff vorwärtsfahren möge, während er selbst am Lande weitergehen werde. Am Nachmittag verkündete uns das Aufhissen der deutschen Flagge, daß wir Herrn Fischer wieder aufnehmen sollten. Er kehrte über und über mit Schlamm bedeckt zurück. Das Land sei unbeschreiblich sumpfig und er habe sich auch nicht von den ihn begleitenden Minas-Negern tragen lassen können, weil dieselben mit solcher Last allzu tief im Uferschlick eingesunken sein würden. Es halte hier grade so schwer, zuverlässige Auskunft zu erhalten, wie überall anderwärts in Africa. Man habe ihn stets von einer Ortschaft zur nächstfolgenden verwiesen. Es sei viel von einem Wasserweg die Rede gewesen, der in gerader Richtung nach Mahin hinführe und der stets beim nächstfolgenden Dorfe hätte zu finden sein sollen. Aber in solchen noch unerschlossenen Gebieten lögen die Eingebornen, teils aus Grundsatz, teils aus Besorgnis für ihren Handel. Das Land sei einem kürzlich verstorbenen König unterthan gewesen, stehe aber jetzt unter Amapetu von Mahin.

Wir waren sehr besorgt wegen des Ausbleibens der Möwe,

die wir gleich nach unserer Abfahrt von Victoria aus Sicht verloren hatten. Für gewöhnlich kommen in dieser Gegend niemals Schiffe bis so dicht an die Küste heran, daß man sie von dort aus sehen könnte. Es ist das ja auch nicht zu verwundern, da die ersten Handelsbeziehungen erst kürzlich von dem Hause G. L. Gaiser angebahnt worden sind. Als daher am 23. gegen 9 Uhr morgens die Mastenspitzen eines Dreimasters am Horizont auftauchten, wußten wir auch sofort, daß dies bloß die Möwe sein könnte. Herr Fischer war an diesem Tage schon zum zweiten Mal an Land gegangen. Zu unserer großen Freude signalisirte er jetzt grade herüber, daß er den richtigen Ort gefunden habe. Hinter dem sumpfigen, einer grünen Wiese gleichenden Strand erblickten wir dunkeln Hochwald. Die braunen Dächer der Neger-Häuser erinnerten an Norddeutschland und man hätte sich, wäre nicht an der einen Seite die offene See gewesen, an die Ufer der untern Elbe versetzt denken können.

Die Küste senkt sich ganz sachte abwärts, und näher als bis auf 2—3 Seemeilen können Schiffe von 8—10 Fuß Tiefgang nirgendwo ans Land herankommen. Die Möwe warf Anker etwa $3^1/_2$ Seemeilen von der Küste und etwa 5 Seemeilen in südsüdöstlicher Richtung von jenem unter 6^0 8′ 52″ n. Br. liegenden und „Gogoro“ genannten Orte, wo die nach Mahin führende Wasserstraße bis dicht ans Meer herantreten sollte.

Nachdem zuerst der Capitän des Gaiser und der Verfasser dieses Buches und dann auch Herr Fischer sich an Bord der Möwe begeben hatten, wurde beschlossen, daß der Generalconsul, begleitet von Herrn Fischer, meiner Wenigkeit und zehn Minas-Negern, die Reise landeinwärts antreten sollte. Der schwierigste Punct schien die Landung zu sein. Die Dampfpinasse der Möwe brachte uns zur Küste. Wie aber über den 40—50 Schritt breiten Streifen zähen, aufgeweichten Thones, in dem die Minas-Neger bis zum Bauche versanken, hinüber gelangen? Sich aus dem Boote hinaus an Land tragen zu lassen, wie das sonst überall an dieser Küste geschieht, erschien unmöglich, weil damit eine Kraftanstrengung verknüpft gewesen sein würde, der die schwächlich, aussätzig und verwildert aussehenden Minas-Leute keineswegs gewachsen waren. Am Ufer stand um die dort wehende deutsche Flagge herum eine zahlreiche Menschenmenge.

Nach einigem Ueberlegen verfielen wir auf das Auskunfts-

mittel, von der andern Seite des Dorfes, wo die Lagune an dasselbe herantritt, eines der kleinen Canoes der Eingebornen herbeischaffen zu lassen. Es war dies ein winziges Ding, in dem mit größter Mühe ein Mensch Platz finden konnte. Dieses Canoe wurde über den Schlickstreifen herüber langseits von unserm Boote gebracht. Beim Einsteigen mußte man, um nicht umzukippen, mit äußerster Vorsicht das Gleichgewicht aufrechtzuerhalten suchen. Hatte man sich glücklich niedergestreckt, so schoben die bis zum Bauch in der unglaublich zähen Masse einherwatenden Minas-Neger das seltsame Fahrzeug zum festen Land herüber. Auf diese Weise gelangten zuerst Herr Fischer, dann der Generalconsul, dann der Verfasser dieses Buches und schließlich auch unser Gepäck nach Gogoro. Ich hatte mir eingebildet, mit Einschluß von Kamelen, Hängematten u. s. w. alle auf unserer Erde angewandten Verkehrsmittel kennen gelernt und benutzt zu haben, aber diese Art der Beförderung war mir denn doch noch neu. Und ich möchte auch nicht grade behaupten, daß ich dafür zu schwärmen begonnen hätte. Die geringste falsche Bewegung, und man lag unrettbar im Sumpf. Das Land hinter dem Schlickstreifen, der in ähnlicher Weise auch an unsern norddeutschen Küsten vorhanden und bei Hochwasser teilweise überdeckt sein soll, war nicht sehr viel anziehender. Ein 100—200 Schritt breiter Sandstreifen, auf dem, soweit nicht Häuser der Eingebornen darauf standen, seltsame Strandpflanzen rasenartig den Boden bedeckten, und dann die abermals von einem Schlickgürtel eingefaßte mangrovebestandene Lagune. Der sandige Strand von Lome und Bagida sieht schon unfreundlich genug aus. Aber wie gern hätten wir den soliden Sand der Togo-Küste an Stelle dieses Schlicks gesehen! Und erst welcher Gegensatz gegen die herrlichen Gebirgslande von Victoria und Bimbia!

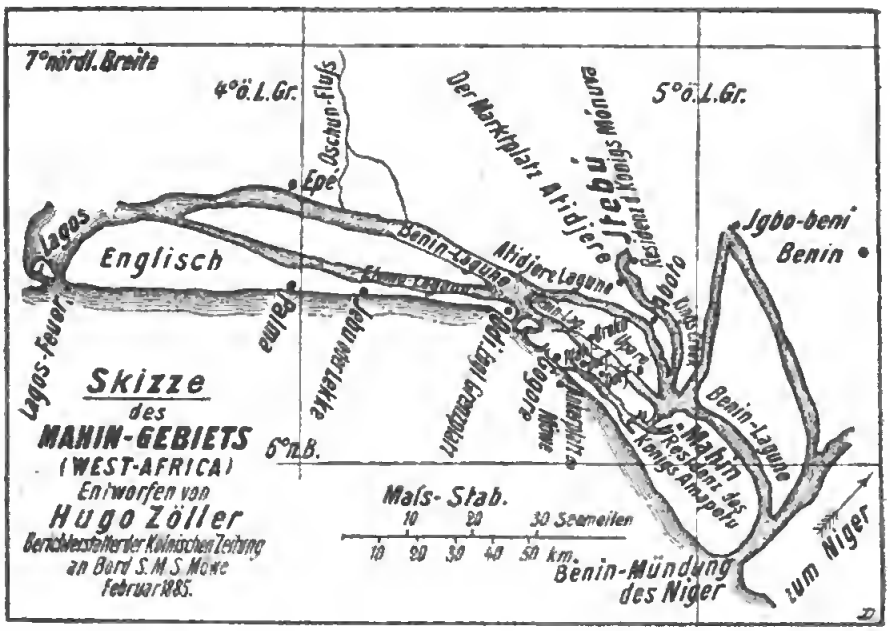
Die am Ufer stehenden Leute, mit denen wir uns durch die Vermittlung eines von Herrn Fischer gestellten Dolmetschers verständigten, waren von dunkelbrauner Hautfarbe und ein in körperlicher Hinsicht gar nicht schlecht ausgestatteter Menschenschlag. Aber welch phantastischer Aufputz zu Ehren unserer Ankunft! Noch nirgendwo habe ich so viel verschiedene Haartrachten gesehen. Einige trugen hohe Wulste an beiden Seiten des Kopfes, andere hoch aufstehende Hörner und wieder andere hatten einen Teil des Kopfes rasirt, sodaß ein Kreis, ein Viereck oder andere geome-

trische Figuren, von denen das Haar in wurmartig geflochtenen Zöpfchen herunterbaumelte, übrig blieben. Zu dieser verwickelten Frisur stand der Mangel an Bekleidung in schreiendem Gegensatz. Manche trugen blutrote Hemden, manche einen alten Bedientenrock, manche eine Hahnenfeder im Haar, manche einen Cylinder von unbeschreiblichem Aussehen, die meisten aber waren bis auf einen um die Hüften gewundenen schmutzigen Schurz völlig unbekleidet.

Ganz besonders fiel uns die außerordentliche Höflichkeit auf, welche diese Leute nicht bloß uns gegenüber, sondern auch untereinander an den Tag legten. Dem Greisenalter schien man ganz besondere Hochachtung zu zollen, und bei jeder Begrüßung kniete der Ankommende oder Geringergestellte nieder, sogar vor den Frauen, die doch sonst in Africa nicht grade mit Ritterlichkeit behandelt werden. Die Cultur der Leute schien mir, nach den ersten äußern Anzeichen zu urteilen, niedriger zu stehen als diejenige der Dualla, aber höher als diejenige der Bakwiri. Bald fanden wir auch heraus, daß die Mahin-Leute insofern schon die Einwirkung von Culturvölkern verraten, als sie in ihrem Denken und Fühlen nicht mehr ganz so einfach sind, wie z. B. die Togo-Leute, und weit mehr als diese auf das Einhalten gewisser Formen Wert legen.

Herr Fischer hatte ursprünglich vereinbart, daß uns noch am gleichen Tage (23. Januar) zur Fahrt nach Mahin Canoes zur Verfügung gestellt werden sollten. Anfänglich sträubten sich die Leute mit dem Hinweis darauf, daß es über der Reise Nacht werden würde. Als sie aber sahen, daß wir uns dadurch nicht abhalten ließen, entstand unter ihnen selbst ein großer Streit, der in Thätlichkeiten auszuarten drohte und dessen Sinn und Bedeutung wir anfänglich nicht verstanden. Der etwa 18jährige Sohn des Königs Amapetu, der im Auftrage seines Vaters mit der deutschen Flagge zur Küste gekommen war, trat im Verein mit einigen andern Vornehmen für unsere baldige Abreise ein. Aber alle übrigen schienen dagegen zu sein und machten so unendlich viel Schwierigkeiten, daß wir uns schließlich, als es thatsächlich dunkel zu werden begann, zum Bleiben entschließen mußten.

Erst jetzt erfuhren wir den wahren Grund, weshalb man uns nicht hatte ziehen lassen wollten, — ein Grund, der auf alles andere eher denn auf Feindseligkeit hinauslief. Ein Häuptling,


7° nördl. Breite
4° ö. L. Gr.
5° ö. L. Gr.
Epe
Oschun-fluss
Der Marktplatz Afidjere
Itagú
Königl. Residenz
Abeokuta
Igbo-beni
Benin
Lagos
Englisch
Benin-Lagune
Afidjere Lagune
Lagos-Feuer
Palma
Jebumbetakke
Umschrift
Benin-Lagune
Skizze
des
MAHIN-GEBIETS
(WEST-AFRICA)
Entworfen von
Hugo Zöller
Berichterstatter der Kölnischen Zeitung
an Bord S. M. S. Möwe
Februar 1885.
6° n. B.
Mahin
Residenz des
Königs Amapetu
Mais- Stab.
10 20 30 Seemeilen
10 20 30 40 50 km.
Benin-Mündung
des Niger
zum Niger

in dessen Hause wir wohnen sollten und welcher der erste Beamte des Ortes zu sein schien, erklärte uns nämlich, daß er ein „Festmahl" hergerichtet habe und er sich tief beleidigt gefühlt haben würde, wenn wir, ohne ihn zu besuchen, weitergereist sein würden. Wie aber soll ich dieses „Festmahl" beschreiben? Ueber mehrere alte Kisten kletterte man zu einem dunkeln, erst später (durch einen in Palmöl liegenden Docht) notdürftig erhellten Raum hinauf, in dem auf weiß gedecktem Tisch eine Unzahl halb leerer Branntweinflaschen und außerdem Wasser sowie saurer Palmwein standen. Die im Kreise herum aufgestellten Holzschemel und Koffer, auf denen wir uns nebst den Häuptlingen niederließen, waren mit weißen Servietten bedeckt. Bald war das Gemach so dichtgedrängt voll von Zuschauern, daß wir uns kaum zu rühren und in der erstickend heißen Luft kaum zu atmen vermochten. Aber wer möchte Leute beleidigen, die es wirklich von Herzen gut meinen? Der erste Gang bestand in einem Thee-Aufguß, der durch ein als Sieb dienendes Taschentuch hindurch in einen Waschnapf gegossen und mit einer Tasse, die alsdann im Kreise herumging, wieder herausgeschöpft wurde. Der zweite Gang war Fisch mit Oelsauce, der dritte Hühner-Ragout mit Pfeffersauce und der vierte ein klößeartiges Yams-Gericht, das hierzulande die Stelle des Brotes vertritt. Da bei der schnellen Improvisation dieser Reise die Messer und Gabeln vergessen worden waren, so mußten wir uns der Finger bedienen, was auch beim Hühner-Ragout ganz gut anging, aber bei dem weichgekochten Fisch seine Schwierigkeiten hatte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß wir den größten Teil der Speisen unsern Minas-Negern überließen, ohne daß unsere Gastgeber, nachdem wir einmal selbst eine Kleinigkeit genossen hatten, darin einen Verstoß gegen die Höflichkeit gefunden hätten. Aber nun begann, während wir drei Weiße Bier tranken, von seiten der Eingebornen ein kleines Rumgelage, das nicht enden zu wollen schien und dem wir auch keinen Einhalt zu thun vermochten. Selbst als wir unter dem Vorgeben, uns zur Ruhe legen zu wollen, die Schwarzen aus dem uns angewiesenen, bloß einen Raum enthaltenden Hause entfernt hatten, konnten wir die stark angeheiterten Gesellen doch noch nicht los werden. Immer und immer kamen sie nach diesem oder jenem fragend zurück und umdrängten uns, ihre Dienste beim Aufhängen der Hängematten

anbietend, ſo dicht, daß wir um unſere Cigarre zu rauchen, bloß mit Mühe ein wenig auf- und niederzugehen vermochten.

Da von der See her eine kühlende Briese zu wehen begann, ſo ließen wir unſere Hängematten außerhalb des Hauſes an den Dachſparren befeſtigen und wieſen unſern Leuten, damit wir ſie am folgenden Morgen zur Hand hätten, ganz in der Nähe ein Lager an. Aber als endlich die allzu freundlichen Gogoro-Leute ſich verzogen hatten, begann ein Tanz der Moskiten, wie ich ihn ſchlimmer kaum erlebt habe. Ermüdet von den Anſtrengungen und Eindrücken des Tages, war ich trotz der Moskitenſtiche ſchließlich in tiefen Schlaf verſunken, als mich urplötzlich eine heftige Erſchütterung meiner Hängematte aufwachen ließ. Mich aufrichtend ſah ich, daß unſer Nachtquartier von einem Dutzend mit Gewehren bewaffneter Schwarzen umſtellt war, von denen mir einer in gebrochenem Engliſch etwas zurief. Inzwiſchen waren auch Dr. Nachtigal und Herr Fiſcher aufgewacht, und da man in dieſen Gegenden ſeine Waffen ſtets zur Hand zu haben pflegt, ohne erſt danach greifen zu müſſen, ſo begannen wir in aller Ruhe mit den nächtlichen Beſuchern zu verhandeln. Die Sache klärte ſich dahin auf, daß aus einer am Benin gelegenen Stadt zwei Sklaven entlaufen waren, die man wieder einfangen wollte und von denen man vermutete, daß ſie ſich unter unſern Leuten verſteckt hätten. Wir ſchalten die Sklavenjäger, daß ſie uns wegen einer ſo thörichten Vermutung aus dem Schlaf aufgeweckt hätten, gebrauchten aber doch die Vorſicht, für den Reſt der Nacht einen unſerer Leute wachen zu laſſen. Die Sklavenjäger zündeten ein flackerndes Feuer an, um das herum ſie ſich ſchwatzend niederſtreckten, und da auch wohl viele Gogoro-Leute geweckt worden ſein mochten, ſo gab es die ganze Nacht hindurch dicht hinter unſerm Hauſe ein heftiges Palaver.

Jene Lagune, die bei Gogoro bis auf wenige hundert Schritte ans Meer herantritt, iſt das ſeltſamſte Gewäſſer, das man ſich vorſtellen kann. Man denke ſich hinter ſchlammigem mangrovebeſtandenen Ufer eine ſeeartige Fläche, die, nach Tauſenden von Baumſtümpfen zu urteilen, ehemals ein Wald geweſen ſein muß. Es heißt, daß ein weiter landeinwärts gelegener See früher mit dem Meer in Verbindung geſtanden habe. Aus der Verſtopfung des Ausfluſſes und der dadurch hervorgerufenen Ueberſchwemmung könnte man ſich das Abſterben des Waldes, der früher bis zur

Küſte reichte, vollauf erklären. Aus dem höchſtens 60—80 Centimeter tiefen Waſſer ragen allenthalben Mangrovebüſche ſowie auch anderes Buſchwerk, Schilfrohr und noch nicht völlig abgeſtorbene Bäume hervor. Außerdem mangelt es weder an Waſſerlilien noch an andern Sumpfpflanzen, deren Namen ich nicht anzugeben vermag.

Man hatte für uns, unſere Diener, das Gepäck und die uns begleitenden Gaſtfreunde 5 Canoes zurechtgemacht. Die Gaſtfreunde hatten zu Ehren des Tages ſo ziemlich alles angelegt, was ſie an Kleidungsſtücken beſaßen, Strohhüte, Cylinderhüte, rote Hemden, Vatermörder und ſogar ein Paar buntcarrirte Beinkleider. Aber der dringende Wunſch, alle ihre Reichtümer vorzuführen, veranlaßte, daß ſie uns auch diesmal wieder einen Streich ſpielten. Nach kaum halbſtündiger Fahrt wurde bei einem inmitten der allgemeinen Ueberſchwemmung auf Pfählen ſtehenden Dorfe, wo der mächtigſte der Gaſtfreunde ein Haus beſaß, unter dem Vorgeben, daß die übrigen vier Canoes zurückgeblieben ſeien, eine einſtündige Raſt gemacht. Das Leben in dieſen Pfahldörfern ſcheint kaum menſchenwürdig zu ſein, und doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Inſaſſen ſich für ihre Verhältniſſe recht wohl fühlen und daß das Land äußerſt dicht bevölkert iſt. Vor den Häuſern war durch Aufſchütten von Dünger und Reiſig eine Art von elaſtiſcher Plattform geſchaffen worden, auf welcher mit allen Anzeichen des Behagens räudige Pfahl-Hunde, fette Pfahl-Schweinchen und krähende Pfahl-Hähne einherſpazirten. Als wir endlich weiterfuhren, nachdem ſämmtliche Canoes herangekommen waren, folgte nach einer halben Stunde ein zweites und bald ein drittes, ein viertes und fünftes Pfahldorf.

Jetzt endlich lenkten wir aus dem Ueberſchwemmungsgebiet heraus in einen breiten Canal ein, allerdings auch keinen Canal mit feſten Ufern. Was man Ufer hätte nennen können, war thatſächlich mit den Wurzeln im Waſſer ſtehendes Schilfrohr und Mangrovegebüſch. Dabei paſſirte man jeden Augenblick Fiſchzäune (wie ſie ſich auch im Togo-Gebiet finden), die den Bewohnern des Landes Krabben, Taſchenkrebſe und verſchiedene Fiſcharten in kaum glaublichen Mengen liefern. Aller und jeder Verkehr in dieſer Gegend geſchieht durch Canoes, ohne ſolche kann man nicht von einem Hauſe zum andern gelangen. Ein ähnliches Mittelding zwiſchen Land und Waſſer, wie dieſe Landſchaft es darſtellt,

dürfte man nur an wenigen Stellen der Erdoberfläche wiederfinden: Venedig verhält sich dazu wie ein Teich zum Ocean. Vorwärts bewegt wurden die schmalen Canoes zeitweilig mit herzförmigen Rudern, meistens aber mit langen Bambusstangen. Und grade diese Bambusstangen werden von den am Vorder- und am Hinterteil des Fahrzeuges stehenden cylinderbekleideten Canoeführern mit solcher Geschicklichkeit gehandhabt, daß auch bei den schlimmsten Wendungen der teilweise recht schmalen Canäle kein noch so kurzer Aufenthalt vorkommt. Zuweilen, wenn die Leute eine Art von Wettfahrt veranstalteten, schossen ihre Canoes mit wahrhaft pfeilartiger Geschwindigkeit dahin. Im großen und ganzen war die Richtung unserer Fahrt der Küste parallel (nach Südost); einmal kamen wir sogar so nahe an die See heran, daß wir die Strandbörfer der Eingebornen sehen und das Geräusch der Brandung hören konnten.

Aber um 12 Uhr, also nach 5½stündiger Fahrt, änderte sich der Curs, und während in südöstlicher Richtung ein Seitenarm abzweigte, der, wie man sagt, zur Benin-Lagune führt, schlugen wir selbst eine nordöstliche Richtung ein. Bald merkten wir an der üppigern Vegetation, daß hier nicht mehr Sumpfgebiet, sondern fester Boden sei. Hinter den Mangrovebüschen traten allmählich auch Palmen auf, bis schließlich das von der salzigen Natur des Wassers Zeugnis ablegende Mangrovedickicht ganz verschwand und einem mehr als üppigen Durcheinander von Oelpalmen, tropischen Farnen, Orchideen und andern Tropengewächsen Platz machte. Pandanus-Arten bildeten hier wie auch anderwärts den Uebergang von der Brackwasser- zur Süßwasser-Vegetation. Fischzäune gab es hier nicht mehr, dafür aber wand sich die schmale Wasserstraße in solch hundertfältigen Windungen zwischen und unter einer alles überwuchernden Vegetation durch, daß man sich jeden Augenblick bücken mußte, um nicht von einem Ast, von Lianensträngen oder einem quer über den Weg liegenden Baumstamm aus dem Canoe hinaus ins Wasser geschleudert zu werden. Die mit abgefallenen Blättern, mit Moosen und Wasserpflanzen bedeckte Oberfläche des Wassers glich an einzelnen Stellen einer dicken Erbsensuppe, an andern einem Salat, durch den die Bambu-Leute recht mühsam ihren Weg hindurchbahnten.

Der Sonnenbrand war, wo nicht das Laubdach der Bäume Schatten spendete, während der acht Stunden, die wir ruhig und

mäuschenstill — denn bei der geringsten unbedachten Bewegung liefen wir Gefahr, mit dem schmalen Fahrzeug umzuschlagen — in diesem Canoe verbrachten, wahrhaft fürchterlich. Jeder von uns drei Weißen befürchtete, soweit die pochenden Kopfschmerzen solchen Gedanken aufkommen ließen, einen Sonnenstich davongetragen zu haben. Um 12 Uhr 20 Minuten passirten wir zur linken Hand einen nach Aboto führenden Wasserarm. Die Zahl der Wasseradern in diesem Lande ist Legion und ihre genaue Aufzeichnung würde, abgesehen davon, daß man sich dabei bloß eines Canoes, aber keines Bootes bedienen könnte, sehr viel Zeit in Anspruch nehmen. Das Mahin-Gebiet steht durch größere und besser zu befahrende Lagunen-Arme in directer Verbindung einerseits mit der Benin-Mündung des Niger-Stroms und anderseits mit der Lagune von Lagos. Aber die innerhalb des Mahin-Gebiets zur See führenden Wasserarme scheinen sämtlich seicht und wenigstens für größere Boote nicht benutzbar zu sein. Wie hoch hinauf in dem nach Mahin führenden Wasserlauf der Einfluß von Ebbe und Flut reicht und ob es auch einen durch den Zufluß von Regenwassern erzeugten Abwärtsstrom gibt, haben wir nicht feststellen können. Je näher wir an Mahin herankamen, desto mehr nahm der vielgeschlängelte und immer schmaler werdende Wasserlauf das Aussehen eines regelrechten kleinen Flusses an. Aber auffallenderweise hatten wir anfänglich eine starke Strömung gegen uns und später eine noch viel stärkere Strömung mit uns. Da der Canal, den wir befuhren, bei Mahin sein Ende erreicht, so vermag ich mir dieses Rätsel nicht zu erklären. Auf welche Weise sind überhaupt jene Lagunen genannten, größtenteils sehr tiefen und parallel oder nahezu parallel mit der Küste verlaufenden Wasserrinnen entstanden?

Den Eingebornen von Mahin, die wahre Amphibien zu sein scheinen, gewähren diese Wasserrinnen ein bequemes, vielbenutztes Verkehrsmittel; ich glaube kaum, daß während einer achtstündigen Fahrt zehn Minuten vergingen, ohne daß, durch freundlichen Zuruf von unsern Bambu-Leuten begrüßt, einige mit Waren, mit Fischen, mit Früchten oder Palmwein beladene Canoes an uns vorübergeschossen wären. Um 1½ Uhr passirten wir die Mündung eines zweiten nach Aboto führenden Wasserweges und erreichten eine Stunde später, nachdem wir, den einstündigen Aufenthalt beim ersten Pfahldorf abgerechnet, sieben Stunden unter-

wegs gewesen waren, das Ziel unserer Reise. Ich will hier gleich erwähnen, daß die Rückfahrt 7½ Stunden in Anspruch nahm.

Das Land, welches wir zuletzt passirt hatten, wäre, trotzdem die allgemeine Stimmung danach angethan war, es so zu bezeichnen, weder häßlich noch arm zu nennen gewesen. Im Gegenteil! Eine Fülle von Oelpalmen, Bananen u. s. w. und eine allgemeine Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, die trotz des glühenden Sonnenbrandes und der Unbequemlichkeit des Fahrzeuges nicht verfehlen konnte, Eindruck zu machen. Alle später von mir gesammelten Angaben stimmen darin überein, daß Mahin ein sehr wohlhabendes Land sei. Das Dorf Mahin, wo der König wohnt, ist weitläufig gebaut, aber die Hütten liegen doch nicht ganz so zerstreut wie bei den Bakwiri des Kamerun-Gebirges. Häuser, Wege und Pflanzungen sind sauber und gut gehalten; alles atmet ein hohes Maß von Ordnung und Wohlstand. Auch habe ich kaum irgendwo in Africa so schöne, glatte und wohlgenährte Kühe gesehen wie hier.

König Amapetu, ein gut aussehender Mann von etwa 40 Jahren, empfing uns, nachdem wir vorher (damit er sich inzwischen ankleiden könne) einen Besuch beim ersten Häuptling gemacht hatten, in dem großen hallenartigen Hofe seines Hauses, in dem bereits alle Vornehmen des Ortes versammelt waren. Es waren zur rechten Seite des Königs Sitze für uns hergerichtet und mit schönen Tüchern überdeckt worden. Amapetu saß auf einem Lattengestell, über das man ein großes Stück Tuch gebreitet hatte, bekleidet mit einem sehr langen, bis zu den Füßen herunterreichenden blauseidenen Hüftentuch, einer hohen, in Silber gestickten und die Stelle der Krone vertretenden Mütze und einer schmalen Halskette von kostbaren echten Korallen. Des Königs würdevolle Haltung mochte ein wenig erkünstelt sein, aber der Ausdruck seiner Züge und sein Benehmen zeugten von einem Maß von Einsicht und Selbstbewußtsein, dessen sich nur wenige unter den schwarzen Königen erfreuen. Im Kreise herum saßen die Häuptlinge und sonstigen Vornehmen des Landes, von denen der mächtigste unter den am Orte selbst lebenden, ein fettwanstiger alter Herr mit gutmütigem Gesicht — so etwas wie Wirklicher Geheimer Rat — eine besondere Vorliebe für die seltsamsten Arten von Hüten zu haben schien. Er trug einen Droschkenkutscherhut, den er mit einer Goldborte umwunden hatte. Später aber zeigte er uns

ſeine größte Koſtbarkeit, beſtehend in einem cylinderförmigen, vielleicht vorher einmal zu carnevaliſtiſchen Zwecken benutzten Bauwerk, das an der Vorderſeite roſenrot, an der Rückſeite himmelblau war. Sein ſehnlichſter Wunſch, ſagte er zum Generalconſul, ſei es, noch einen ſolchen Hut zu erhalten. Uebrigens wohnt der mächtigſte aller Häuptlinge des Mahiu-Landes, ohne deſſen Rat Amapetu niemals etwas entſcheidendes unternimmt, für gewöhnlich nicht in der Hauptſtadt Mahin, ſondern in Aboto.

Als Generalconſul Dr. Nachtigal, Herr Fiſcher und der Verfaſſer dieſes Buches den König begrüßt und ſich niedergelaſſen hatten, brachte man einen Teller mit ſehr ſchönen Früchten (namentlich ausgezeichnete Bananen) und bot uns aus vergoldeter Milchkanne Waſſer an. Zu Häupten eines jeden ſtand mit gewaltigem, wenigſtens 2—3 kg wiegenden Fächer ein Kühlung zuwedelnder Diener. Fächer von derſelben runden Form und demſelben Gewicht hatte ich bereits zu Bonny am Niger geſehen; ſie werden aus Schafleder gefertigt, dem man die Haarbekleidung gelaſſen hat.

Nachdem der Zweck unſerer Reiſe erreicht und die amtliche Aufgabe des Generalconſuls erledigt war, mußten wir auf dringendes Bitten dem Wirklichen Geheimen Rat, der uns mit (ſauer gewordenem) Palmwein bewirten wollte, einen abermaligen Beſuch abſtatten. Auch ſeine Wohnung enthielt einen an andaluſiſche Vorbilder erinnernden hallenartigen Hof, wie ich ihn ſonſt niemals bei Negern geſehen habe.

Körper- und Geſichtsbildung der Mahin-Leute fanden wir nicht unſchön und bei manchen Individuen edler, als man ſie ſonſt unter Negern zu ſehen gewohnt iſt. Einige Frauen hatten ganz eben ſo ausdrucksvolle und ſcharf geſchnittene Geſichtszüge, wie man ſie nur in Europa zu erwarten geneigt iſt. Wir ſahen eine ganze Anzahl erwachſener Mädchen völlig nackt einherſpaziren. Ob das hier Sitte iſt oder ob auch hier ähnlich wie im Kamerun-Gebirge nach einem Sterbefall die weiblichen Mitglieder einer Familie ihre Kleider ablegen, habe ich bei der kurzen Dauer des Aufenthalts nicht erfahren können. Die verheirateten Frauen, die wir in Mahin ſahen, waren mit einem Hüftentuch und die ältern und beſſer geſtellten Männer ſogar mehr als ausreichend bekleidet. Ein paar Albinos, auf die man uns aufmerkſam machte, hätten, von dem rötlichen Schimmer der Hautfarbe und einem gewiſſen

ſtupiden Ausdruck der Geſichtszüge abgeſehen, für nackte Nordeuropäer gehalten werden können.

Wie bei den Dualla von Kamerun iſt auch hier die Beſchneidung ganz allgemein, ohne daß dieſe Uebereinſtimmung als etwas anderes denn etwas rein Zufälliges anzuſehen wäre. Sie findet ſich bei ſo ſehr vielen und verſchiedenen Völkern der africaniſchen Weſtküſte, daß ſie als beſonderes Merkmal gar nicht zu verwerten iſt. Die Sprachgrenze zwiſchen Bantu-Negern und ſogenannten echten Negern (einen andern Unterſchied als den der Sprache gibt es nicht) iſt irgendwo bei den öſtlichen Mündungen des Niger, alſo etwa bei Alt-Calabar, oder zwiſchen Alt-Calabar und dem Rio del Rey zu ſuchen, wo aber, das weiß man noch nicht genau. Jedenfalls ſprechen die Bewohner von Mahin keine Bantu-Sprache mehr und ſtehen den Togo-Leuten weit näher als den Kamerun-Leuten. Das Idiom von Mahin ſcheint mir ein Dialekt der Anagó-Sprache von Lagos und inſofern mit der Ewe-Sprache verwandt zu ſein. Im folgenden einige Worte: Omi (Waſſer), Oguró (Palmwein), Oibuni (weißer Mann), Odjó (Sonne), Ené (eins), Edschi (zwei), Etá (drei), Ené (vier), Anú (fünf), Oefá (ſechs), Edjé (ſieben), Edjó (acht), Essong (neun), Eguá (zehn), Okoná (Mann) u. ſ. w.

Wie Herr Fiſcher, der das Mahin-Gebiet mehrfach von Lagos aus beſucht hat, mir mitteilte, kann man von Amapetus Reſidenz Mahin bloß im Ruderboote (7 1/2—8 Stunden) nach Aboto gelangen. Von Aboto weſtwärts iſt die Waſſertiefe ausreichend für Dampfbarkaſſen und man gelangt in 2 1/2 Stunden bis zu jenem Puncte der Atidjere-Lagune, wo die der Firma G. L. Gaiſer gehörige Hulk „Tender“ verankert worden iſt. Von der Atidjere-Lagune gelangt man nach halbſtündigem Fußmarſch durch hübſche Scenerie und ſchönen, von Affen, Papageien und wilden Schweinen belebten Wald zu dem „Atidjere“ genannten vielbeſuchten Marktplatz, wo es aber keine ſtändige Anſiedlung gibt. Die Engländer haben ſich inſofern ein gewiſſes Verdienſt um den Marktplatz Atidjere erworben, als ſie auf der oben erwähnten Strecke einen Weg durch den Wald ſchlugen. Vom Marktplatz Atidjere gelangt man mit Dampfpinaſſe oder Boot in 1 3/4 Stunden nach Itebú, der Reſidenz des Königs Mónuwa, der Amapetus Bruder und Vaſall iſt. Mónuwa hat einmal von der Königin von England einen Stock zum Geſchenk erhalten, während Amapetu mit großer

Charakterfestigkeit alle noch so oft angebotenen Geschenke der Engländer zurückgewiesen hat. Die Thatsache, daß in Lagos, dem Hauptsitz der Engländer an dieser Küste, eine Verschwörung angezettelt werden konnte (December 1884), hat die Eingebornen darüber aufgeklärt, daß trotz aller Verhätschelung der Negerrasse doch auch bei den Engländern nicht alles Gold sei. Die Verschwörung hat durch umfangreiche Verhaftungen, durch zahlreiche Hinrichtungen und Verbannungen (ohne jedes gerichtliche Urteil) im Keime erstickt werden können, aber der üble Eindruck ist geblieben und wird sich nicht so leicht wieder verwischen lassen.

In Itebú hat ein schwarzer Missionar namens Williams 15 Eingeborne zum Christentum bekehrt. Sonst gibt es im Mahin-Gebiet weder Missionsstationen noch (außer der Gaiserschen Hulk) irgendwelche Factoreien. König Mónuwa von Itebú lebte zu Anfang dieses Jahres in Feindseligkeiten mit einem andern sehr mächtigen Vasallen Amapetus, nämlich dem in Oketoro wohnenden Häuptling Olose-Ekun. Mónuwas Sohn hatte einen von Olose-Ekuns-Leuten getötet und der sogenannte Krieg entbrannte bloß deshalb, weil sein Vater ihn nicht ausliefern wollte. Wenn ich oben erwähnte, daß Mónuwa ein Vasall Amapetus sei, so muß ich hinzufügen, daß auch dieser in einem allerdings mehr idealen als wirklichen Abhängigkeitsverhältnis zum Herrscher von Ado steht. Ado, das an einem großen Flusse liegen soll, ist der Hauptort des Königreichs Benin, dessen Herrscher von allen kleinern Königen zwischen Lagos und der Benin-Mündung des Niger Geschenke zu erhalten pflegt.

Da die Möwe einer Ausbesserung der auf der Fahrt von Kamerun zur Mahin-Küste in Unstand geratenen Maschine benötigte, die am besten in Lagos ausgeführt werden konnte, so wurde beschlossen, daß der Dampfer Gaiser den Herrn Generalconsul nach Kamerun zurückbefördern solle. Die kurze aber anstrengende Reise von Gogoro nach Mahin hatte uns bei glühendem Sonnenbrand durch ein recht unangenehmes Sumpfgebiet geführt. Die Folgen sollten nicht ausbleiben. Kurz nach der Abfahrt von Mahin bekam Dr. Nachtigal einen Fieberanfall, während Herr Fischer schon vorher erkrankt war. Ich blieb auch diesmal wieder verschont.

Nach unserer Abreise hat die Firma G. L. Gaiser bei Gogoro drei Wasserläufe, welche sich mit ziemlich starker Strömung

ins Meer ergießen, ausfindig gemacht. Der erſte iſt in weſtlicher Richtung zwei engliſche Meilen, der zweite ſieben und der dritte neun Meilen von Gogoro entfernt. Dieſe Waſſerläufe haben an ihrer Mündung eine Barre, über der bei Ebbe drei Fuß Waſſer ſteht, und geſtatten ein bequemeres Landen, als es bei Gogoro möglich iſt. Etwanige neu zu errichtende Factoreien würden am beſten hier anzulegen ſein: der eine dieſer Waſſerläufe ſoll nach Atidjere führen, während die beiden andern mit der Benin-Lagune in Verbindung ſtehen. Die Eingebornen würden dieſe Waſſerwege ganz gewiß den ſehr viel weitern nach Lekke und Lagos einerſeits, Benin anderſeits vorziehen, abgeſehen davon, daß ſie, falls ſich hier ein Handelsverkehr entwickelt, für europäiſche Waren in ihrem eigenen Lande bloß dieſelben Preiſe zu bezahlen brauchten, die man jetzt in dem weit entfernten Lagos verlangt.

Capitel IV.

Die Niger-Mündungen.

(Palmöl wird in ungeheuren Mengen gewonnen. — Die National African Company. — Das neugeschaffene Handelsmonopol der Engländer. — Beinahe gar keine deutschen Interessen. — Die Bonny-Mündung. — Die Hulks und die Stadt der Eingebornen. — Riesen-Eidechsen und Krokodile genießen göttliche Verehrung. — Albinos bilden einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung.)

So lange es in Westafrica noch keine ausgedehntern Plantagen-Anlagen gibt, so lange die Hülfsquellen des Landes bloß in der bisherigen unvollkommenen Weise vom Handel ausgebeutet werden, so lange wird der Niger unter allen Strömen Westafricas der wichtigste sein. Palmöl und Palmkerne werden von den angeblich auf 22 sich beziffernden Mündungsarmen des Niger in solch ungeheurer Menge verschifft, daß alles, was die übrigen „Oelflüsse" liefern, daneben beinahe verschwindet. Was verschlägt es gegenüber dem aus dem Handel sich ergebenden Gewinn, daß die Niger-Mündungen zu den ungesundesten Gegenden nicht bloß Westafricas, sondern der ganzen Erde zählen und daß der Einfluß der Mission (Scottish United Presbyterian Church) den mit Menschenopfern verknüpften schrecklichen Aberglauben der nicht sonderlich sympathischen Eingebornen erst sehr wenig gemildert hat.

Noch vor einigen Jahren gab es am Niger nicht weniger als acht kaufmännische Unternehmungen, unter denen zwei französische Gesellschaften eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Aber nachdem zuerst die Factoreien und Lagerbestände der Compagnie du Sénégal et de la côte occidentale de l'Afrique und dann auch

im November 1884 die sieben Factoreien der Société française d'Afrique équatoriale in den Besitz der von Herrn Mc. Intosh verwalteten National African Company übergegangen waren, begannen die Engländer unter der Leitung des Herrn Mc. Intosh und des sehr tüchtigen Consuls Hewett so etwas wie die Monopolisirung des gesamten Niger-Handels anzustreben. Da sie über sehr große Capitalien verfügen, so ist ihnen ihr Vorhaben so ziemlich geglückt, und schon zu Anfang 1885 hieß es, daß Mc. Intosh und der jeweilige englische Consul am Niger allmächtig seien. Mc. Intosh kaufte so ziemlich alles Uferland bis Idda hinauf, setzte die Preise für Palmöl und Palmkerne herunter und schloß mit den eingebornen Königen Verträge, wonach bloß er allein Handel treiben dürfe.

Deutscher Handel und deutsche Interessen sind einstweilen am Niger nicht vertreten und des Africa-Reisenden Flegel Absicht, zur Ausbeutung des Niger-Benue-Gebiets eine Handelsgesellschaft zu gründen, hat sich wenigstens in dieser Form nicht verwirklicht, sondern ist dahin umgestaltet worden, daß es bei Flegels neuester Reise vorwiegend darauf ankommt, eine Verbindung zwischen Kamerun und dem obern Benue aufzufinden. Es gehört eben sehr viel Capital dazu, um am Niger mit Erfolg vorgehen zu können, und diejenigen deutschen Firmen, die mit Westafrica Handel treiben, würden unvorsichtig zu handeln glauben, wenn sie auch nur einen Teil ihrer Capitalien aus den einmal begonnenen Unternehmungen zurückzögen.

Zu Ende 1884 und zu Anfang 1885 hätte noch an mehrern Mündungsarmen des Niger (so z. B. am Quäbo oder Cuibo) die deutsche Flagge gehißt werden können, aber es scheint, daß der Reichscommissar Dr. Nachtigal in aller Form beauftragt war, den Engländern am Niger nicht entgegenzutreten. Heutigentags muß, obwohl die Eingebornen noch fast überall vollkommen unabhängig sind und von einer Verwaltung nirgendwo die Rede sein kann, dennoch nicht bloß das Niger-Delta, sondern auch der ganze Küstenstrich zwischen der französischen Colonie Porto-Novo und dem Rio del Rey als englischer Besitz aufgefaßt werden. An den bedeutendern Plätzen ersetzt man das Fehlen jedweder Verwaltung durch Einsetzung eines aus den Kaufleuten und den eingebornen Häuptlingen bestehenden Schiedsgerichts, über welches der jeweilige englische Consul den Vorsitz führt.

Die Reihenfolge der hauptsächlichsten Niger-Mündungen ist Benin, Escardos, Forcados, Ramos, Dodo, Pennington, Middleton, Hauptmündung, Akassa, Neu-Calabar, Bonny, Opobo und Quäbo, worauf dann die nicht mehr zum Niger gehörigen Flußmündungen Alt-Calabar und Rio del Rey folgen. Als die bedeutendsten Handelsplätze können Benin, Bonny und Alt-Calabar angesehen werden. Benin, ein schreckliches Fieberneſt, liegt am rechten Ufer des gleichnamigen Mündungsarms und zählt im Gegensatz zu den übrigen Niger-Ortschaften bloß noch zwei Hulks, während alle übrigen Factoreien am Lande liegen. Ueber Bonny, das ich durch einen gezwungenen Aufenthalt des nähern kennen lernte, werde ich im nachstehenden etwas eingehender berichten. Am Alt-Calabar-Fluß, der gewöhnlich auch noch zum Niger-Gebiet gerechnet wird, weil die Handels- und sonstigen Verhältnisse ganz ähnlich sind, können Seeschiffe nicht weiter aufwärts fahren als bis Duke Town. Zwei Seemeilen weiter liegt an derselben Seite Old Town. Des weitern gelangt man nach Creek Town, der Residenz König Eyos, welcher als der mächtigste Mann im Lande gilt. Duke Town ist ebenso wie Bonny keine feststehende, sondern eine Hulk-Stadt. Die Engländer haben 1884 einen Schutzvertrag mit Alt-Calabar abgeschlossen, das ihnen jedoch wegen häufiger Unruhen sehr viel zu schaffen macht. Der des weitern folgende Rio del Rey bildet bekanntlich die Grenze zwischen deutschem und englischem Besitztum.

Ueber Aussehen und Bevölkerung der Niger-Ortschaften wird der Leser aus nachstehender Schilderung meines Aufenthalts in Bonny einigen Aufschluß erhalten.

Da wir abends nach Dunkelwerden vor der Bonny-Mündung eingetroffen waren, so begnügte unser englischer Capitän sich damit, einen Schuß abfeuern und bengalisches Licht abbrennen zu lassen. Denn da es keinen Lotsen gibt und die Sandbänke häufig ihre Lage verändern, so würde die Einfahrt in der Nacht nicht ohne Gefahr sein. Am folgenden Morgen sahen wir vor uns einen langen Streifen ganz flachen, buschbestandenen Landes, das bloß bei genauerm Zusehen eine breite Oeffnung zeigte. Ist man durch diese Oeffnung in den eigentlichen Fluß hineingelangt, so überblickt man eine breite, auch wieder von niedrigen und buschbestandenen Ufern eingefaßte Wasserfläche.

Nach halbstündiger Fahrt flußaufwärts gewahrten wir eine

große Anzahl im Strom ankernder Fahrzeuge, nämlich die Hulks von vier engliſchen Firmen und zwei atlantiſche Poſtdampfer. Am Ufer ſtanden mehrere ſtattliche Warenlager, während die Stadt der Eingebornen vom Waſſer aus nicht geſehen werden kann.

Die an unſern Dampfer herankommenden Boote der verſchiedenen Factoreien waren eleganter ausgeſtattet als irgendwelche Giggs, die ich ſonſt an dieſer Küſte geſehen hatte. Dort, wo der weiße Herr eines Bootes am Steuer ſaß, lag ein Tigerfell oder auch wohl nur eine getigerte Decke ausgebreitet. Die Ruderer trugen eine Art Uniform, nämlich gleichfarbige Mützen, weiße Wolljacken und gleichfarbige bunte Hüftentücher. Ihre Ruder fielen ſo tactmäßig ins Waſſer, daß man gleich hörte und ſah, es werde hier auch ein wenig Luxus getrieben.

Die Hulks von Bonny, deren es jetzt bloß noch vier gibt, ſollen die größten und ſchönſten von Weſtafrica ſein. Eine darunter, die den beiden engliſchen Dampfergeſellſchaften gehört, erſchien mir als eine wahre Arche Noahs. Sie iſt ehedem ein Indienfahrer von ſolchen Größenverhältniſſen geweſen, wie man ſie heute bei Seglern nicht mehr anwendet. Ueber der gewaltigen Fläche des Decks, auf dem mehrere Häuſer und Häuschen ſtehen, hat man in großer Höhe teils aus Wellenblech, teils aus Brettern eine ſolide Ueberdachung hergeſtellt, über welche bloß ein Teil des im Schweizerſtil erbauten Wohnhauſes hinausragt. Und unter dieſer Ueberdachung lebt es und wimmelt es von Menſchen, kreucht es und fleucht es von Hunden, Katzen, Schafen, Ziegen, Enten, Hühnern, Tauben, Affen u. ſ. w. Während das Wohnhaus außer zahlreichen, nach Schweizerart hergeſtellten Ecken und Niſchen die Comptoir-, Eß- und Schlafräume enthält, wird auf dem übrigen Deck gehandelt, geſchreinert, geſchmiedet, gekocht, gewaſchen, gebügelt und überhaupt alles das verrichtet, was am Lande in Werkſtätten, Küche, Waſchraum u. ſ. w., was auf wirklichen ſeefahrenden Schiffen zu einem großen Teil unter Deck geſchieht.

Eine andere dem Hauſe John Holt gehörige Hulk, die im Stil der Schiffe früherer Jahrhunderte von vornherein als Hulk gebaut worden iſt, zeigte, obwohl kleiner als die vorerwähnte Arche Noahs, dennoch eine viel hübſchere Verteilung des Raumes. Gebirge und Meer waren hier in der Form eines Schiffes und eines holzgeſchnitzten Schweizerhauſes zu anmutigem Ganzen ver-

bunden worden. Die Räume waren so groß und luftig, daß man es als Freudling für eine Freude gehalten haben würde, hier längere Zeit zu verweilen.

Die Insassen versicherten aber, daß das Leben auf einer mitten in breitem Strom verankerten Hulk auf die Dauer unerträglich langweilig werde. Das niedrige und morastige Land rings umher vermöge nicht einmal durch die Jagd einige Abwechslung zu bieten.

Auf der weitern Fahrt zum Lande merkten wir, daß die augenblicklich grade ihren Höhepunct erreichende Flut eine Strömung hervorbrachte, welche unsere ungeübten Ruderer kaum zu bewältigen imstande waren. Man hat, da das Wasser in der Nähe des Ufers sehr seicht ist, eine lange überdeckte Anlegebrücke bis weit in den Fluß hinein erbaut.

Es wimmelt hier von Canoes der Eingebornen, darunter einige den Häuptlingen gehörige, die man füglich als Giggs unter den Canoes hätte bezeichnen können. Den ganzen Tag über sahen wir diese vornehmen Canoes unter den gleichförmigen Ruderschlägen einer übermäßig starken Bemannung von einem Dampfer zum andern und von einem Ufer zum andern dahinschießen, als ob es den allerwichtigsten Geschäften gälte. Am Hinterteil dieser Canoes flatterten der englischen Flagge nachgebildete Phantasiefahnen, während an die malayisch-javanische Musik erinnernde Tamtam-Orchester ihre melancholischen Rhythmen über die Wasserfläche erschallen ließen.

Der ganze Stil des Lebens auf dem Bonny-Fluß erinnert bereits weit mehr an Kamerun als an die Sklavenküste. Auch die seltsamen dreizackigen Ruder der Goldküste und der Sklavenküste würde man hier vergebens suchen. Ihre Stelle nehmen längere und schmälere Ruder ein, deren in das Wasser getauchter Teil die Form eines in der Breite zusammengepreßten und nach unten verlängerten Pique-Aß hat.

Das größte am Lande gelegene und mit kleinen Schienenwegen ausgestattete Warenmagazin gehört der Firma Douglas u. Co., die sich zur Zeit unter den vier noch bestehenden Firmen des bedeutendsten Umsatzes erfreuen soll. Man behauptete aber, trotzdem eine gewaltige Menge mit Oel gefüllter Fässer zur Verschiffung bereit lag, daß wegen der im Innern ausgebrochenen

oder vielmehr nimmer endenden Unruhen die Geschäfte sehr schlecht gingen.

Im Hause von Douglas hatte ich das Vergnügen, den englischen Berufsconsul für diese Küste, einen Bruder des bekannten Admirals, kennen zu lernen. Consul Hewett empfing mich mit den Formen eines unterrichteten, leidenschaftslosen und milde denkenden Gentleman, konnte sich aber doch nicht enthalten, zu bemerken, daß er allerlei Verträge mit den Eingebornen dieser Küste abzuschließen habe, weil man seit dem neuesten Vorgehen Deutschlands nicht wissen könne, wohin dasselbe des weitern seine Hand ausstrecken werde. Sein (des Consuls) eigentlicher Wohnsitz sei Alt-Calabar, aber er müsse jeden Augenblick einen der Flüsse aufwärts fahren, um Streitigkeiten zwischen den Eingebornen zu schlichten. Das nächste werde eine Reise zu dem von den Missionaren an die englische Regierung abgetretenen Victoria (Kamerun-Gebiet) sein, wo die von den Missionaren eingeführte Art der Rechtspflege sich nicht bewährt habe. Consul Hewett lud mich ein, ihn auf englischem Kanonenboot nach Kamerun zu begleiten, was ich jedoch dankend ablehnen zu müssen glaubte.

Auf dem Wege vom Strande zur Stadt der Eingebornen muß man entweder durch verschiedene Moräste waten oder sich hinübertragen lassen.

Der Ort Bonny ist trotz aller beim Bau der Häuser und Hütten entwickelten Eigenart einer der schmutzigsten und liederlichsten, den ich in Westafrica gesehen habe. Entweder stehen die Eingebornen, was ich aber nicht glaube, an Geistesanlagen weit hinter den Bewohnern der Sklavenküste zurück oder die Europäer, die doch grade hier schon so sehr lange thätig sind, haben keinen besonders guten Einfluß auf sie ausgeübt. Ueberall das Bestreben, europäische Häuser zu erbauen und mit kindischen Hülfsmitteln phantastisch auszuschmücken. Aber überall auch der gleiche Verfall, der gleiche Mangel an Ordnungssinn. Man weiß nicht, ob man diese Ungeheuer von menschlichen Wohnungen Häuser oder Hütten nennen soll. Jedenfalls sind sie höchst eigenartig, aber eigenartig nach einer unangenehmen Seite hin. Wie patriarchalisch vornehm und nobel nehmen sich dem gegenüber die saubern, ordentlichen und anspruchslosen Hütten im Innern des Togo-Landes aus. Hier ist alles anspruchsvoll, verkommen und phantastisch.

Das gilt sogar vom Fetischhaus, das übrigens eben so gut

Ein vornehmer Händler von Kamerun, mit Frauen, Kindern und Untergebenen
(nach eigner Photographie des Verfaſſers).

eine Ruhmeshalle eigener Art genannt werden könnte. Auf Wänden von durcheinander verflochtenen Stöcken ruht ein Dach aus Wellenblech und in dem solchergestalt hergestellten Raum erblickt man einige hundert zu abenteuerlichen Bauwerken zusammengestellte Menschenschädel, um die herum alte Kanonen, Lanzen und nicht übel ausgeführte, namentlich Riesen-Eidechsen und Alligatoren darstellende Holzschnitzereien am Boden liegen. Riesen-Eidechsen (hier Iguane, in Indien Leguane genannt) und Alligatoren werden hier ziemlich eben so heilig gehalten wie im Togo-Land die Leoparden und bei Groß-Povo die Schlangen.

In frühern Zeiten müssen die europäischen Nationen sich besonders eifrig um die Gunst der Häuptlinge von Bonny beworben haben. Denn überall liegen in der Form von verrostenden, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammenden Kanonen ihre Geschenke umher.

Die Bewohner von Bonny haben einen ganz andern und viel weniger hübschen Gesichtsausdruck als die Eingebornen der Gold- und Sklavenküste. Sie sind eben so mannigfaltig, aber mit weniger hübschen Mustern tättowirt wie die Einwohner von Groß-Povo. Auch tragen sie auffallend schmutzige und schlecht gehaltene Kleidungsstücke.

Was aber den Ankömmling am auffälligsten berührt, das ist die große Anzahl ganz hellfarbiger Menschen, deren Hautfarbe ich dem intensiven Gelb einiger Malayen-Stämme an die Seite stellen möchte. Mit Ausnahme der ins Hellrötliche hinüberschimmernden Safranfarbe besitzen diese Albinos so vollkommen alle und jede Merkmale der Neger-Rasse, wie dies bei Mulatten nur selten der Fall ist. Ich habe in Bonny mehrfach beobachtet, daß das eine Kind derselben Eltern braunschwarz, das andere dagegen gelb war wie ein Chinese der untern Volksclassen.

Die Beobachtung der Bevölkerung von Bonny wurde mir dadurch sehr erleichtert, daß der hier ansässige, schon beinahe 60jährige englische Arzt mir gestattete, ihn bei seinen Krankenbesuchen zu begleiten. Dabei bekommt man die interessantesten Einblicke in allerlei Dinge, die einem sonst verschlossen bleiben. Die gelbe, unbeschreiblich corpulente Frau eines Häuptlings, deren Gesichtsausdruck einer der angenehmsten war, den ich bei Negern gesehen, lag mit krankem Fuß jammernd auf einem europäischen Bett. Als wir, halb kriechend und über Hühnerstiegen und Kisten

stolpernd, in das sogar mit einem Christusbild ausgestattete Zimmer gelangten, ließ die Frau, wehmütig ihr Bein anblickend, frischen, noch nicht in Gärung übergegangenen Palmwein herbeibringen und schenkte mir, als ich denselben verwundert in der Hand hin und her wiegte, einen wenigstens fünf Pfund schweren ledernen Fächer.

In einer andern Hütte, die einem Hause, oder vielmehr in einem Hause, das einer Hütte glich, lag ein alter einäugiger Sünder, dessen Wohnung von jungen Mädchen wimmelte, die man, wie er uns vorsorglich riet, um sie nicht zu teuer zu bezahlen, als ganz junge Pickeninnys kaufen müsse. Nach dem, was ich selbst gesehen und was man mir erzählt hat, scheint so etwas wie Keuschheit dem Begriff wie der Wirklichkeit nach nicht bloß unbekannt, sondern auch den Leuten unverständlich zu sein. Es gibt hier keine Festung, die nicht jeder, der sie sah, auch besiegte, wenn er kam.

Der Gradmesser für alle idealen und praktischen Dinge scheint den Leuten von Bonny die Magenfrage zu sein. Auf den Magen (belly), den sie dabei entblößen, zeigen Männer, Weiber, Mädchen und Kinder, wenn sie betteln. Und eine so widerliche Bettelei wie hier habe ich in Westafrica nirgendwo sonst gesehen. Im Togo- und Povo-Gebiet befleißigen sich die Leute einer viel würdevollern Zurückhaltung; außer von König Menſa von Porto Seguro bin ich dort niemals auch nur um einen Dash angegangen worden.

Das in und bei Bonny cursirende Geld ist fast noch seltsamerer Art als die Kauri-Muscheln. Es besteht aus armbandähnlichen, hübsch geformten Stücken Metall, die ursprünglich aus dem Innern kamen, die aber seitdem in großen Mengen und in schlechterer Beschaffenheit aus Europa eingeführt worden sind und die zur Zeit 2—3 Pence gelten. Da noch wenig bares Geld in Umlauf ist, so beschäftigen sich auch die europäischen Kaufleute mit dieser seltsamen Münzsorte, d. h. sie verkaufen dieselbe, ohne sie selbst an Zahlungsstatt anzunehmen.

Das Klima von Bonny hat in Bezug auf Wechselfieber den schlechtesten Ruf in ganz Westafrica. Der englische Arzt sagte mir, daß die Eingebornen auch recht häufig am Fieber litten, aber nur selten daran stürben; das gelbe Fieber sei noch niemals hier gewesen.

Die Engländer betrachten Bonny, obwohl sie der Ersparnis halber dort keine Verwaltung eingerichtet haben, dennoch als ihr Eigentum. Streitigkeiten werden durch die seit vielen Jahren bestehende Court of equity geschlichtet. Brechen Kriege unter den Eingebornen aus, so pflegt nicht lange nachher ein englisches Kriegsschiff zur Stelle zu sein. Uebrigens soll Bonny, das früher der bedeutendste Handelsplatz im ganzen Niger-Gebiet war, neuerdings gar sehr an Handel und Wichtigkeit eingebüßt haben.

Capitel V.

Die Spanier auf Fernando Po.

(Ein Paradies an Schönheit und Fruchtbarkeit. — Die Stadt Santa Isabel. — Spanische Verwaltung. — Wegen politischer Vergehen verbannte Cubaner. — Der Stamm der wilden und arbeitsscheuen Bubis. — Plantagenbau. — Praktische Ratschläge für den Besucher den Insel.)

Die Insel Fernando Po ist ein Paradies an Reichtum und Schönheit der Natur, ein gottbegnadetes Eiland, wie die Welt deren nur wenige besitzt. Aber trotz seiner günstigen Lage, seiner zauberhaften Fruchtbarkeit und Ueppigkeit, trotz des nicht allzu ungesunden Klimas seiner Hügel-, Berg- und Alpenlande ist es bisher ein von der Cultur unbeackertes, ja, gradezu unbekanntes Feld geblieben. Welchen Wert kann diese Perle für Spanien haben, das der schönen Perlen so viele besitzt? Die spanischen Besitzungen in Africa haben für das Mutterland bloß insofern eine Bedeutung, als dasselbe einige wenige Beamte dort unterhalten muß. Im übrigen besteht zwischen Spanien und seinen in Africa gelegenen Besitzungen auch nicht die leiseste Verbindung irgendwelcher Art. Auf Fernando Po, Annabom und Eloby gibt es auch nicht ein einziges spanisches Kaufmannshaus. Der ganze Handel ist auf Fernando Po und Annabom in den Händen von Portugiesen und Engländern, auf Eloby und Corisco in den Händen von Deutschen.

Die Stadt Santa Isabel (von den Engländern Clarence Town genannt), die einzige der Insel, liegt an einer wohlgeschützten, landschaftlich zu den schönsten Teilen der Erdoberfläche

gehörenden Bucht. Sie ist mit regelrecht in rechtem Winkel sich schneidenden Straßen äußerst weitläufig angelegt, so daß etwa neun Zehntel des Terrains auf die jedes Haus umgebenden Gärten entfällt. In dieser Hinsicht und auch in Bezug auf die Bauart der Häuser erinnert Santa Isabel ein wenig an Monrovia und an viele, sehr viele Ortschaften in Südamerica, besonders in Südbrasilien. Die einstöckigen Häuser sind aus Brettern, die größtenteils im Lande selbst geschnitten worden, erbaut und ausnahmslos mit einer kleinen Veranda ausgestattet.

Da die Zollabgaben einzig und allein für die Bedürfnisse der Ortsverwaltung und für öffentliche Arbeiten verwandt werden sollen, da man aber unter öffentlichen Arbeiten auch die Verschönerung der von den spanischen Beamten bewohnten Häuser versteht, so nehmen diese sich thatsächlich recht stattlich und sauber aus; vor allem das Haus des Gouverneurs, dann auch die casa de piedra (das steinerne Haus), welches alle Bureaux mit Einschluß des Postbureaus enthält. Das drunten am Landungsplatz gelegene Zollgebäude ist dagegen arg verfallen und eine neuerdings gebaute Markthalle dürfte wohl mehr Luxus sein als einem wirklich vorhandenen Bedürfnis entsprechen. Beinahe befremdend wirkt die große Anzahl der Läden, die aber dadurch erklärlich wird, daß Santa Isabel die geringen Bedürfnisse der ganzen eingeborenen Bevölkerung von Fernando Po befriedigt. Außer in Santa Isabel gibt es keine Weißen auf der Insel. Wohl aber besitzen mehrere schwarze Landeigentümer von Santa Isabel auch noch an einigen andern Puncten Cacaopflanzungen und sonstige Plantagen.

Die Gesamtkosten der spanischen Verwaltung stellen sich laut mündlicher Aussage auf 280 000 ℳ. Zollbeamte gibts nicht, aber gemäß den von den Kaufleuten einzureichenden Angaben sollen 2 % Ausgangs- und 8 % Eingangszoll erhoben werden. Der Gouverneur, der sein Amt auf 2 Jahre zu bekleiden pflegt — seit geraumer Zeit wechseln Montes de Oca und Cano y Prieto mit einander ab —, erhält jährlich 36 500 ℳ oder täglich genau 100 ℳ. Die meisten Spanier, die man in Santa Isabel antrifft, leben entweder auf der dicht bei der Stadt verankerten Regierungs-Hulk oder auf dem fast stets hier stationirten Kanonenboot. Der Commandant der Hulk ist gleichzeitig Postmeister und der zweite Befehlshaber gleichzeitig Hafencapitän.

Sowohl ihrer geographischen Lage nach als auch wegen ihres

mäßig guten Hafens eignet die Insel sich ganz vorzüglich zur Schiffsstation. Thatsächlich besitzt die englische Regierung hier ein von dem Agenten des Hauses John Holt u. Co. verwaltetes Kohlenlager, und auch den Nordamericanern, deren Kriegsschiffe jedoch nur selten nach Westafrica kommen, ist von der spanischen Regierung die gleiche Vergünstigung eingeräumt worden. Deutschland hat es dagegen, wie das auch den Verhältnissen am besten entspricht, vorgezogen, Kamerun zur Kohlenstation seiner Kriegsschiffe zu machen.

Für das körperliche und geistige Wohl der Bewohner von Santa Isabel sorgen zwei Aerzte sowie sieben spanische und zwei englische Missionare. Die frühere englische Baptisten-Mission ist durch die Unduldsamkeit der damaligen spanischen Regierung veranlaßt worden, unter Führung des verdienstvollen Missionars Saker zum Festland überzusiedeln, wo sie die seit Sakers Tod ein wenig verwahrloste Colonie Victoria gründete. Neuerdings sind die Baptisten aber doch auch wieder auf Fernando Po — die Spanier schreiben, nebenbei bemerkt, Fernando Póo — erschienen. Außerdem gibt es eine presbyterianische und eine spanisch-katholische Mission, die jedoch von den in religiöser Beziehung sehr gleichgültigen Bubis — es sind das die wilden Eingebornen der Insel — nur sehr wenige unter ihren Jüngern und Schülern zählen.

Man kann fünf Classen der Bevölkerung von Fernando Po unterscheiden, nämlich erstens die spanischen Beamten und die sonstigen Weißen, zweitens jene Schwarzen, die sich zu selbständigen Kaufleuten emporgearbeitet haben, drittens die wegen politischer Vergehen aus Cuba verbannten Mulatten, viertens alle übrigen Schwarzen, soweit sie nicht Bubis sind, und fünftens die Bubis. Die vier erstgenannten Classen der Bevölkerung, welche das civilisirte Element darstellen, zählen zusammen höchstens 600 Köpfe. Auch gibt es außer in Santa Isabel keine Weißen, deren Gesamtzahl, von dem hier stationirten spanischen Kanonenboot abgesehen, 20 nicht übersteigen dürfte.

Ein ganz eigenartiges Element der Bevölkerung sind die Cubaner, die größtenteils als politische Gefangene nach Fernando Po gesandt wurden. Ein großer Teil starb schon bei der Ueberfahrt von Cuba her an Bord, ein noch größerer nach der Ankunft in Fernando Po. Die Uebriggebliebenen aber, deren wohl kaum

mehr als 100 ſein dürften, haben auf die Cultur des Landes, ſoweit davon überhaupt die Rede ſein kann, einen ſchwerwiegenden Einfluß ausgeübt. Die Cubaner haben die Cultur des Tabaks eingeführt und verfertigen aus dem Erzeugnis ganz gute Cigarren. Auch haben die Cubaner ſich um die bereits beſtehenden Cacao-, Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen verdient gemacht, indem ſie die aus ihrer Heimat mitgebrachten Erfahrungen hier praktiſch anwandten. Aber da die Zahl dieſer Cubaner ſo ſehr gering iſt, ſo kann man ihren Wert als Landarbeiter nicht beſonders hoch anſchlagen. Weit beſſer eignen ſie ſich zu Aufſehern der Schwarzen. Aber leider ſind diejenigen, welche wieder in den Beſitz ihrer vollen Freiheit gelangten, ohne Verzug nach Cuba zurückgekehrt.

Unter den „gebildeten“ Schwarzen von Fernando Po nimmt das engliſche Element eine hervorragende Stellung ein, ſo daß beinahe ebenſoviel engliſch wie ſpaniſch hier geſprochen wird. Auch das Portugieſentum iſt durch Einwanderer von der ihrer Natur nach Fernando Po gleichenden, aber viel beſſer entwickelten Inſel San Thomé vertreten.

Die Bubis, deren Zahl man auf 20 000 ſchätzt, leben unter eigenen, Korokokokos genannten Königen in dem wegen ſeiner bergigen Natur ſchwer zugänglichen Binnenlande. Ihre Vorfahren ſind erſt geraume Zeit nach der Entdeckung von Fernando Po vom Feſtlande her auf die bis dahin menſchenleere Inſel gebracht worden. Aber trotz der wenigen Jahrhunderte, welche ſeitdem verſtrichen ſind, hat die Zerſplitterung in kleine Stämme und Familien es dennoch mit ſich gebracht, daß heutigentags eine ganze Anzahl Dialekte geredet werden, was allerdings zum Teil auch daher rühren mag, daß ſchon die vom Feſtlande herüberkommenden Neger nicht alle eines und desſelben Stammes waren. Im Gegenſatz zu der erwähnten Dialektzerſplitterung iſt das Ausſehen aller Bubis ein ſo gleichförmiges, daß man eine beſondere Unterabteilung der Negerraſſe vor ſich zu haben glaubt. Das wilde und ſcheue Weſen der Bubis hat es mit ſich gebracht, daß man ihnen von altersher allerlei Schandthaten zutraute. So ſollen ſie z. B., als noch die Portugieſen Herren der Inſel waren, zweimal die Flüſſe vergiftet und die Portugieſen hierdurch dermaßen eingeſchüchtert haben, daß dieſelben ſich fortan nur noch wenig mehr um Fernando Po kümmerten.

Alle Bemühungen, die Bubis zur Arbeit heranzuziehen, ſind

vergeblich gewesen. Auch hat man ihnen keine größern Bedürfnisse als ihre gegenwärtigen beizubringen vermocht. Gab man ihnen Rum und Tabak, so gingen sie, nachdem sie den letztern geraucht und den erstern getrunken hatten, vergnügt weg, aber die Hoffnung, daß sie, um mehr Rum zu erhalten, arbeiten würden, erwies sich als irrig.

Unter solchen Verhältnissen und da die spanische Regierung weder die Entwicklung der Insel fördert noch auch irgendwelchen Nutzen aus derselben zieht, zeigt der Handel in den letzten Jahren eher eine Abnahme als eine Steigerung. Der hauptsächlichste und so ziemlich der einzige Ausfuhr-Artikel ist das von den Eingebornen auf die urwüchsigste Art bereitete Palmöl. Man nimmt an, daß etwa zwei Drittel der von den vorhandenen Oelpalmen herrührenden Früchte unbenutzt verfaulen. Palmkerne werden überhaupt gar nicht zur Küste gebracht, da die Bubis den Transport dieser weniger gut als das Palmöl bezahlten Ware allzu beschwerlich finden.

Man sieht den ganzen Tag über Bubis in den Verkaufsläden und es hält nicht schwer, dieselben vermittelst eines kleinen Geschenks zur Aufführung ihrer Nationaltänze zu veranlassen. Aber sobald diese Leute ihre Einkäufe gemacht haben, verschwinden sie wieder in den Wald, aus dem sie gekommen sind und in den sie einen Fremdling nur ungern eindringen lassen. Der Körperbau dieser Bubis schien mir schwächlicher zu sein als derjenige der meisten übrigen Neger. Auch hat ihr Wesen etwas Scheues und Wildes. Ihre Kleidung ist, auch wenn sie zur Stadt kommen, die denkbar ursprünglichste, während sie in den Bergen, wie man sagt, völlig nackt umherstreifen. Bezeichnend für alle weiblichen Bubis ist ein den Oberarm in der Mitte zusammenpressendes Stück Leder; während die Arme im übrigen normal entwickelt sind, haben sie an jener Stelle, wo das Leder sie zusammendrückt, allerhöchstens den Umfang des Handgelenks. An der gleichen Stelle, wo die Weiber jenes Armband tragen, umwickeln sich die Männer den Oberarm mit einer Schnur, in der ihre kleinen Messer stecken. Nur selten wird man Bubis ohne einen kurzen Alpenstock sehen, der ihnen beim Umherklettern in den Bergen unentbehrlich scheint.

Das einzige europäische Kaufmannshaus auf Fernando Po ist eine Factorei der englischen Firma John Holt, deren Ladengeschäft sehr bedeutend ist. Der sonstigen Verkaufsläden, die auch wohl ihre Waren direct aus Europa beziehen, gibt es noch viele; aber

Digitized by Google

Das Wohnhaus der Woermannschen Kaffeeplantage bei Gabun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

ſie ſind durchweg in den Händen von Schwarzen. Unter dieſen Ladenbeſitzern verdienen der Erwähnung:

Laureano Diaz da Cunha, Neger aus S. Thomé, der zur Zeit portugieſiſcher Conſul iſt; Plantagen- und Ladenbeſitzer; berüchtigt wegen ſchlechter Behandlung der Kru-Arbeiter;

Vivour, ein Schwarzer aus Lagos; Laden- und reichſter Plantagenbeſitzer; hat namentlich ſchöne Plantage in der Bai von S. Carlos; behandelt ſeine Kru-Leute ſehr ſchlecht;

Vicente Lopez, ſchwarzer Agent des Plantagenbeſitzers Gafulla;

Geronymo Lopez, Beſitzer der ſchönſten Plantage, macht bei Baſileh Verſuche mit Chinarinden-Bäumen;

Luis Lolin, kleine Plantage und Laden;

Antonio Borghes, ein Mulatte, beſitzt eine Schenkwirtſchaft und iſt jener angebliche „Schulinſpector", durch den Rogozinski einmal einen vielbeſprochenen Brief an die polniſchen Blätter hat richten laſſen.

Außerdem gibt es noch einige ganz kleine Ladengeſchäfte, die Cubanern gehören.

Fernando Po, deſſen höchſter Gipfel (der Clarence Peak) bis zu 3500 Meter anſteigt, iſt durch und durch Bergland, beſitzt aber dennoch genug ebenes oder ſachte abſchüſſiges Terrain, um bei ſeiner ſtaunenswerten Fruchtbarkeit, wenn es bloß beſſer angebaut wäre, eine Quelle großer Reichtümer werden zu können. Von der See aus erblickt man allenthalben dieſelben ſteilen, faſt ſenkrecht aus dem Waſſer aufſteigenden Abhänge, über denen auf flachem Boden eine Vegetation wuchert, wie man ſie ſich üppiger gar nicht vorzuſtellen vermag. In den Plantagen gedeihen Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Chinarindenbaum, Reis, Vanille, Indigo, Zimmet ſowie wild oder halbwild wachſend Oelpalmen, Cocospalmen, Kautſchuklianen, Ebenholz und Rotholz. Die Ackerfelder ſind wie gewöhnlich in Weſtafrica vorwiegend mit Mais, Caſada und Yams beſtanden. Außerdem findet man ſpaniſchen Pfeffer, Kohl, Gurken, Radieschen, Peterſilie ſowie von Früchten Bananen, Ananas, Granatäpfel, Kirſchen (gekerbte Frucht) u. ſ. w. Nach den ſchönen Kuhherden zu urteilen, die ich bei Santa Iſabel ſah, ſcheint eine Viehzucht größern Stils nicht unmöglich zu ſein. Auch möchte ich nicht unerwähnt laſſen, daß das Meer bei Fernando Po außerordentlich fiſchreich iſt.

Da die Kru-Leute, nachdem ſie auf Fernando Po zu verſchiedenen Malen ſehr ſchlecht behandelt worden ſind, ſich nicht mehr dorthin verdingen mögen, ſo herrſcht ein ſolcher Mangel an Arbeitskräften, daß die Plantagenbeſitzer bisweilen nicht einmal ihre Ernten einzuheimſen vermögen. Mit Kabinda-Negern, die zur

Landarbeit beſſer als die Kru-Leute zu gebrauchen ſind, hat man noch keinen Verſuch gemacht.

Das Klima der Küſte von Fernando Po iſt zwar geſunder als dasjenige der meiſten übrigen Küſtengegenden von Weſtafrica, aber doch nicht ſo geſund, wie man es bei dem Fehlen aller Ueberſchwemmungsgebiete und dem Ueberfluß an ſprudelnden, ganz ausgezeichnetes Trinkwaſſer liefernden Quellen und Bächen erwarten ſollte. In einer Höhe von 1200 oder nach andern Meſſungen von 1400 Fuß hat die ſpaniſche Regierung das ſogenannte Sanitarium Baſileh (zwei Wegſtunden von Santa Iſabel) errichten laſſen, welches jedoch nichts weiter als ein leeres Gebäude iſt, zu dem man, falls der Gouverneur (wie das meiſtens ohne Schwierigkeit geſchieht) die Benutzung geſtattet, die benötigten Lebensmittel ſelbſt mitbringen muß. Ich möchte jedoch nicht unerwähnt laſſen, daß ein an der Weſtſeite der Inſel lebender engliſcher Miſſionar noch in 1500 Fuß Meereshöhe vom Fieber befallen worden iſt.

Da es auf Fernando Po kein Gaſthaus gibt, ſo wird für denjenigen, der längere Zeit dort verweilen will, die Beſchaffung eines Abſteigequartiers von dem guten Willen jener Leute abhängen, die etwas geräumigere Häuſer beſitzen und deren Koſt auch nicht gar zu ärmlich iſt. So kann man z. B. gegen vorher zu vereinbarende Bezahlung bei Vicente Lopez, Luis Lolin, Laureano Diaz da Cunha und Antonio Borghes Wohnung und Koſt erhalten. Auch ſteht die ſpaniſche Miſſion in dem Rufe, ziemlich gaſtfrei zu ſein.

Capitel VI.

Victoria und Bimbia.

(Mit Segelkutter von Fernando Po zur Ambas-Bucht. — Schwarze Seecapitäne. — Ein africanischer Tornado. — Der Götterberg bei elektrischer Beleuchtung. — Die schönste Scenerie von Westafrica. — Die englische Baptisten-Colonie Victoria. — Lage und Gesundheitsverhältnisse. — Die negativen Leistungen der englischen Mission. — Wieder einmal „civilisirte" Neger. — Die Cacao-Plantage der Mission. — Zu Fuß von Victoria nach Bimbia. — Der Bimbia-Busch, eine unbewohnte Wildnis. — König Williams Dorf, Moneys Dorf und Decullus Dorf. — Ein kräftiger, aber gewaltthätiger Menschenschlag. — Das Interregnum der neun Häuptlinge. — Ein wahres Regenloch.)

Der Zufall wollte es, daß grade an dem Tage, an welchem ich von Fernando Po abzureisen wünschte, zwei englische Dampfer dort einliefen, von denen der eine nach den Angaben des Capitäns und des Vertreters der Dampfergesellschaft um 4 Uhr nachmittags nach Kamerun fahren sollte. Als ich aber um 11 Uhr morgens dem spanischen Gouverneur meinen Abschiedsbesuch machte, sah ich den Dampfer bereits die schöne Bucht von Santa Isabel verlassen. Alle Beschwerden waren vergebens. Die reichliche Fracht, die ihnen während vieler Jahre an diesen Küsten geboten wurde, hat den englischen Capitänen den Kopf verdreht. Die ihnen anvertrauten Waren vernachlässigen sie und die ihnen anvertrauten Personen behandeln sie noch schlechter als die Waren. Die Woermannschen Dampfer sind frei von diesen Fehlern und genießen, obwohl bescheidener eingerichtet, ein unendlich viel größeres Vertrauen. Aber die noch immer bis zu einem gewissen

Grade bestehende Unregelmäßigkeit der Fahrten, die bei einem so jungen Unternehmen kaum zu vermeiden ist, bewirkt dennoch, daß die Kaufleute in mancher Hinsicht noch immer von den englischen Dampfern und dem guten Willen ihrer ebenso rohen wie ungebildeten Capitäne abhängig sind. Gelingt es Herrn Woermann, bei monatlichen Fahrten die bisher bloß auf dem Papier bestehende Regelmäßigkeit aufs strengste innezuhalten, so bezweifle ich nicht, daß jedermann seine Dampfer in aller und jeder Beziehung den übrigen vorziehen wird. Nach den letztveröffentlichten Fahrplänen würden die Woermannschen Dampfer auch Fernando Po anzulaufen haben. Bisher ist das nicht der Fall gewesen und wird auch vielleicht, da der Gedanke, auf Fernando Po eine deutsche Kohlenstation anzulegen, zu gunsten von Kamerun aufgegeben worden ist, überhaupt nicht zur Ausführung gelangen. Da aber die englischen Dampfer, zu deren Stationen Fernando Po gehört, neuerdings immer seltener Kamerun anlaufen, so fehlt es an bequemen Gelegenheiten, um, sei es von Fernando Po nach Kamerun, sei es von Kamerun nach Fernando Po zu gelangen. Von den wenigen bequemen Gelegenheiten wird im nachstehenden die Rede sein.

Als der wortbrüchige englische Capitän mir mit seinem Dampfer vor der Nase weggefahren war, sah ich mich nach einem Segelkutter um. Es ankerten davon zwei in der Bucht, die beide schwarzen Kaufleuten von Fernando Po gehörten. Nach langen Unterhandlungen und endlosem Umherlaufen gelang es mir, den einen zum Preise von 80 ℳ für die Fahrt nach der am Fuße des Kamerun-Gebirges gelegenen Ambas-Bai zu chartern. Mit mir fuhren Herr Rogozinski und 15 Kru-Leute, die uns bei der beabsichtigten Besteigung des großen Kamerun-Berges als Lastträger dienen sollten. Während die Vorbereitungen zu solcher Reise wegen der wahrhaft großartigen Schwerfälligkeit der Negernatur gewöhnlich ein bis zwei Tage in Anspruch nehmen, brachte ich es durch Geld und gute Worte zustande, daß die Abfahrt noch auf den nämlichen Abend festgesetzt wurde.

Es war eine mondhelle aber leider ganz windstille Nacht, als wir gegen 11 Uhr abends die Anker lichteten. Am Ufer standen der liebenswürdige Vertreter des Hauses John Holt (ich hatte von dieser Firma ein ganzes Gebirge an Lebensmitteln und sonstigen Ausrüstungssachen erstanden) sowie einige Officiere des spanischen

Kanonenboots Ligera, die uns das Geleite gegeben hatten. Mit Benutzung langer Ruder und der ganz leichten Abendbriſe gelang es der Schiffsbemannung, den Kutter aus der Bucht herauszubringen. Dann aber lagen wir die ganze Nacht, ohne weſentlich von der Stelle zu kommen, vor der herrlich bewaldeten Inſel, deren elegante Bergformen ſich im Mondlicht recht maleriſch vom Horizont abhoben.

Die Bemannung des Kutters beſtand aus vier in der katholiſchen Miſſion zu Gabun erzogenen und ein wenig ſpaniſch ſprechenden Bubis (Eingeborne von Fernando Po), von denen einer, deſſen einziges Kleidungsſtück die größten und unheilbarſten Wunden zeigte, ſich „Capitano" nannte. Sein Name war „Shakeſpeare", und bei allen wichtigern Fragen, welche dieſe eigentümliche Seefahrt betrafen, pflegte er mit lauter Stimme den Rat des Herrn „Milton", eines nackten, tättowirten und weiß bemalten Wilden von unglaublich ſtruppiger Friſur, einzuholen. Mit einer Laterne und dem halbzerbrochenen Compaß ſaß er ausdauernd am Steuer, mir nach und nach in dem Grade, wie ich ihn näher kennen lernte, mehr und mehr Vertrauen einflößend. Obwohl dieſe kleinen Segelſchiffe unbeſchreiblich ſchlecht ausgeſtattet ſind, ſo ereignet ſich doch nur ſelten ein Unglück, und man kann kaum behaupten, daß die ſchwarzen Capitäne, deren Wiſſenſchaft ſich vom Vater auf den Sohn vererbt, ihrer Aufgabe nicht gewachſen wären. Beim Steuern richten ſich die Schwarzen nach einem auf die Compaß-Scheibe gelegten Streichholz. Bevor es dunkel wird, viſiren ſie nach dem Puncte, wohin ſie gelangen wollen, legen das Holzſtäbchen auf die Scheibe und ſteuern dann, auch nachdem es Nacht geworden iſt, luſtig drauf los.

Die 15 Kru-Leute waren auf Deck wie die Heringe zuſammengepfercht; ich glaube ſogar, ſie ſchliefen in mehrern Etagen übereinander. Wir zwei blaßhäutige Menſchen aber ſaßen plaudernd und ſchweren portugieſiſchen Wein mit Waſſer vermiſchend in der hundeſtallähnlichen Kajüte, bis ſchließlich auch wir uns zu ſpäter Stunde auf den harten und unſaubern Boden niederſtreckten. Als es Tag wurde und erfriſchender Thee die Geiſter belebte, genoſſen wir noch immer, aber doch mit recht gemiſchten Gefühlen, den Anblick jener herrlich bewaldeten Bergkuppen, zwiſchen denen aus zahlreichen gemutmaßten, aber ſelbſt mit unſern ſcharfen Ferngläſern nicht zu entdeckenden Lagern der wilden civiliſationsſcheuen

Bubis dicke Rauchſäulen emporwirbelten. „Komm, Briſe!“ ſeufzten wir und ſehnten die Schläuche des Odyſſeus herbei. Und endlich, nachmittags, kam ſie und trug uns mit mildem Hauche jener bergigen Küſte entgegen, deren gewaltige Rieſenhäupter bereits durch einzelne Lücken zwiſchen den Wolken hindurchzuſchimmern begannen. Bei ſehr klarem Wetter kann man den großen Kamerun-Berg ganz deutlich von Fernando Po aus ſehen, und dieſe Inſel hinwiederum von Bimbia und Victoria aus. Meiſtens verhüllen jedoch Wolken und nebelſchwangere Luft dermaßen die Ausſicht, daß der Kamerun-Berg ſelbſt bei der Inſel Mondole und bei Victoria nur morgens und abends (oder in der Harmattanzeit auch am Tage) klar hervorzutreten pflegt.

Es mochte etwa eine Stunde vor der Dämmerung ſein, als am ſüdöſtlichen Horizont eine Wolkenwand höher und höher heraufſtieg, unten hellgrau, aber nach oben hin dunkler und dunkler werdend bis zum tiefſten Schwarz, das ich mich irgendwo in der Natur geſehen zu haben entſinne. Es gibt gewiſſe Schauſpiele der Natur, in deren Anblick man ſich verſenken kann, bis man ſich ſeiner eigenen Exiſtenz kaum mehr bewußt iſt. Wer hat nicht in lauer Sternennacht ſtundenlang zum Himmel emporgeſchaut oder bei verzückendem Mondenlicht einen ſommernächtlichen Walpurgistraum mit durcherlebt? O, daß doch im fauſtiſchem Stil die Beſchreibung eines tropiſchen Ungewitters exiſtirte! Würde der Altmeiſter unſerer Literatur darin den unübertroffenen Ausdruck des Majeſtätiſchen und Kriegeriſchen, das Abbild einer Schlacht am Himmel entdeckt haben?

Mit vorgeſchobenen Plänklern wälzt es ſich namenlos großartig heran, als ob es gleich Attilas Scharen alles auf ſeinem Wege Befindliche zermalmen wollte. Zu beiden Seiten tauchen neue unheilſchwangere Heerſäulen auf, als ob das Meer und das kleine, auf ſeinen gekräuſelten Wellen tanzende Schiffchen zu ſicherer und ſicherſter Vernichtung umklammert werden ſollten. Stumpfſinnige Naturen mögen kalt dabei bleiben, aber wer Sinn, Verſtändnis und ein wenig Phantaſie hat, wird ein Grauen fühlen, eine Ahnung des Unendlichen, wie der Anblick des Sternenhimmels ſie bietet, bloß von anderer, von wilderer Art. Man weiß, daß der Sturm mit Naturnotwendigkeit kommen muß, aber einſtweilen herrſcht in der aufmarſchirenden Armee von Geiſtern und Kobolden eine Ruhe, eine Stille, die unheimlicher iſt als der Sturm ſelbſt.

Unſere Matroſen haben die beiden Segel gerefft, nur ſo viel Windfläche übrig laſſend, als notwendig iſt, um das Schiff unter dem Einfluß des Steuers zu halten. Eine halbe Stunde ſpäter beginnt es im Tauwerk zu kniſtern und zu klappern. Der Bann der totenhaften Stille iſt gewichen. Kreiſchend fliegen weiße Möwen über die noch weißern Kämme der tintefarbenen Wogen. Schwere Regentropfen ſauſen uns vereinzelt um den Kopf. Auf dem engbegrenzten Verdeck des winzigen Schiffchens hantiren, die letzten Vorbereitungen treffend, ſchwarze Geſtalten, daß man ſeines Lebens nicht mehr ſicher iſt. Alle Luken ſind geſchloſſen, alles Bewegliche und Rollende iſt feſtgebunden, als uns der erſte Stoß trifft und mitſamt dem Schiffe kopfüber in die See ſchleudern zu wollen ſcheint. Mit aller Kraft mich feſthaltend, lehne ich mich an den Maſt und bewundere die ſchön gezackten Blitze, wie ſie, einſtweilen ohne Donner, das ſchwarze Firmament durchzucken. Stoß folgt auf Stoß, ſo lange der Tornado ſeine volle Kraft noch nicht erreicht hat. Dann aber raſt er heulend mit ununterbrochener und ſtets gleichbleibender Wucht dahin, als ob das wilde Heer durch die Luft führe.

Trotz der geringfügigen Segelfläche fliegt die kleine Iſabel, unſer Schiffchen, gleich einem geſcheuchten Vogel dahin, ſodaß die am Bug ſich brechenden Wellen bisweilen über die ganze Länge des Verdecks hinüberſpritzen. Wüßte und fühlte ich nicht, daß ich auf feſtem Boden ſtehe, ſo müßte ich nach allem, was ich ſehe und höre, bisweilen daran zweifeln. Denn nicht nur umſauſt mich von unten und von oben kommend der aufſpritzende Giſcht, ſondern ich ſehe auch bald von rechts, bald von links, aber ſtets in gleicher oder größerer Höhe als derjenigen, auf welcher ich ſelbſt ſtehe, den ſchwarzblinkenden Spiegel der Meeresfläche durch die Dunkelheit hindurchſchimmern. Aber mögen auch andonnernde Wogen den Holzbau bedenklich erkrachen laſſen, ſo hält ſich die brave Iſabella, über die ſchon mancher Sturm dahingegangen ſein mag, doch ganz wacker, weit wackerer, als ich gedacht hätte.

Schwere, Erde und Meer erſchütternde Donnerſchläge verkünden ein neues Stadium des Unwetters und ein wolkenbruchartiger Platzregen treibt uns zwei Weiße in die abſcheuliche Kajüte hinunter. Die Gewalt des Sturmes iſt gebrochen, aber das Schiff iſt, während oben alles in Näſſe ſchwimmt und unten eine

erstickende Hitze herrscht, ungastlicher denn je. Eine halbe Stunde harre ich aus, dann duldet es mich unten nicht mehr, und hinaufsteigend atme ich mit vollen Zügen die frische, erquickende Luft, die der Tornado gekühlt und gereinigt hat. Noch herrscht eine undurchdringliche Finsternis, und doch genieße ich mit kurzen Unterbrechungen einen Anblick von so schauerlich großartiger Schönheit, daß, wie ich fest überzeugt bin, selbst die lebendigste Beschreibung keine auch nur annähernd zutreffende Vorstellung von der Wirklichkeit zu geben vermöchte. Das Ungewitter hat sich verzogen oder vielmehr, wie das an dieser merkwürdigen, von den höchsten Bergriesen Westafricas überragten Meeresbucht besonders häufig vorkommt, in mehrere Teile zerspalten. Während die eine Hälfte noch weit draußen im Meere durch das elektrische Leuchten der schwarzen Wolken erkennbar ist, umhüllt die andere gleich einer gigantischen Kappe den Gipfel des Götterbergs, der, während in dieser Secunde schwärzeste Finsternis alles umhüllt, schon in der nächsten, von dem Lichte zahlloser Blitze umstrahlt, in beinahe greifbarer Nähe hervortritt. Man wird vielleicht für eine Uebertreibung halten, was dennoch die vollste und buchstäbliche Wahrheit ist, daß ich nämlich den africanischen Montblanc mehrfach so dicht vor mir sah, als ob ich nach ihm hätte greifen können, und daß ich dann wieder zu seiner in unnahbarer Ferne erscheinenden Riesenspitze hinaufschaute, als ob sie just im Zenith gestanden hätte. Solche Täuschungen bringt die wunderbare Durchsichtigkeit der Luft mit sich, wie sie ausnahmslos jedem Tornado zu folgen pflegt.

Das seltsam fremdartige, nie gesehene Bild hatte mein innerstes Wesen aufgewühlt, hatte eine Stimmung in mir hervorgerufen, die ich nicht besser zu schildern weiß, als indem ich gestehe, daß ich mir selbst in jener Stunde einen Schwur leistete, falls es Menschenmöglichkeit sei, dieses Zauberland oder wenigstens einen Teil davon für mein Vaterland zu retten. Noch waren es erst wenige Stunden her, seit ich aus Rogozinskis eigenem Munde die volle Wahrheit dessen erfahren hatte, was mir bis dahin unbekannt geblieben, daß nämlich ein großer Teil der Küste des Kamerun-Gebirges für Deutschland verloren sei. Triumphirend hatte mir der Pole den Gipfel gezeigt und gesagt „das ist englisch“. Mein Kopf brannte zum Zerspringen von fieberhaft sich tummelnden Plänen. Wenn der vaterlandslose Renegat Länder

Die engliſche Baptiſten-Miſſion bei König Acquas Stadt (Kamerun)
(nach eigner Photographie des Verfaſſers).

erwerben und unter den Schutz einer europäischen Macht stellen durfte, warum konnte alsdann ich es nicht, der Deutsche! Die Mittel dazu besaß ich, die körperlichen Kräfte, die Energie; so mußte ich das nötige Talent mir auch zutrauen.

Aber eins war mir klar, daß ich, um nicht vielleicht, wenn auch unwissentlich, mehr Unheil anzustiften als Gutes, zuerst meine Landsleute in Kamerun sehen, von ihnen vollen Aufschluß erhalten und ihnen von meinem Vorhaben Kenntnis geben müsse. Die einmal verabredete und jedenfalls viel kostbare Zeit in Anspruch nehmende Besteigung des Götterbergs war mir jetzt, so sehr sie meinen persönlichen Ehrgeiz reizte, höchst ungelegen. Aber durfte ich zurücktreten? Unmöglich. Mein Wort mußte heilig gehalten werden, doppelt heilig dem Polen gegenüber, der sich bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit doch immer deutlicher als Deutschenfeind kundgab. Von einem Deutschen würde ich vielleicht in freundschaftlicher Weise das Uebereinkommen auflösen und mir mein Wort haben zurückgeben lassen. So wie die Verhältnisse lagen, ging das nicht mehr. Also schnell, wenn nicht weitere, bisher noch unberührte Gebiete, wenn nicht vielleicht das ganze Kamerun-Gebirge in fremden Besitz übergehen sollte!

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß niemals eine verhältnismäßig umfangreiche Expedition mit solcher Hast vorbereitet, mit solcher Hast vorwärts getrieben worden ist wie diejenige, deren sich Rogozinski und ich zur Besteigung des Kamerun-Berges bedienten. Ja, ich glaube, was mehr sagen will, behaupten zu dürfen, daß von jenem Augenblick an, als ich angesichts des blitzumleuchteten Götterbergs den Entschluß faßte, für einen immerhin sehr fraglichen Erfolg Leben und Gesundheit einzusetzen, daß von diesem Augenblick bis zu meiner Ankunft in Kamerun keine Stunde unnütz und unbenutzt verstrichen ist. Aus meiner in den nachfolgenden Capiteln wiedergegebenen Beschreibung der Besteigung wird der Leser die beinahe zur Wut sich steigernde Hast ersehen, mit der ich trotz aller Müdigkeit die Säumigen vorwärts trieb. Daß die kriegerischen Ereignisse, an deren Vorabend ich in Kamerun eintraf, mich 16 Tage lang dort festhielten, war nicht meine Schuld. Am 18. December langte ich, vom Gipfel des Götterbergs kommend, in Kamerun an, und schon am 3. Januar zog ich, von den Segenswünschen aller meiner Landsleute begleitet, wieder aus. Diesmal, wenn es auch zunächst nicht offen einge-

ſtanden werden ſollte, zur friedlichen Eroberung des Kamerun-Gebirges. Es würde zu weit führen, wenn ich darlegen wollte, welches Maß von Ueberredungskraft, welchen Aufwand an körperlicher und geiſtiger Energie es gekoſtet hat, ehe ich das Unternehmen überhaupt beginnen konnte.

Den Schwur, den ich in jener Tornado-Nacht auf dem kleinen Segelſchiffe geleiſtet hatte, glaube ich ganz und voll erfüllt zu haben. Auf meine Veranlaſſung haben die Commandanten deutſcher Kriegsſchiffe ſpäter noch andere Verträge zuſtande gebracht, aber die erſten Schutzverträge, acht an der Zahl, die überhaupt im Kamerun-Gebirge abgeſchloſſen wurden, ſind mein eigenes und perſönliches Werk geweſen. Als ich anlangte, triumphirten die Engländer und beſaßen die Deutſchen vom ganzen Kamerun-Gebirge und deſſen Umgebung bloß das eine Küſtendörfchen Bimbia, von wo aus nicht einmal Straßen ins Innere hineinführen. Aber zwei Monate ſpäter war die Hälfte des Kamerun-Gebirges mit Einſchluß der Hälfte des Gipfels und dem ganz kleinen Kamerun-Berge deutſches Colonialgebiet.

Noch erübrigte, ehe ich mich dem Gedanken an zukünftige Eroberungen ganz hingeben konnte, eine Kleinigkeit. Rogozinski und ich waren dahin übereingekommen, daß, ſo lange wir zuſammen reiſten, keiner von uns politiſche Abmachungen treffen dürfe. Aber ich wünſchte nicht, daß mein für ſpäter beabſichtigtes Vorgehen jemals irgendwelchen, wenn auch unbegründeten Mißdeutungen unterworfen werden könnte. Ich ließ daher Herrn v. Rogozinski zu mir bitten und ſagte zu ihm etwa folgendes:

„Ehe wir das verabredete gemeinſame Unternehmen beginnen, möchte ich zuvor noch einmal ausdrücklich und in aller Form erklären und feſtſtellen, daß ich, ſobald wir uns getrennt haben, alles, was Menſchenmöglichkeit iſt, thun, daß ich mein Leben und meine ganze Kraft dafür einſetzen werde, um Ihr Vorgehen lahm zu legen, um Ihre Abmachungen, falls ſich dieſelben als rechtswidrig erweiſen ſollten, rückgängig zu machen und den meinem eigenen Vaterlande gebührenden Einfluß zur Geltung zu bringen.“

Rogozinski erwiderte mit vergnügtem Lächeln, daß ich mich täuſche, wenn ich glaube, daß von deutſcher Seite überhaupt noch irgend etwas gethan werden könne. Er, der die Verhältniſſe kenne, verſichere mir, daß es zu ſpät ſei.

Meine Antwort war bloß: Qui vivra verra.

Zu längerer Unterredung hätten wir überhaupt keine Zeit mehr gehabt, denn das durch die ägyptische Finsternis sehr erschwerte Steuern des sich mit vollen Segeln den nur undeutlich erkennbaren Felseninseln der Ambas-Bucht nähernden Schiffes nahm jedermanns Aufmerksamkeit in Anspruch. Von mehrern Seiten her tönte der dumpfe Donner der aufrollenden Brandung herüber und es war klar, daß, wenn unser Schiff irgendwo auf den Felsen aufstieß, binnen kürzester Zeit nichts mehr von ihm und seinen Insassen übrig gewesen sein würde. Aber die Falkenaugen unseres würdigen Capitäns erspähten zwischen der Ambas-Insel und der Insel Mondole die richtige Durchfahrt, und als kurz vor Mitternacht der Anker fiel, befanden wir uns höchstens eine halbe Seemeile vor dem am Strande von Mondole gelegenen Häuschen Rogozinskis. Von jener Richtung her, wo Victoria lag, klang der schrille Ton einer Dampfpfeife zu uns herüber, die, wie mir Rogozinski erklärte, bloß einem deutschen Kanonenboot oder einem kleinern Woermannschen Dampfer angehören konnte. Ein eigentümliches Gefühl durchzuckte mich, als ich bedachte, daß ich, während in allerdichtester Nähe deutsche Herzen schlugen, im Hause des Polen, des Deutschenfeindes, übernachten solle. Aber ging es anders? Und war nicht Rogozinski mitsamt allen seinen Leuten auch mein Gast gewesen auf dem von mir gecharterten Schiffe? Warum sollten politische Beweggründe einen freundlichen Verkehr mit dem liebenswürdigen, gebildeten und unterhaltenden Manne verhindern? Wenn Rogozinski mit den in Kamerun lebenden Deutschen in persönliche Fehde geraten war, so war das seine und deren Sache, aber nicht die meinige. Und wie auch hätte ich urplötzlich mein Benehmen einem Manne gegenüber ändern können, den ich durch Zufall kennen gelernt hatte, ohne recht zu wissen, wer er war und wie er meinen Landsleuten gegenüberstand.

Es war keine leichte Sache, an Land zu gelangen. Denn da Rogozinski zur Zeit kein seetüchtiges Boot besaß, so mußten wir uns in dunkler Nacht bei aufgeregter See und in einem von Haifischen wimmelnden Gewässer einzeln einem von unserm Schiffe aus ins Wasser gelassenen halsbrecherischen Canoe anvertrauen, dessen Breite selbst zur Aufnahme eines schmächtigen Mannes kaum ausreichte und das durch die leiseste unbedachte Bewegung zum Umschlagen gebracht worden wäre. Die ganze Ausschiffung nahm

mehrere Stunden in Anſpruch. Dann aber ſtreckte ich mit unbeſchreiblichem Behagen die müden Glieder auf einem Lager aus, das zum wenigſten ſehr viel beſſer war als dasjenige der vorhergehenden Nacht.

Die von Mondole aus ſich darbietende Scenerie, wie ich ſie am folgenden Morgen bewundern ſollte, iſt die ſchönſte, die ich in Weſtafrica, und eine der ſchönſten, die ich überhaupt irgendwo auf der Erde geſehen habe. Wahrhaft märchenhaft iſt der Blick auf alle die herrlich bewaldeten, in unendlicher Mannigfaltigkeit der Umriſſe ſich abzeichnenden Berge, die von den Rieſenkegeln des großen und des kleinen Gipfels überragt werden. Das in der Bucht von Santa Iſabel auf Fernando Po ſich darbietende Bild, welches mehrfach das ſchönſte von ganz Weſtafrika genannt worden iſt, kann nicht im entfernteſten hiermit verglichen werden. Allerdings will ich nicht unerwähnt laſſen, daß man in Weſtafrica in Bezug auf außergewöhnliche Landſchaftsbilder durchaus nicht verwöhnt wird. Der hübſchen Scenerieen gibt es allenthalben und ganz außerordentlich viele, aber die ſchönen, die ſich unvergeßlich in das Gedächtnis eingraben, ſind auf jenes vulkaniſche Gebiet beſchränkt, das ſich vom Kamerun-Gebirge aus über Fernando Po, S. Thomé, Principe und Annabom bis weit in den Atlantiſchen Ocean hinein erſtreckt und von dem man bisher noch nicht weiß, ob es nach der hinter dem Kamerun-Gebirge folgenden Unterbrechung auch im Innern von Africa noch eine Fortſetzung findet.

Nach rechts hin wird das von Mondole aus ſich darbietende Landſchaftsbild durch die ein ununterbrochenes Waldland (den ſogenannten Bimbia-Buſch) darſtellenden mittelhohen Berge des deutſchen Bimbia-Gebiets abgeſchloſſen. Von gradeaus leuchten über niedrigem, aber von einem Gewirr hübſchbekleideter Hügel überragten Strande die weißſchimmernden Dächer von Victoria herüber. Nach links ſich wendend erkennt man die braunen Negerhütten von Bota und iſt überraſcht durch die ganz ſeltſamen und beinahe abenteuerlichen Formen der weit ins Meer hinein vorgeſchobenen Bubia-Felſen. Es ſind das etwa ein Dutzend ſteil aufſteigender, teils pflanzenloſer, teils mit Bäumen und Buſchwerk beſtandener Felſeninſeln, von denen die größte, ſich 40 Meter hoch über den Meeresſpiegel erhebende äußerſt dicht bevölkert iſt. Bloß ein einziger ſchlüpfriger Pfad führt an ſteilen Abgründen vorbei zu dem auf dem Gipfel gelegenen Dorfe. Der Beſuch iſt lebensgefährlich, und nur

zu häufig verunglücken ſogar Eingeborne, die mit Laſten beladen nicht ganz genau jeden Schritt und jeden Tritt voraus bedacht haben. Die hohe und mit dichtem Walde beſtandene Ambas-Inſel iſt jetzt völlig unbewohnt, nachdem die frühern ſehr zahlreichen Bewohner ſich teils infolge von Hexenproceſſen gegenſeitig vergiftet, teils die Inſel ſelbſt für behext haltend andere Wohnſitze aufgeſucht haben. Die größere, bis zu 240 Fuß über den Meeresſpiegel anſteigende Inſel Mondole mag etwa 50 Bewohner zählen, die zu zwei Göttern beten, nämlich zum Waſſergott Dſchengo und zum Waldgott Nganga. Das Waſſer war an den ſanft abfallenden, aber ſteinigen Geſtaden von Mondole ſpiegelklar, und da ſich Haifiſche niemals in ſeichtes Waſſer verirren, ſo wagte ich es mehrmals, wenn auch nicht ohne eine gewiſſe Beklemmung, dort zu baden.

Die Ambas-Bai, deren Ufer zum größern Teil, wenigſtens einſtweilen und vorläufig, in engliſchen Beſitz übergegangen ſind, iſt landſchaftlich die von der Natur am reichſten ausgeſtattete Strecke der ganzen weſtafricaniſchen Küſte. Aber ob ihr als Anlege- und Ankerplatz größerer Schiffe diejenige Bedeutung zukommt, welche ihr früher zugeſchrieben wurde, dürfte eher zu bezweifeln ſein. Schiffe vom Tiefgang der „Möwe“ können allerdings allenthalben zwiſchen dem Feſtlande und den Inſeln Ambas und Mondole in ſehr geſchützter und angenehmer Lage ankern, aber für größere Poſtdampfer oder Kriegsſchiffe vom Tiefgang des „Bismarck“ hat das ſchon ſeine Schwierigkeit, und ich glaube, daß die Capitäne ſolch großer Schiffe, wenn ſie die Wahl hätten, doch ſtets den Ankerplatz im Kamerun-Fluß, d. h. zwiſchen Cap Suellaba und Cap Kamerun, vorziehen würden.

Die engliſche Baptiſten-Colonie Victoria liegt an der innern Seite einer weit ins Land hinein einſchneidenden Bucht. Obwohl aus dem ſandigen Strand mehrere Felſen (und auch das Wrack jenes Segelſchiffes, auf dem Rogozinski zuerſt hierherkam) hervorragen, ſo iſt das Landen im Boote dennoch ſehr leicht, da die Brandung hier kaum in Betracht kommt. Uebrigens bringen es die Strömungsverhältniſſe mit ſich, daß man in ſehr viel kürzerer Zeit den Weg von Mondole nach Victoria zurücklegt, als umgekehrt. Das Landſchaftsbild von Victoria iſt eins der ſchönſten, die ich irgendwo in den Tropen geſehen zu haben mich entſinne. Rings umher vom herrlichſten Pflanzenwuchs umkleidete,

von Waſſer umrauſchte Hügel; im Hintergrunde die bläulichen Rieſen des Kamerun-Gebirges und ein wenig nach Norden ein kleiner Fluß, der, beſchattet von Palmen, von Cacaobäumen und allerlei übergeſunden Vertretern des Urwaldes, ſeine kryſtallklaren Gewäſſer rauſchend über ſchwarze Geröllſteine dahingleiten läßt. Obwohl die ganze Umgebung rechts, links und im Hintergrunde bergig-hügelig iſt, ſo liegt doch Victoria ſelbſt ziemlich niedrig und iſt infolge deſſen trotz ſeines ausgezeichneten, gradeswegs aus den Bergen kommenden Trinkwaſſers einer der ungeſundeſten Puncte an dieſer Küſte. Herr Stehr, der Verwalter der Woermannſchen Factorei, litt, als ich nach Victoria kam, um mir aus ſeinem Magazin noch allerlei Lebensmittel und Decken für die Beſteigung des Kamerun-Berges auszuſuchen, an einem ſchweren Schüttelfroſt, und auch unter den Schwarzen habe ich nirgendwo ſo viele Fälle von Wechſelfieber beobachtet, wie grade hier.

Die am äußerſten Südende des kleinen Ortes gelegene Woermannſche Factorei iſt die einzige von ganz Victoria, und obwohl die ſchwarzen, chriſtliche Pſalmen ſingenden und doch auch wieder Fetiſchdienſt treibenden Engländer in Bezug auf ihren ganzen Lebensunterhalt davon abhängen, ſo ſcheint ihnen doch das Wehen der deutſchen Flagge ein Dorn im Auge zu ſein, und wenn nicht ihre ureigenſten Magen-Intereſſen allzu eng mit denjenigen der Factorei verwachſen wären, ſo würden ſie derſelben ganz gewiß ſchon den Garaus gemacht haben. Auch ſo, wie die Verhältniſſe liegen, wollen die elenden und erbärmlichen Chicanen gar kein Ende nehmen, ſodaß der Woermannſche Hauptagent in Kamerun ſchon mehrfach mit dem Gedanken umgegangen iſt, die Factorei ganz von Victoria zurückzuziehen.

Weit ſtattlicher als die Woermannſchen Gebäude ſind diejenigen der engliſchen Miſſion (darunter eine recht hübſche Kirche), bei denen ja auch, da die Baptiſten ſehr reichliche Geldmittel aus England beziehen, nicht ſonderlich geſpart zu werden brauchte. Von dem Ausſehen der übrigen Häuſer Victorias gilt dasſelbe wie von ſeiner Bevölkerung: die Victorianer kann man weder wilde noch auch civiliſirte Menſchen nennen und der Ort ſelbſt iſt weder ein Negerdorf noch eine civiliſirte Stadt. Mit ſeinen 200 bis 300 Einwohnern erinnert Victoria noch am eheſten an Monrovia in Liberia oder an Santa Iſabel auf Fernando Po. Ebenſo wie in Monrovia, nur in noch weiterm Umfange, iſt der

größte Teil des Ortes ein wilder, von graſenden Kühen, Ziegen und Schweinen als Weideplatz benutzter Ort. Seitdem ich nun von Bonny die Nachricht mitgebracht hatte, daß der engliſche Conſul Hewett binnen kurzem eintreffen werde, machte man ſich daran, dieſes Buſchwerk zu lichten, d. h. man hieb es nieder, ohne aber das verdorrende Geſtrüpp von der Stelle zu räumen. Den höchſt eigentümlichen Charakter des Ortes und ſeiner Bewohner wird man bloß verſtehen, wenn man ſich die Geſchichte der Entſtehung Victorias ins Gedächtnis ruft, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß der Ort, weil von Miſſionaren gegründet, einen ganz beſondern Anſpruch auf die allgemeine und allſeitige Anerkennung ſeiner Heiligkeit zu haben glaubt. Da die Sache in frühern über Kamerun handelnden Werken ſehr eingehend dargeſtellt worden iſt, ſo will ich ſie bloß ganz vorübergehend erwähnen. Der engliſche Miſſionar Saker, der ein ſehr tüchtiger Menſch geweſen ſein ſoll, ſiedelte, durch die Unduldſamkeit der ſpaniſchen Regierung von Fernando Po vertrieben, mitſamt ſeiner ganzen, aus allen Teilen Weſtafricas zuſammengewürfelten Gemeinde (unter der ſich aber gar keine Eingebornen von Fernando Po befanden) nach Victoria über, nachdem er das Land um einen Spottpreis von den bisherigen Beſitzern erſtanden hatte.

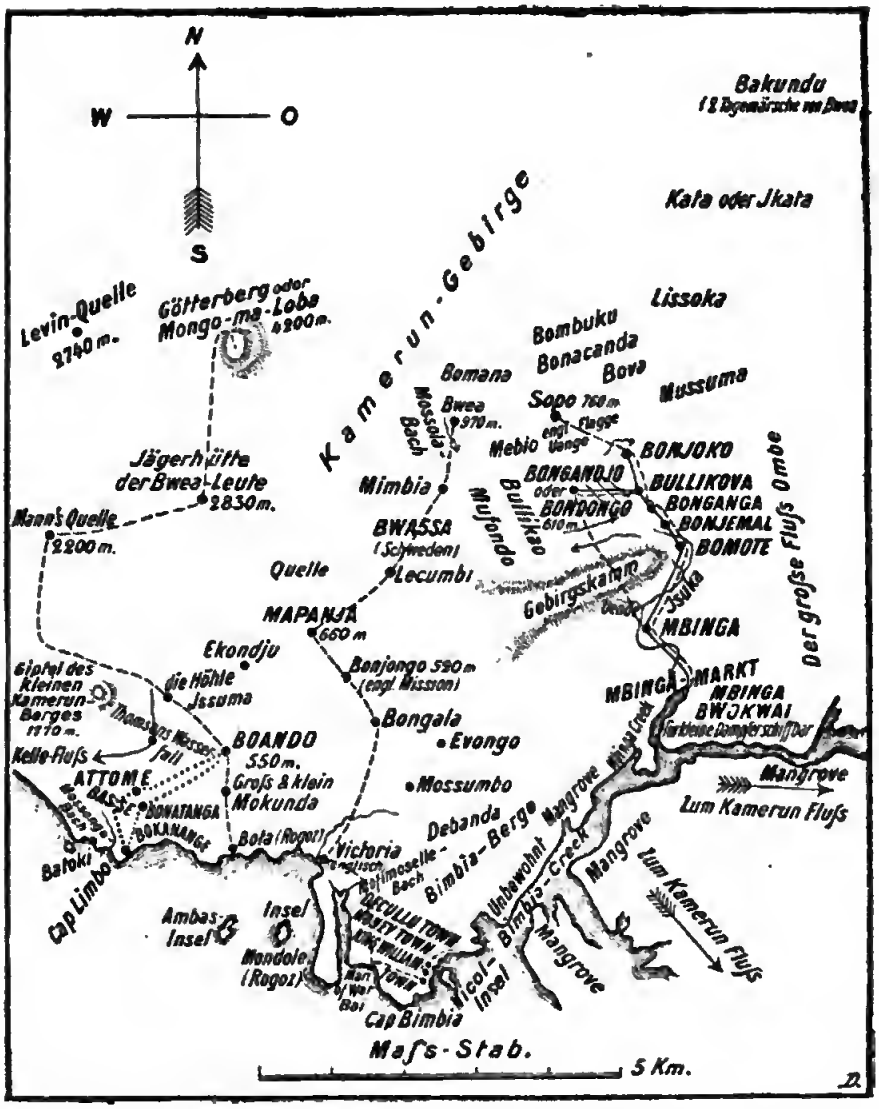
Daß die Miſſion, welcher der Ort ſeine Entſtehung verdankt, hier in aller und jeder Beziehung die erſte Rolle ſpielt und ſo zu ſagen allmächtig iſt, erſcheint ganz natürlich. Was aber hat dieſe Miſſionsgeſellſchaft, die ja auch in König Bells Stadt, in König Acquas Stadt, in Bakundu u. ſ. w. Stationen beſitzt, bisher geleiſtet? Mit Hülfe der reichlichen aus England geſandten Geldmittel führen Miſſionare und Miſſionarinnen ein faules und in einzelnen Fällen, die ich aus Gründen, welche man verſtehen wird, nicht näher aufzählen will, ein gradezu anſtößiges Leben. Die Erfolge ſind gleich Null und die nach Hauſe geſandten Berichte eine großartige Täuſchung, um nicht zu ſagen, ein großartiger Betrug. In einem Artikel des „Daheim“ (1884 Nr. 51), der ſich mit Kamerun beſchäftigt, wird auch der neu angelegten Miſſionsſtation Bonjongo gedacht. Hat man das einzige dort ſtationirte Miſſions-Individuum (einen Schwarzen) perſönlich kennen gelernt, ſo kommt einem dieſe Beſchreibung wie der bitterſte Hohn vor. Womit die Miſſion ſich in ihren Mußeſtunden beſchäftigt, weiß ich nicht, aber ſo viel iſt ſicher, daß es in Bonjongo zur

Zeit keinen einzigen Chriſten gibt. In Victoria allerdings gibt es Chriſten, aber — man verzeihe mir die Sünde — wären ſie doch nur Heiden geblieben! Eine Geſellſchaft, die von Weißen und von unverdorbenen Schwarzen ſo ſehr verachtet wird, wie dieſes Miſſionsgeſindel, würde man in Weſtafrica kaum mehr wiederfinden. Zu allen kleinen Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten im Charakter der ſchwarzen Raſſe ſind nun noch diejenigen der weißen Raſſe hinzugekommen. Das Tragen von Amuletten und andere Seiten des Fetiſchdienſtes ſind heute noch ebenſo in Schwung wie früher. Das Chriſtentum der Leute beſchränkt ſich auf jene Baptiſten-Hymnen, deren nicht näher zu bezeichnende Abfaſſung — aus Gründen des Anſtandes wollen wir ſie bloß „höchſt kindlich“ nennen — im Verein mit dem blödſinnigen Abplärren jedes feinere Gefühl beleidigen muß.

Die Miſſion von Victoria hat im vollſten Gegenſatz zu dem ebenſo großartigen wie lobenswerten Beiſpiel der Baſeler Miſſions-Geſellſchaft niemals auch nur den leiſeſten Verſuch gemacht, die Eingebornen ſei es zu nützlicher Thätigkeit, ſei es zu einer ſittlich höhern Stellung heranzuziehen. Das einzige, was ſie den Schwarzen beibrachte, war, Kirchengeſänge abzuleiern und ſich für ſehr vorzügliche Menſchen zu halten. Dieſe Vorzüglichkeit hindert aber nicht, daß die Victorianer über ihrem Monopol des Zwiſchenhandels mit den Eingebornen faſt noch eiferſüchtiger als alle übrigen Küſtenbewohner wachen. Alle Schwarzen ſind ja ſchon ohnehin faul genug, kommt aber nun erſt der Einfluß einer ſolchen Miſſion hinzu, ſo halten ſie es ſchon faſt für eine Beleidigung, wenn man ihnen von Arbeiten ſpricht. Und nun erſt die Sonntagsheiligung. Am Vorabend der auf die Beſteigung des Kamerun-Berges abzielenden Reiſe hätte ich gern einen Alpenſtock gekauft, von denen, als ich danach fragte, eine ganze Anzahl im Nebenzimmer ſtanden. Aber die Leute erwiderten mit jener zur Schau getragenen Kirchlichkeit, die der nicht von Herzen kommenden Frömmigkeit anhaftet: „Wir können nicht, um ein paar Schillinge zu verdienen, gegen Gottes heiligſte Gebote handeln.“ Sonntags wird weder Trink- noch Waſchwaſſer aus dem doch in allernächſter Nähe vorbeifließenden Flüßchen geholt. Man trinkt eben altes Waſſer und wäſcht ſich überhaupt nicht. Den ganzen lieben langen Tag werden Hymnen geplärrt. Wie man ſich einbilden kann, daß dieſer elende Lärm Gott beſonders wohlgefällig ſein könne, iſt ſchwer einzuſehen.

Karte des Kamerun-Gebirges.

(Nach einer Zeichnung des Verfassers.)



Erläuterungen: Mit den durch **GROSSE BUCHSTABEN** ausgezeichneten Ortschaften sind von deutscher Seite Schutzverträge abgeschlossen worden.

——— Reisen des Generalconsuls Dr. Nachtigal.

..... „ „ Capitäns z. S. Karcher v. S. M. S. Bismarck.

– – – – „ „ Berichterstatters der Kölnischen Zeitung, Hugo Zöller.

So lange Victoria noch nicht unter die Oberhoheit einer europäischen Macht gelangt war, fungirte die Mission dort als höchste Obrigkeit. Seit aber (im August 1884) der Capitän des Kanonenboots „Forward" die englische Flagge gehißt hatte, gelangte der schon von früher her bestehende „Court of Equity", dessen sämtliche Mitglieder Schwarze sind, zu immer größerm Ansehen. Verwaltung und Rechtspflege wurden von diesem seltsamen Gerichtshof ohne weiteres in Anspruch genommen, was sich um so drückender fühlbar machte, weil es andere Einnahmen der kleinen Colonie als die aus den auferlegten Geldbußen herrührenden nicht gab. Es bedarf wohl kaum noch des Zusatzes, daß dergleichen Geldbußen so hoch und so ungerecht wie nur möglich festgesetzt wurden. Der schwarze Herr Brew, früherer Woermannscher Commis und jetzt Präsident des Gerichtshofes, sowie sein noch dreisterer Secretär, der niemals zimmernde Zimmermann Wilson, förderten verschiedene Maßnahmen und Entscheidungen zutage, die sogar dem meistens am Niger lebenden englischen Consul Hewett weder als Muster von Weisheit noch von Gerechtigkeit erscheinen konnten. Schon als ich Herrn Hewett in Bonny kennen lernte, sagte er mir, daß demnächst in Victoria Wandel geschaffen werden müsse, wenn nicht eine heillose Verwicklung die Folge sein solle. Thatsächlich ist denn auch neuerdings, nachdem der auch von den Deutschen hochgeachtete Consul Hewett aus Gesundheitsrücksichten nach Europa hat zurückkehren müssen, sein Nachfolger, der Consul White, zum Gouverneur und Rogozinski zum Civil-Commissar von Victoria ernannt worden.

Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß, obwohl Herr Brew über Victoria eine alte englische Flagge wehen läßt, dennoch von den Deutschen gerechtfertigte Ansprüche auf das ganze Gebiet geltend gemacht werden. Diese Ansprüche gehen von den später zu erwähnenden, unter deutschem Schutze stehenden Bimbia-Leuten, den Nachfolgern des verstorbenen Königs William, aus, die vollkommen rechtsgültig das Gebiet von Victoria als ihnen unterstehend und zugehörig erklären und den Beweis erbringen, daß sie nicht nur niemals diese ihre Rechte abgetreten haben, sondern daß dieselben sogar in einem noch vorhandenen schriftlichen Vertrage von den englischen Behörden anerkannt worden sind.

Victoria würde behufs Abrundung unseres Besitzes für uns

einen weit größern Wert haben als für die Engländer. Jedenfalls wird den mancherlei Unthaten des „Court of Equity" oder des „Royal Court of Victoria", wie er sich später zu nennen beliebte, ein Ziel gesetzt werden müssen. Nicht nur, daß für deutsche Unterthanen bestimmte Waren gewaltsam zurückgehalten, daß deutsche Unterthanen bedroht, daß vom Generalconsul Dr. Nachtigal an mich gerichtete Briefe unterschlagen wurden, sondern man hat sich nicht entblödet, bloß aus dem Grunde, weil das Woermannsche Geschäft am ersten Weihnachtstage nicht geöffnet gewesen sei, ausschellen zu lassen, daß, wer fernerhin die Factorei besuche, zwei Pfund Sterling Strafe zahlen müsse. Es mag seltsam erscheinen, daß, während doch deutsche Kriegsschiffe in genügender Anzahl in der Nähe waren, ein Gemeinwesen von 200—300 Seelen, unter denen allerhöchstens 50 waffenfähige Männer sind, sich solcher Dinge erdreistete. Die Erklärung ist darin zu suchen, daß die Neger sich einbilden, unter dem Schutz und Deckmantel der englischen Flagge dürften sie ungestraft jede nicht grade gegen England selbst gerichtete Schand- und Gewaltthat begehen. Thatsächlich kann auf englischem Gebiete nicht vorgegangen werden wie auf deutschem oder neutralem. Wie aber, wenn englische Beamte die Hände in den Schoß legen und sich durch diese passive Haltung zu Mitschuldigen der Neger machen? Der Weg der über London gehenden Beschwerde ist weit und langwierig, um so langwieriger, wenn man nicht grade auf ein Uebermaß an gutem Willen zu rechnen hat.

Ihrer Herkunft und Geschichte zufolge sollten die Leute von Victoria den Liberianern und den Sierra-Negern ziemlich ähnlich sein. Sie alle stammen von befreiten Sklaven ab, ihnen allen ist mit einem großen Aufwande von Geld, Mühe und Scharfsinn die Ueberzeugung eingepfropft worden, daß sie zum wenigsten eben so gut seien wie die Weißen, vielleicht sogar besser. Thatsächlich besteht aber bei aller Aehnlichkeit zwischen Liberianern, Sierra Leone-Negern und Victorianern doch ein ziemlich weitgehender Unterschied. Die Liberianer leiden wahrlich nicht an übergroßer Bescheidenheit, aber die traurigen Schicksale des von keiner civilisirten Macht über Wasser gehaltenen Staatswesens haben den Größenwahnsinn denn doch nicht bis zu jener Höhe gedeihen lassen wie bei Sierra Leone-Negern und Victorianern. Und dann sollte man auch niemals vergessen, daß die Liberianer bloß einen ver-

ſchwindend kleinen Bruchteil der Bevölkerung von Liberia darſtellen, daß der größte Teil des Landes — und darauf beruht ſein ungeheurer Wert für die Cultur Africas — von dem fleißigſten, kräftigſten, willigſten und brauchbarſten unter allen Völkerſtämmen des ſchwarzen Erdteils bewohnt wird. Die Sierra Leone-Neger hinwiederum mögen eben ſo große Halunken ſein wie die Victorianer, aber zum Entgelt dafür ſind ſie geſchickter, gebildeter und wohl auch ein bißchen fleißiger.

Eine faulere und heuchleriſchere Sippe dagegen, als dieſe Victorianer es ſind, dürfte in Weſtafrica kaum mehr wiederzufinden ſein. Die Leute leben vom Zwiſchenhandel zwiſchen den europäiſchen Factoreien und den ölerzeugenden Binnenländern. Auf dieſes ihr Vorrecht als Zwiſchenhändler ſind ſie eben ſo eiferſüchtig wie alle übrigen Küſtenbewohner. Auch kommt es irgend einer beſonders heiligen Stütze der Kirche eben ſo wenig darauf an, ſchwarze Mädchen zu verkaufen, wie jedem beliebigen Heiden-Häuptling des Gebirges. Bloß die Form muß gewahrt werden. So darf z. B. in die Colonie Victoria kein Branntwein eingeführt werden außer Anis-Schnaps, den man ſich die Miene gibt eben ſo wenig als Branntwein anzuſehen wie die Türken den Champagner als Wein. Als es nun aber galt, mein Vordringen ins Gebirge (das die Leute vielleicht um ihren Handel beſorgt machte) zu hemmen, da war auf einmal auch betreffs aller übrigen Branntweinarten der Bann gebrochen und die Heiligſten der Heiligen konnte man damals in großen Maſſen Rum und Genever zum Gebirge hinaufſchleppen ſehen. So wenig achtungswert die Victoria-Leute ſein mögen und ſo ſehr ſie überall gehaßt werden, ſo imponiren ſie dennoch den Bakwiri-Stämmen des Gebirges, denen vielleicht das in Victoria angeſammelte Maß von Cultur als etwas ganz Außerordentliches erſcheinen mag. Dazu kommt, daß alle Victorianer die Bakwiri-Sprache verſtehen und ſprechen, ſodaß, trotzdem man ſie nirgendwo gern ſieht, ihr Einfluß auf die Gebirgsbewohner doch nicht zu gering angeſchlagen werden darf.

Dem Europäer fällt es, nicht im Anfange, wohl aber auf die Dauer, recht ſchwer, mit ſolch „civiliſirten und gebildeten“ Negern zu verkehren. Man kann ſie weder als Weiße noch als anſpruchsloſe Schwarze behandeln. Sie ſelbſt legen ſehr viel Wert darauf, „coloured ladies“ und „coloured gentlemen“ zu ſein. Aber wie verhält ſich zu dieſen Anſprüchen ihr Betragen?

Nachstehend ein Beispiel, von dem ich Zeuge war. Die Tochter einer der angesehensten Victorianer belästigt lange Zeit bettelnd einen Kaufmann. Als diesem endlich die Geduld reißt, kehrt sie die Dame hervor, der man Rücksicht schulde. Und als sie auch damit kein Glück hat, steht sie eine halbe Stunde lang laut schimpfend und fluchend vor der Thür.

Die Häuser von Victoria gleichen denjenigen aller übrigen Neger dieser Küste, nur mit dem Unterschiede, daß die kleinen Gehöfte von einem hölzernen oder steinernen Zaun eingeschlossen werden und daß die innere Ausstattung an Betten, Stühlen, Tischen u. s. w. die Macht und lange Dauer des europäischen Einflusses verrät. Auch zeichnen sich die Victorianer durch einen verhältnismäßig großen Reichtum an kleinem, wohlgenährten, aber beinahe gar keine Milch gebenden Rindvieh und an unansehnlichen Ziegen und Schafen aus. Sie legen großen Wert auf diesen Besitz, sodaß, wenn man Ochsen oder Ziegen kaufen will, sehr hohe Preise gezahlt werden müssen. Die Kleidung der Leute ist diejenige der niedern Classen der Neger in den Vereinigten Staaten und in Liberia; aber wohlverstanden werden Sonntags auch hier federgeschmückte Hüte, bunte Kattunkleider und europäische Stiefel von ganz außergewöhnlichen Maßverhältnissen zur Schau getragen. Die allgemeine Umgangssprache ist ein sehr schlechtes Englisch, und auch in Bezug auf Clubs, Bälle und dergleichen werden so viel als thunlich englische Vorbilder nachgeahmt. Der Weiße erhält von solchen Dingen bloß dadurch Kunde, daß man ihn anbettelt. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Victoria gab es dort nur drei Weiße, nämlich einen Kaufmann, eine Missionarin und einen blutjungen Missionar; den englischen Consul und Herrn Rogozinski, die bloß zeitweilig nach Victoria kommen, kann man natürlich nicht zu den Bewohnern rechnen.

Ackerbau wird von den Victoria-Leuten bloß in sehr beschränktem Maße getrieben. Am meisten interessirte mich eine der englischen Mission gehörige, jenseit des oben erwähnten Flüßchens gelegene, trotz der mangelnden Pflege äußerst üppige und reichen Ertrag liefernde Cacao-Plantage. Der vulcanische Boden dieses trefflich bewässerten Landes scheint grade für diese Cultur, die unter allen tropischen Pflanzungsarten die einträglichste ist, besonders geeignet zu sein. Ich müßte mich sehr irren, wenn sich nicht Fernando Po und das Kamerun-Gebirge als die fruchtbarsten,

zum Plantagenbau am beſten geeigneten Teile von ganz Weſtafrica erweiſen ſollten.

Von Victoria nach Bimbia kann man bei tüchtigem Marſchiren zu Lande in 3¾ Stunden und bei gutem Wetter zur See (im Ruderboot) in etwas kürzerer Zeit gelangen. Aber da der unbewohnte und dicht bewaldete Küſtenſaum von weit ins Meer hinaus vorſpringenden Felſen ſtarrt, ſo iſt die Bootfahrt bei einigermaßen ſchlechtem Wetter ein kleines Wagnis, wie denn auch die Küſtendampfer dieſe Strecke niemals nachts, ſondern bloß am Tage zurücklegen. Auch der Landweg bietet einigermaßen größere Schwierigkeit, als man nach den 3¾ Stunden, die man dazu benötigt, mutmaßen ſollte. Man bedarf dazu jedenfalls eines kräftigen Dieners, um ſich über die zahlreichen kleinen Moräſte und Waſſerläufe hinübertragen zu laſſen, und außerdem, wenn man nicht ganz genau die Wege kennt, eines Führers. Die teils ſtehenden, teils fließenden Gewäſſer, über die man ſich hinübertragen zu laſſen pflegt, beſchränken ſich auf die flache oder wenigſtens bloß ganz ſacht anſteigende und ſich wieder ſenkende Wegſtrecke zwiſchen Victoria und der fjordähnlich ins Land hinein einſchneidenden Kriegsſchiff-Bucht. Wir überſchritten dort nicht weniger als vier bis fünf Bäche mit ſchönem kryſtallklaren Waſſer, die ſich alle in die Kriegsſchiff-Bucht ergießen. Mein Führer verſicherte mir, daß mit Benutzung dieſer Bäche mittelgroße Canoes ohne Schwierigkeit und in viel kürzerer Friſt als zur See von Victoria aus zur Kriegsſchiff-Bucht (Man-of-war-Bay) gebracht werden könnten. Iſt dem wirklich ſo, ſo würde das zwiſchen Victoria und der Kriegsſchiff-Bucht gelegene Land, welches auf den Karten als Halbinſel eingetragen iſt, als Inſel zu betrachten ſein. Dieſe Annahme wird dadurch beſtätigt, daß bloß das von den Anhöhen herniederrieſelnde Waſſer friſch und trinkbar war, während die alle niedrigern Stellen des Weges einnehmenden ſtehenden Gewäſſer brackiſches Waſſer enthielten.

Die Vegetation beſtand bis zur Kriegsſchiff-Bucht ausſchließlich aus Mangrove-Dickicht, Pandanus-Arten und vereinzelten Oelpalmen. Aber inmitten dieſer unerquicklichen, keinerlei Ausſicht oder Ueberblick geſtattenden Scenerie ſchien ſich ein ziemlich reiches Tierleben zu entfalten. Zahlloſe Krabben hatten noch zahlloſere Löcher in den feuchten Boden gegraben, Hunderte von Lachtauben

ließen ihren melancholischen Ruf ertönen, auf Schritt und Tritt begegneten wir den seltsamsten (einer umgestürzten und etwa zwei Fuß hohen Vase gleichenden) Termitenhaufen, die ich jemals gesehen habe, und die in solcher Menge eine wahre Landplage bildenden Ameisen zwangen uns jeden Augenblick, über ihre langgestreckten Heerzüge hinüberzuspringen. Die Kriegsschiff-Bucht, welche mitsamt dem Bächlein Mosimoselle nach Victoria hin die Grenze des deutschen Bimbia-Gebiets bildet, besteht eigentlich aus zwei Buchten, einer ziemlich breiten äußern und einer schmalen langgestreckten innern.

Während die eben erwähnten Bachbetten, wo überhaupt anstehender Fels zutage trat, vulcanisches Gestein zeigten, wird an der Victoria-Seite die äußere Bucht der Kriegsschiff-Bai von etwa 60 Meter hohen senkrechten Abstürzen von rotem Thon eingefaßt. An der Bimbia-Seite kann man unter dem schattigen Laubdach uralter Riesenbäume bis dicht ans Wasser herantreten. Das Landschaftsbild, wie die schönen Bäume, das blaue Meer und die einem Landsee gleichende Bai es darbieten, ist hübsch, würde aber wahrscheinlich großartig sein, wenn nicht durch die obenerwähnten Abstürze die ohnehin meist in Wolken und Nebel gehüllten Gipfel des Kamerun-Gebirges verdeckt würden.

Zwischen der Kriegsschiff-Bucht und Bimbia türmt sich mit deutlich erkennbarem Grat oder Kamm, über den drei von der See her ebenfalls deutlich erkennbare Pässe hinüberführen, ein dichtbewaldetes Gebirge empor, das bei den an dieser Küste lebenden Europäern unter dem Namen „Bimbia-Busch" bekannt ist. Dieses Gebiet soll sehr reich an kleinen schwarzen Affen und anderm Wild, aber trotz augenscheinlicher Fruchtbarkeit, mit Ausnahme der allernächsten Umgebung von Bimbia, völlig unbewohnt sein. Auch habe ich trotz aller Mühe, die ich mir in dieser Hinsicht gegeben, bloß einen einzigen, quer hindurchführenden Weg ausfindig machen können, nämlich den obenerwähnten von Victoria aus. Ob es thatsächlich von Bimbia aus keine directen Wege nach solchen Orten wie Evongo, Boana, Bongala, Bonjongo, Lecumbi u. s. w. gibt oder ob diese Wege von den um ihre Handelsinteressen besorgten Eingebornen geheim gehalten werden, habe ich nicht ausfindig machen können. Mir selbst wäre viel daran gelegen gewesen, wenn die Häuptlinge von Bimbia, die ich zu diesem Behuf zu einer Versammlung zusammenberief, mir

Digitized by Google

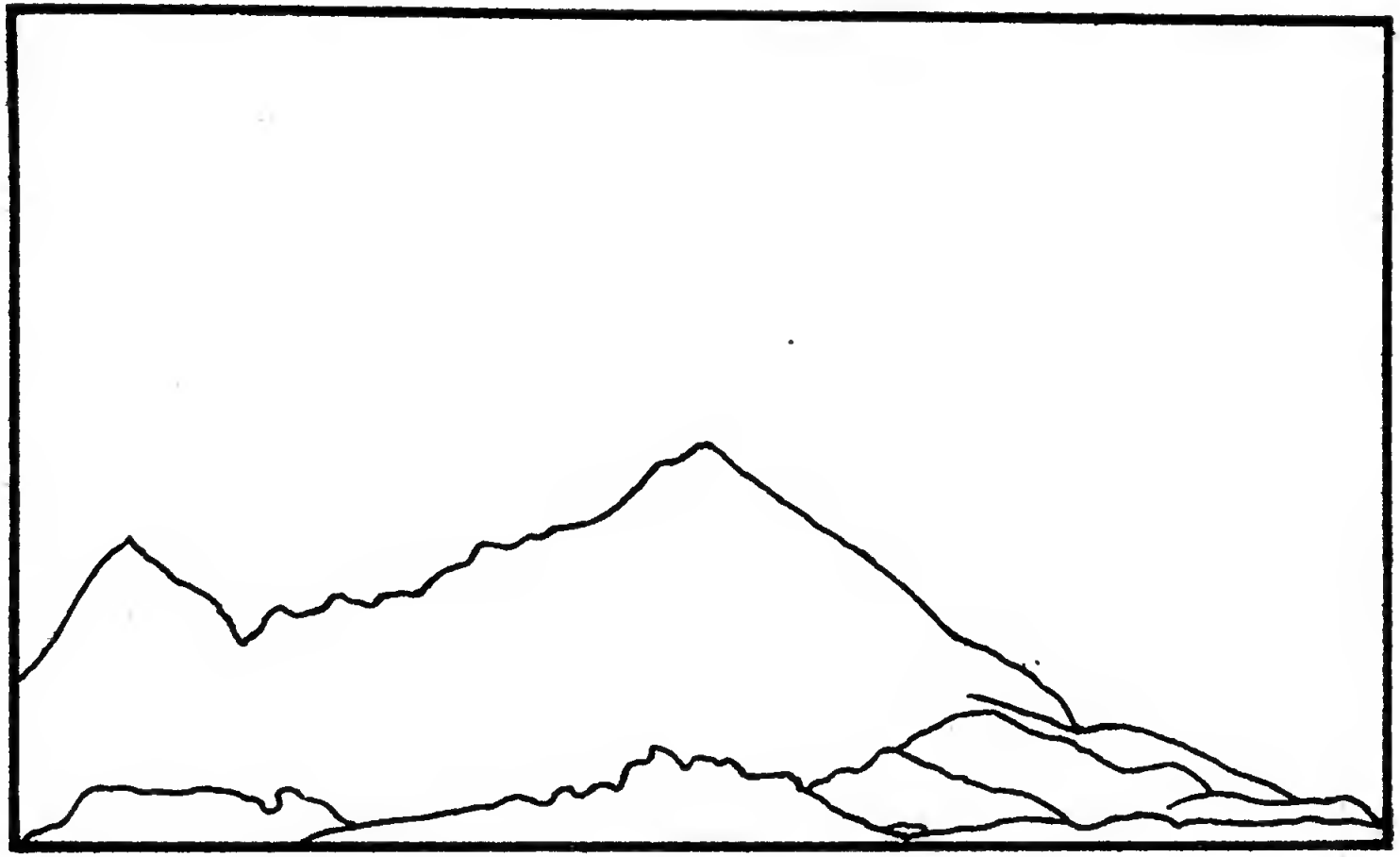
einen directen Weg nach Mapanja hätten zeigen wollen. Denn alsdann wäre ich des doch immerhin peinlichen Gefühls, auf meinem Marsch ins Kamerun-Gebirge englisches Gebiet berühren zu müssen, enthoben gewesen. Aber die Häuptlinge von Bimbia erklärten, ohne daß ich zu erkunden vermochte, ob sie Wahrheit oder Lüge sprachen, daß es in der Richtung nach Mapanja weder Dörfer noch Wege gebe, und weigerten sich gleichzeitig, mir Wegweiser und Leute zum Lichten des Waldes zur Verfügung zu stellen. Nach europäischen Verhältnissen zu urteilen mag die Feststellung der Thatsache, ob es in der und der Richtung einen Weg gibt, als eins der leichtesten Dinge erscheinen. Aber in Africa, wo Busch und Wald jeden freien Verkehr beinahe bis zur Unmöglichkeit erschweren, wo man mit den ohnehin mißtrauischen Eingebornen bloß durch feige, bestechliche und tölpelhafte Dolmetscher verkehren kann, ist nichts schwerer als diese scheinbar so leicht zu lösende Aufgabe.

Der Bimbia-Busch, den ich bloß auf dem directen Wege zwischen Victoria und Bimbia durchquert habe, ist mir ein Rätsel geblieben. Sollte er wirklich gänzlich unbewohnt sein, während doch von dem von mir benutzten Fußpfade zahlreiche andere seitwärts abführten? Zunächst ging es von der Kriegsschiff-Bucht auf schlechtem und schlüpfrigem, zwischen dichtestem Pflanzenwuchs sich hindurchwindenden Pfade äußerst steil bergan und dann beinahe ebenso steil wieder abwärts. Der mich begleitende Herr Stehr bekam dabei ein Fieber und mußte sich von den zwei Kru-Leuten, die wir außer dem Führer noch mitgenommen hatten, tragen lassen. Die Nähe der Bimbia-Dörfer, die wir, obgleich das jenseitige Meer mit der (deutschen) Nicol-Insel längst vor uns ausgebreitet lag, noch immer nicht sehen konnten, verriet sich durch die nunmehr fast in ununterbrochener Folge sich aneinander reihenden Bananen-(Plantanen-)Pflanzungen.

Noch ging es eine Viertelstunde lang steil bergab, dann erreichten wir, schnell, um uns nicht erst begrüßen lassen zu müssen, durch König Williams Dorf hindurchschreitend, die dicht am Strande gelegene Woermannsche Hansa-Factorei, neben oder vielmehr über der ein schwarzweißroter Pfahl mit einer den Reichsadler zeigenden Holztafel stand. Die Scenerie von Bimbia ist sehr schön, ja, man könnte sie sogar großartig nennen, obwohl sie doch noch weit hinter derjenigen der Ambas-Bucht zurücksteht. Der große Kamerun-

Berg iſt vom Strand aus, wegen der vorgelagerten Bimbia-Berge, nicht ſichtbar, wohl aber erhält man einen unvergleichlich ſchönen Ueberblick ſowohl über das Kamerun-Gebirge (wenn es ſich nicht, wie das meiſtens der Fall iſt, in Nebel hüllt) als auch über die engere und beſchränktere Scenerie von Bimbia, ſobald man nur ein kleines Stückchen weit in die See hinausfährt. Wendet man ſich dann wieder dem Feſtlande zu, als ob man gradeswegs in den ſogenannten Bimbia-Fluß, der in Wahrheit bloß ein ſeeartig erweiterter Mündungsarm des Mungo-Fluſſes iſt, hineinfahren wollte, ſo hat man zur Rechten die buſchreiche, bloß von einem einzigen Sierra Leone-Neger und deſſen Dienern bewohnte Nicol-Inſel. Alles dahinter und auch alles gradeaus gelegene Land iſt vollkommen flach und wird von zahlloſen mangrovebeſtandenen Waſſerarmen durchzogen, wie ich das bei der Beſchreibung des Flußgebiets von Kamerun des eingehendern zu ſchildern gedenke. Wendet man ſich aber nach links, ſo bieten die herrlich grünen, ſteil abſtürzenden und zahlreiche Buchten bildenden Bimbia-Berge mit den Rieſenkegeln des Mongo-ma-loba und des Mongo-ma-etinde im Hintergrunde einen bezaubernd ſchönen Anblick dar. Am Strande flattert über der einem ſchweizeriſchen Landhauſe gleichenden Factorei die ſchwarzweißrote Flagge und ein wenig weiter bergaufwärts lugen aus dem ſaftigen Grün des Waldes in anmutiger Weiſe die braunen Dächer der Eingebornenhütten hervor. Zu beiden Seiten der an einer etwas flachern Einbuchtung gelegenen Factorei brandet die See an ſchwarzen baſaltiſchen Geſtein. Fährt man den breiten und ſehr tiefen Bimbia-Fluß aufwärts, ſo bewahrt, während man an dem von König Williams Dorf durch den kleinen Bimbia-Bach getrennten Dorfe des Häuptlings Money und an Decullus Dorf vorübergleitet, die Scenerie etwa eine Stunde lang ihre bisherige Anmut. Dann aber treten auch zur Linken flache Ufer und eintöniges Mangrove-Dickicht auf.

Obwohl der ſogenannte Bimbia-Fluß (der, wie oben erwähnt, gar kein ſelbſtändiger Fluß iſt) auf weite Strecken landeinwärts ſogar von kleinern Kriegsſchiffen, wie z. B. die Möwe, befahren werden kann und bei durchweg tiefem Waſſer vortrefflich geſchützte Ankerplätze in Hülle und Fülle darbietet, ſo kann Bimbia doch keinesfalls als ein beſonders guter Hafen angeſehen werden, und zwar deshalb nicht, weil die Einfahrt durch eine zwiſchen ſeichtem



Der Götterberg

von der See aus gesehen. Nach eigner Zeichnung des Verfassers.

Wasser hindurchführende und mehrfach gewundene Rinne ohnehin sehr schwierig und außerdem grade bei dieser Einfahrt und namentlich in der Regenzeit die See allzu toll ist. Schiffe, die draußen in der See ankern wollen, werden allzusehr von einer schweren, jedes Lesen und Schreiben an Bord unmöglich machenden Dünung belästigt, Schiffe, die sich den nicht ganz zuverlässigen Angaben der Seekarten folgend einen Ankerplatz in der vom Festlande und der Nicol-Insel gebildeten Bucht aussuchen wollen, finden nach langem Loten heraus, daß die Wassertiefe zu gering ist, als daß nicht das Schiff bei einem Tornado und dem dadurch hervorgerufenen Seegang aufstoßen könnte. Bleibt also bloß, wenn ein Schiff während längerer Zeit einen angenehmen und geschützten Ankerplatz haben will, die Einfahrt in den Bimbia-Fluß, die jedoch doppelt schwierig ist, weil es an solchen Orten wie Victoria und Bimbia keine Lotsen gibt. Vielleicht werden die von der Möwe vorgenommenen eingehenden Messungen und Lotungen an diesen Verhältnissen einiges ändern. Es bleibt jedoch wahrscheinlich, daß Schiffe von größerm Tiefgang als die Möwe stets draußen in der See vor Anker gehen werden. Kleine Küstendampfer, wie z. B. die Dualla oder der englische Dampfer Redland, fahren für gewöhnlich bis auf einige Hundert Meter an ihre betreffenden Factoreien heran, pflegen aber dort, sobald sich eine tüchtige Brise erhebt, ganz fürchterlich zu rollen und zu schlingern.

Noch möchte ich, da einmal von Seesachen die Rede ist, erwähnen, daß an keinem Puncte dieser ganzen Küste so viel und mit solchem Erfolge gefischt wird wie bei Bimbia. Bis weit, weit in die offene See hinaus kann man die Untiefen und seichtern Stellen an jenen, einige Fuß über die Wasserfläche emporragenden und aus Holzgeflecht hergestellten Zäunen erkennen, die beim Fischfang der Schwarzen eine wenigstens ebenso große Rolle spielen wie die Netze. Mit Hülfe großer Netze werden die bisweilen in großen Scharen und Zügen erscheinenden Fische gegen die engmaschigen, halbkreisförmig gebogenen Zäune angetrieben und dann, wie dies auch bei der Togo-Lagune geschieht, mit großen Fischkörben herausgeschöpft. Die Bimbia-Leute besitzen eine für ihre Verhältnisse äußerst stattliche Flotte von großen Fischer-Canoes, und häufig bin ich nachts aufgewacht, wenn von allen in der Nähe liegenden Dörfern her der Klang der eigenartigen hölzernen Trommeln die Bewohner zu gemeinsamem Fischzug einlud.

Alsdann wimmelt der Strand, während die langen und schmalen Boote ins Wasser geschoben werden, von schreienden und jauchzenden Gestalten, unter denen Weiber und Kinder natürlich den meisten Lärm machen. Eine Stunde später sieht man die in der fahlen Beleuchtung dunkler Nächte und bei dem hier besonders starken Meerleuchten wie eine stattliche Armada sich abzeichnende Flottille hinausziehen. Die gefangenen Fische werden bloß zum geringern Teil frisch verzehrt, zum größern Teil dagegen getrocknet und in dieser Form auch als ein Handelsartikel von gar nicht zu unterschätzender Bedeutung an die weiter landeinwärts gelegenen Dörfer verkauft. Segelboote, wie sie bei den besonders seetüchtigen Bewohnern der kleinen spanischen Insel Corisco gebräuchlich sind, habe ich (ohne damit leugnen zu wollen, daß es deren doch vielleicht noch irgendwo geben mag) in den Kamerun-Gegenden niemals gesehen. Auch den Schwarzen von Bimbia ist das Rudern augenscheinlich viel vertrauter als das Segeln.

Wenn man in Europa hört und liest, daß große Nationen sich um den Besitz winzig kleiner, bloß von ein paar Weißen und einigen Hundert Schwarzen bewohnter Küstenplätze streiten, so mag das seltsam und beinahe lächerlich erscheinen. In Wahrheit aber bietet an solchen Plätzen die größere oder geringere Ziffer der Bevölkerung ganz und gar keinen Anhaltspunct für die Handelsbedeutung, um die es sich doch im Grunde genommen einzig und allein handelt. Wenn sich Portugiesen, Franzosen und die Association internationale bis vor kurzem um den Besitz von Banana und Kabinda stritten, so würde das in Anbetracht der höchst geringfügigen Bevölkerung kaum verständlich sein, wenn nicht eben Banana und Kabinda für africanische Verhältnisse Handelsplätze allerersten Ranges und auch nach europäischem Maßstab Handelsplätze zweiten, dritten oder vierten Ranges wären. Von ähnlichem Gesichtspunct aus muß die Bedeutung solcher Verschiffungsplätze wie Victoria, Bimbia, König Acquas Stadt, Malimba, Batanga u. s. w. beurteilt werden. So zählen beispielsweise die drei Dörfer von Bimbia insgesamt bloß höchstens 1000 Bewohner. Aber hinter einem jeden dieser 1000 Schwarzen, die beinahe sämtlich, Männlein sowohl wie der größte Teil der Weiblein, flinke und geschickte Händler sind, stehen wenigstens 10—15 sogenannte „Buschlente", d. h. Binnenlandsbewohner, die, ohne in directen Verkehr mit den Factoreien zu treten, Palmöl erzeugen

und Palmkerne sammeln. Wer africanische Verhältnisse verstehen und africanische Politik treiben will, sollte sich daran gewöhnen, wenn er den Wert und die Bedeutung der vielumworbenen Küstenplätze abschätzen will, von deren Bevölkerungsziffer ganz abzusehen und einzig und allein die Größe, die Fruchtbarkeit und die Bevölkerung jenes Hinterlandes, von dem der betreffende Hafenplatz seine Ausfuhrware erhält, in Rechnung zu ziehen.

Die Bimbia-Leute haben in frühern Zeiten nach zwei Richtungen hin Handel getrieben beziehentlich in zwei verschiedenen Gegenden ihre Buschleute gehabt, nämlich erstens der Küste entlang bis beinahe zum Rio del Rey und zweitens den sogenannten Bimbia-Fluß aufwärts in der Richtung nach Mbinga hin, von dem in einem spätern Aufsatze die Rede sein wird. Der Küstenhandel ist den Bewohnern von Bimbia, die sich aber noch immer als die Herren dieser Küstenstrecke betrachten, durch verschiedene Ursachen, namentlich durch die Entwicklung von Victoria und die wachsende Bedeutung von Alt-Calabar verloren gegangen. Um so eifersüchtiger wird neuerdings das Monopol des über Mbinga gehenden Handels bewacht. So häufig ich auch den Leuten versichern mochte, daß das eigene Interesse meiner Nation mich veranlassen werde, alles in meinen Kräften Stehende zu thun, damit der Handel des Gebirges nach dem deutschen Bimbia und nicht nach dem englischen Victoria gelenkt werde, so habe ich doch den tief im Grunde der Negernatur wurzelnden Argwohn nicht aus ihnen herauszutreiben vermocht. Bis ganz vor kurzem war die unterhalb König Williams Dorf gelegene Woermannsche Factorei die einzige im ganzen Lande Bimbia. Als aber ein schwarzer Commis des Woermannschen Geschäftes namens Johnson mit 6000 ℳ durchgebrannt war, nahm der in Kamerun wohnende englische Viceconsul Buchan diesen in seine Dienste und ließ durch ihn eine Factorei unterhalb des dem engländerfreundlichen Häuptling Money unterstehenden Dorfes anlegen. Woermann beabsichtigte schon längst in Moneys Dorf eine Factorei anzulegen, hat sich aber bisher durch die Wünsche der König Williams-Leute, die darin eine Beeinträchtigung ihrer Rechte sehen würden, davon abhalten lassen.

Die Bewohner von Bimbia, die körperlich ebenso wohlgebildet und fast noch kräftiger sind als die Dualla von Kamerun, gelten bei den Weißen als ein etwas gewaltthätiger Menschenschlag und

werden auch von den umwohnenden Schwarzen einer gewissen Wildheit und Unverträglichkeit bezichtigt. Ihre Sprache ist eine Mundart desselben Stammes, zu dem auch das Dualla und das Bakwiri gehören, und steht zwischen beiden in der Mitte, jedoch dem Dualla näher als dem Bakwiri. Es wäre daher sehr leicht möglich, daß die Bimbia-Leute, deren körperliche Erscheinung mehr an die Dualla als an die Bakwiri erinnert, ursprünglich Dualla gesprochen, aber durch langjährigen Verkehr mit den Bakwiri viele Worte derselben in ihre Sprache aufgenommen haben. Das Christentum hat, vielleicht durch das übertriebene Gerücht von deren Wildheit eingeschüchtert, noch keinen Versuch gemacht, sich unter den Bimbia-Leuten einzunisten.

Die Zusammengehörigkeit der drei Dörfer, von denen dasjenige des Königs William und dasjenige des Häuptlings Money je 40 bis 50 Hütten zählen mögen und Deculluſ Dorf etwa 30, ist seit dem Tode des alten Königs William, der über alle gemeinsam herrschte, eine mehr moralische als thatsächliche geworden. Die Nicol-Insel, deren einziger Bewohner sich Gouverneur zu benamsen pflegt, war früher Privateigentum des Königs Bell von Kamerun, ist aber durch Vertrag vom 11. Juli 1884 in den Besitz des Hauses Woermann übergegangen. Die Verwaltung des Bimbia-Landes, wenn man von einer solchen sprechen kann, ruht zur Zeit in den Händen von 9 Häuptlingen (Quaan, Ikongolo, Freeborn, John Prisso, Mate King William, Neverwish, Ndumbe King William, Charles Smart und Bimbia Prisso), womit es folgende Bewandtnis hat. Nach dem Tode des alten Königs William wurde, da der zum Thronfolger bestimmte Sohn bei Bota von Buschleuten erschlagen worden war und Bimbia Prisso, der nächstfolgende Thronerbe, nicht beliebt war, ein anderer Sohn namens Ndumbe King William als König anerkannt. Nach einiger Zeit aber, als das Volk mit ihm unzufrieden wurde, setzte man ihn wieder ab unter dem Vorwande, daß er der Sohn einer Sklavin und nicht von einer freien Frau geboren sei. Seit dieser Zeit hat man keinen neuen Versuch gemacht, die Zwischenherrschaft zu beendigen.

Quaan und Ikongolo sind unter den neuen Häuptlingen die einsichtigsten und auch die deutschfreundlichsten, ohne jedoch, gegenüber dem Neide der andern, mehr Aussicht auf Erlangung der Königswürde zu haben als diese selbst. Als Ikongolo den General-

conſul Dr. Nachtigal nach Mbinga, alſo zu den Buſchleuten von Bimbia, geführt hatte, wurde ihm der Tod angedroht, wenn das Handelsmonopol verloren ginge. Alles in allem ſind jedoch die Leute von König Williams Dorf den Deutſchen ſehr gewogen, während in Moneys Dorf, wozu auch Nakos Dorf gehört, der von dem ſchurkiſchen Johnſon genährte engliſche Einfluß noch immer ziemlich ſtark iſt.

Nachdem zwiſchen den Firmen C. Woermann und Jantzen und Thormählen einerſeits und den Häuptlingen der drei Ortſchaften anderſeits ein Vertrag zuſtande gekommen und dieſer Vertrag am 13. Juli 1884 vom Generalconſul Dr. Nachtigal beſtätigt worden war, wurde am 21. Juli die deutſche Flagge gehißt. Später (December 1884) beſcheinigten dann noch die neun Häuptlinge von Bimbia, daß der engliſche Conſul von Fernando Po u. ſ. w. im Jahre 1855 durch ſchriftlichen Act mit dem damals regierenden König William anerkannt habe, daß derſelbe Herrſcher bis zum Rumby-Fluß und auch von dem Territorium von Victoria ſei.

Der einzige in Bimbia lebende Weiße iſt der Woermannſche Agent, Herr Krohn, der mich mehrere Tage lang aufs liebenswürdigſte beherbergte und bewirtete und auch, ſeine Schwarzen zu Hülfe nehmend, die Nächte hindurch mit mir arbeitete, um die von mir benötigten Waren (meiſtens baumwollene Gewebe) auszuſuchen und zu verpacken. Herr Krohn verſicherte mir, daß das Klima bei weitem nicht ſo ſchlecht ſei wie dasjenige von Victoria, namentlich auch deshalb nicht, weil faſt ſtets eine erfriſchende Briſe die Luft kühle und reinige. Es gebe keine Sandflöhe und keine Moskiten und auch beinahe gar keine Sandfliegen (winzig kleine Moskiten von der Größe eines Stecknadelkopfes), wohl aber das überall in den Tropen ſich findende Gezücht von Kakerlaken, großen Spinnen u. ſ. w. Aus den friſchquellenden Bergwäſſern geſpeiſte Brunnen liefern vortreffliches und ſehr wohlſchmeckendes Trinkwaſſer, wohingegen die wenigen von den Eingebornen zu erſtehenden Lebensmittel, was überall an dieſer Küſte der Fall iſt, nicht bloß ſehr knapp, ſondern auch ſehr koſtſpielig ſind. So z. B. koſtet in Bimbia eine magere Ziege bis zu 60 ℳ. Die ſchlimmſte Seite eines Aufenthalts in Bimbia iſt der allzu große Ueberfluß an Regen. Es regnet beinahe täglich oder doch wenigſtens alle paar Tage einmal, und zwar in der ſogenannten Trockenzeit nicht

ſehr viel weniger als in der Regenzeit. Iſt jener einſpringende Winkel der Küſte, in dem Kamerun liegt, ohnehin ſchon der regenreichſte Teil von ganz Africa, ſo muß doch das am Abhang der letzten Gebirgs-Ausläufe gelegene Bimbia als ein wahres Regenloch angeſehen werden. Das Flußgebiet von Kamerun leidet in viel geringerm Grade unter dieſem Ueberfluß an Niederſchlägen, was wahrſcheinlich dadurch bedingt wird, daß das Gebirge die Wolken an ſich zieht und zurückhält.

Capitel VII.

Am Lagerfeuer im africanischen Urwald.

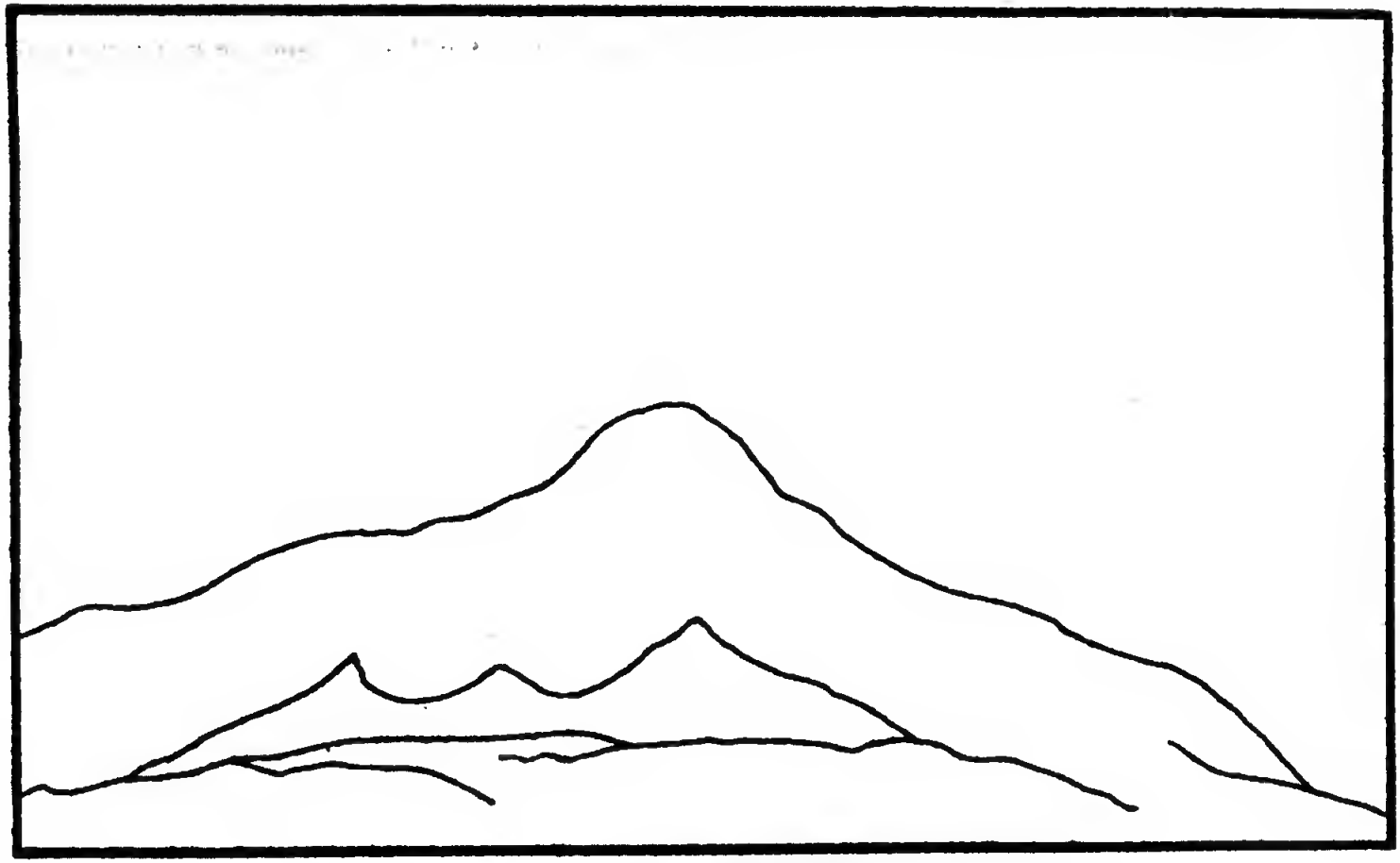
(Die höchste Bodenerhebung Westafricas. — Vorbereitungen. — Zehn Kru-Leute tragen 600 Pfund Gepäck. — Bota, Mokunda und Boando. — Höher als 500 Meter liegt an dieser Seite kein Dorf. — Die Gastfreundschaft des Häuptlings Mukumba. — Zweiter Tagemarsch. — Thomsons Wasserfall. — Das Nachtlager bei der Höhle. — Dritter Tagemarsch. — Die Arbeit des Buschmessers. — Eine Colonne von 25 Köpfen. — Die Grenze des Waldes. — Nach Manns Quelle.)

Ein eigentümliches Geschick wollte es, daß ich die schon in Deutschland von mir beabsichtigte Besteigung des großen Kamerun-Berges grade mit dem Mann unternehmen sollte, der alles, was in seinen Kräften stand, gethan hat, damit das seiner geographischen Lage nach zum deutschen Kamerun-Gebiet gehörige Gebirge unter englische Schutzherrschaft gelange. Herrn Rogoziński hatte ich auf einem englischen Dampfer in Klein-Povo kennen gelernt und die gemeinsame Besteigung mit ihm verabredet. Auf der in der Ambas-Bucht gelegenen Insel Mondoleh, von wo aus wir die letzten Vorbereitungen trafen, gesellte sich alsdann noch Rogozińskis Begleiter, der Pole Jankowski, zu uns. Ich will gleich hier erwähnen, daß trotz aller politischen Interessenverschiedenheit, aus der beide Parteien kein Hehl machten, die persönliche Liebenswürdigkeit meiner beiden Reisegefährten während der ganzen Dauer des Unternehmens nicht das geringste zu wünschen übrig ließ.

Ehe ich auf das Nähere eingehe, mögen ein paar Bemer-

kungen über das Gebirge, von dem in den nächſten Capiteln die Rede ſein wird, hier folgen. Der große Kamerun-Berg, welcher bloß einer von den auf mehrere Hundert bezifferten Gipfeln des Gebirges iſt, ſtellt die höchſte Bodenerhebung im Weſten Africas und, ſoweit bisher unſere Kenntnis reicht, nächſt dem Kilimandſcharo (im Oſten) die höchſte in ganz Africa dar. Das Kamerun-Gebirge gleicht in mancher Beziehung dem abeſſiniſchen Hochlande im Oſten Africas, nur iſt dieſes weſtafricaniſche Gebirgsland einesteils viel höher und andernteils viel weniger umfangreich. Die neueſten Berechnungen beziffern die Höhe des großen Kamerun-Berges auf 4190 m und den Flächeninhalt des ganzen Gebirges auf etwa 500 qkm. In der Regenzeit hat man von der Küſte und auch von Fernando Po aus auf dem Gipfel des großen Kamerun-Berges häufig Schnee bemerkt. Ob die vulcaniſche Thätigkeit des Kamerun-Gebirges völlig erloſchen iſt und ſeit wann, hat bisher nicht feſtgeſtellt werden können. Burton ſah 1862 eine rauchende Solfatara, die meine Begleiter und ich 23 Jahre ſpäter nicht haben auffinden können. Auch wollen Capitän und Paſſagiere eines Dampfers noch im Jahre 1868 einen vulcaniſchen Ausbruch beobachtet haben. Meines Erachtens wird wohl bei dieſer Angabe irgend ein Irrtum vorliegen. Der Krater des großen Kamerun-Berges iſt jedenfalls ſeit ſehr langer Zeit nicht mehr thätig geweſen. Aber Herr Comber, der lange am Fuße des Kamerun-Berges gelebt hat, äußerte, als er ſich auf der Durchreiſe vom Congo nach Europa einige Tage in Victoria aufhielt, mir gegenüber die Anſicht, daß doch wohl noch von Zeit zu Zeit der eine oder der andere unter den zahlreichen kleinen Kraterkegeln des Kamerun-Gebirges thätig ſein könne.

Die Beſteigung des großen Kamerun-Berges iſt mehrmals verſucht worden, aber vor Rogozinski und mir bloß dreimal geglückt. Merrick erreichte 1847 über die Grenze des Urwaldes hinaus gelangend die offenen Grasflächen, die den ganzen obern Teil des Gebirges bedecken, wurde dann aber durch Kälte und Durſt zurückgetrieben. Das gleiche widerfuhr 1860 dem in engliſchen Dienſten ſtehenden Botaniker Mann. Als 1861 der bekannte Africareiſende Conſul Burton die Beſteigung unternahm, fußte er auf den von den engliſchen Baptiſten-Miſſionaren zu Victoria ſeit längerer Zeit eingezogenen und angeſammelten Erkundigungen. In ſeiner Begleitung haben auch Herr Mann und der Spanier Calvo den



Der Götterberg

von Bimbia aus gesehen. Nach eigner Zeichnung des Verfassers.

Gipfel des Kamerun-Berges erreicht. Burton brach am 19. December 1861 auf, verweilte allein fünf Wochen bei Manns Quelle, von der später die Rede sein wird, und kehrte am 2. Februar 1862 wieder zurück. Im April 1877 will dann noch der englische Missionar Comber auf einer achttägigen Reise den Gipfel des Götterberges erreicht haben. Aber da er alle seine Leute mit Einschluß des Führers Silva sehr weit unten zurückließ und auch niemals etwas Ausführlicheres veröffentlicht hat, so schwebt über dieser Besteigung ein gewisses Dunkel. Als dritte Besteigung ist diejenige unseres Landsmannes Flegel und des Engländers Kirk (14. Februar 1879) zu verzeichnen, die nicht weniger als 13 Tage in Anspruch nahm. Am ausführlichsten hat den Kamerun-Berg Burton beschrieben, aber sein Buch ist vergriffen und dürfte auch, da es für seinen Umfang von zwei Bänden doch gar zu wenig Inhalt hat, kaum mehr in neuer Auflage gedruckt werden.

Die Besteigung des Kamerun-Berges ist noch immer eine große Sache, zu deren erfolgreicher Durchführung viele Vorbereitungen, viel körperliche Kraft, viel Ausdauer und einiges Glück gehören. Die Schwierigkeit des Unternehmens beruht auf der großen körperlichen Anstrengung, die infolge der Treibhaustemperatur doppelt fühlbar wird, auf dem Kampfe gegen die Uebervorteilungsgelüste des menschlichen und die Angriffe des tierischen Ungeziefers, jener Sandfliegen, Ameisen, Skorpione u. s. w., die in geringern Höhen überaus häufig sind, auf den Unbilden des von Urwald überwucherten und teilweise sehr steilen Weges, sowie vor allem auf der Notwendigkeit, nicht bloß Lebensmittel, sondern auch Wasser durch schwarze Träger mitschleppen zu lassen. Die Lebensmittel, die man bis zur Höhe von 1500 oder 2000 Fuß zu hohen Preisen von den Eingebornen erstehen muß, beschränken sich auf Hühner, Coca, Yams, Palmwein, Plantanen sowie vielleicht ab und zu ein Spanferkel. Die Schwierigkeiten des Unternehmens würden wesentlich verringert werden, wenn es nur ein Haus gäbe, wo man unbelästigt von den Eingebornen und dem Ungeziefer ruhig übernachten könnte.

Unsere Expedition war die erste, die jemals von Bota aus den Kamerun-Berg bestiegen hat. Meine Vorgänger hatten die Besteigung von Victoria aus unternommen, und zwar über Mokunda, Boando und Manns Quelle. Der steilste Weg ist derjenige über Mapanja, der am sanftesten ansteigende der von

Rogozinski und mir gewählte über Bota und Boando. Dieser letztere hatte allerdings den Nachteil, daß jener Fußpfad, den einmal schwarze Jäger in den Urwald eingeschnitten haben mochten, längst wieder zugewachsen war und wir uns demnach selbst eine Straße eröffnen mußten.

Die Ausrüstung für unsere Expedition besorgte ich teils in Fernando Po, teils in Victoria. Für uns Europäer wurden hauptsächlich europäische Fleischconserven, Biscuits und Wein (in einer 17 Flaschen enthaltenden Demijohn-Flasche), zu Geschenken für die Eingebornen Zeuge und Blättertabak und als Nahrung für die zehn von Herrn Rogozinski gestellten schwarzen Träger 120 Pfund Reis sowie etwas Rum mitgenommen. Eine besondere Schwierigkeit bestand darin, unsere Schwarzen, die an das kältere Klima des Gebirges nicht gewöhnt waren, mit wärmenden Kleidungsstücken und Decken auszustatten. Da ich in Fernando Po und Victoria eine hinreichende Anzahl von Wolldecken nicht hatte auftreiben können, so waren wir gezwungen, deren an den verschiedensten Orten zu leihen. Unser gesamtes Gepäck wog beim Aufbruch etwas weniger als 600 Pfund und wurde in zehn ungefähr gleiche Lasten verteilt. Als Führer sollte uns derselbe in Angola geborene, aber in Victoria lebende Schwarze namens Silva dienen, der bereits Herrn Comber wenn nicht zur Spitze, so doch sehr hoch hinauf begleitet hatte.

In einem von der Baptisten-Mission zu Victoria leihweise überlassenen Brandungsboot fuhren wir am frühen Morgen des 8. December von der Insel Mondole zu dem westlich von Victoria am Festlande gelegenen Dorfe Bota hinüber. Die Hütten dieses ersten von mir besuchten Bakwiri-Dorfes fand ich schlecht gebaut und den sogenannten König John, der sein Land durch Privatvertrag an Rogozinski abgetreten hat, trotz seiner bleiernen Krone ziemlich albern. Aber diese ersten peinlichen Eindrücke, die man überall in Africa empfängt, mildern sich nach meiner Erfahrung, sobald man erst etwas näher mit den Leuten bekannt wird. Von Bota, wo wir auch unsere Kru-Leute mit Alpenstöcken ausrüsteten, waren wir bis zum nächsten Dorfe Mokunda oder Mukunda, und zwar mit einmaliger kurzer Rast, $1^1/_2$ Stunden unterwegs. Es ging beständig durch ein tiefes, jede Aussicht abschneidendes Meer von Vegetation, das mir unbeschreiblich schön und unbeschreiblich üppig erschien. Daß menschlicher Einfluß sich bis

hierher erſtrecke, bewieſen die Oelpalmen, mit denen das dichte Gewirr von Bäumen und Lianen durchſetzt war, das bewieſen auch die vielen Tauſende und aber Tauſende am Erdboden verfaulender Orangen.

Aber der Marſch war, von einigen quer über den Weg liegenden ſchwarzen Schlangen ganz abgeſehen, äußerſt unangenehm und beſchwerlich, trotzdem es einſtweilen gar nicht beſonders ſteil bergan ging. Man denke ſich eine Beſteigung des Montblanc bei der Temperatur eines wohlgeheizten Palmenhauſes. Zufällig war es auch noch ein außergewöhnlich warmer Tag, denn als wir gegen 10 Uhr morgens von Bota abmarſchirten, zeigte das Thermometer 35° Celſius im Schatten. Bei der Annäherung an Mokunda lieferten uns einige mit Steinſchloßgewehren bewaffnete Schildwachen ſowie die breiten in den Wald gehauenen Lichtungen (durch welche die unbemerkte Annäherung des Feindes verhindert werden ſoll) den Beweis, daß hier Kriegszuſtand herrſche. Die Leute von Mokunda hatten das Unglück gehabt, durch Fahrläſſigkeit einen zu einem andern Dorfe gehörigen Mann zu töten, und befürchteten nun, daß nach dem Landesbrauch, gleiches mit gleichem zu vergelten, auch ihnen ein Mann weggefangen werde. Etwa eine halbe Stunde oberhalb Klein-Mokunda liegt ein anderes Dorf namens Groß-Mokunda. Eine eigentliche Grenze zwiſchen beiden läßt ſich aber nicht feſtſtellen, da alle Bakwiri-Dörfer bloß aus weit zerſtreuten, einen ungeheuren Flächenraum bedeckenden Gehöften beſtehen.

Als wir in Klein-Mokunda unter dem ſchattigen Dach eines Baumes Halt machten, umdrängten uns die Leute mit einer jeder Beſchreibung ſpottenden Unverfrorenheit. Ich fand die in allen möglichen Zeichnungen tätowirten Bakwiris und namentlich die Weiber viel häßlicher als das Volk an der Sklavenküſte und fühlte mich auch durch ihre Bettelei angewidert. In der Farbe und im Körperbau vermochte ich keinen weſentlichen Unterſchied zu entdecken, wie denn überhaupt dem von linguiſtiſchen Studien noch nicht beeinflußten der in allen Geographiewerken aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen echten und Bantu-Negern zunächſt nicht recht einleuchten will. Im großen Publicum iſt, glaube ich, die Anſicht verbreitet, daß die Bantu-Völker von Hautfarbe heller ſeien als die eigentlichen Neger. Ich aber habe nichts dergleichen herauszufinden vermocht. Ganz ſchwarze Neger gibt es ja wohl über-

haupt nicht; die schwärzesten, die ich selbst gesehen habe, waren diejenigen von Senegambien, aber das Braun der Neger an der Sklavenküste ist weder dunkler noch heller als dasjenige der Bakwiri. Eine der eigentümlichsten Erscheinungen unter den Negern sind die Albinos, deren Hautfarbe genau eben so hell ist, wenn nicht heller, als diejenige eines deutschen Mannes oder einer deutschen Frau. Zufällig sah ich in Mokunda ein entkleidetes Albino-Weib, das mit ihrer hellen, rosarot angehauchten Haut und ihrem hellblonden Wollhaar das Gefühl der Nacktheit genau ebenso stark hervortreten ließ, wie dies bei einer europäischen Frau der Fall gewesen sein würde. Bei Negern, die keine Albinos sind, ist das etwas anderes; ihre Hautfarbe ist so dunkel, daß man sich ihrer Nacktheit kaum bewußt wird. So lange wir in Mokunda beim Frühstück saßen, wurden wir von den winzig kleinen, die Größe eines Stecknadelkopfes kaum erreichenden Sandfliegen, welche im Vergleich zu ihrer Größe das blutgierigste unter allem geflügelten Ungeziefer zu sein scheinen, aufs äußerste belästigt. Auffallenderweise stechen sie bloß dann, wenn man ruhig an einem und demselben Orte bleibt, während die leiseste Bewegung oder die leichteste Brise sie verscheucht.

Der Marsch von Mokunda bis Boando, dem am höchsten gelegenen Dorfe an dieser Seite des Gebirges, dauerte mit Abrechnung eines drei- bis viermaligen Aufenthaltes zum Rasten $2^1/_2$ Stunden. Es ging beständig über vulcanisches Gestein oder dunkelbraunen Lehm bergauf und bergab. Bäche sahen wir zwischen Bota und Boando nicht, wohl aber passirten wir Thäler, durch die wohl zur Regenzeit reißende Bergbäche dahinsausen mögen. Die Vegetation war, da ja die Regenzeit erst eben zu Ende gegangen war, unbeschreiblich üppig, aber die große Menge der vermodernden Pflanzenstoffe verbreitete einen nichts weniger als angenehmen und an unsere Kirchhöfe erinnernden Verwesungsgeruch. Man schreitet durchweg in engem Gange dahin, sei es zwischen hohem Schilf oder Riedgras, das sich zwischen unsern Köpfen zusammenschließt, sei es zwischen Buschwerk, sei es zwischen den von hohen Palmen, Akazien oder africanischen Eichen herunterhängenden Lianen, die, wo sie den Weg versperren, mit dem Buschmesser durchhauen werden müssen. Anders als auf den schmalen Fußpfaden und im Gänsemarsch vorzudringen würde hier, wo der Pflanzenwuchs so äußerst dicht ist, ganz unmöglich

sein. Auf der letzten Strecke vor Boando ging es so äußerst steil bergauf und auf schlüpfrigen Pfaden wieder bergab, daß wir unsere Alpenstöcke dringend nötig hatten. Uebrigens merkt man schon in Mokunda an der Häufigkeit der Bergstöcke, daß hier ein an Gebirgsreisen gewohntes Volk wohnt.

Unsere bevorstehende Ankunft in Boando war den Einwohnern schon vorher durch Trommelsignale angezeigt worden. Alle Bakwiri-Dörfer sind, jedes für sich, vollkommen unabhängig und werden von einem oder mehrern Häuptlingen verwaltet, deren Würde unter gewissen Einschränkungen erblich ist. In Boando gibt es zwei Häuptlinge, Monika und Mukumba, von denen der erstere sich wegen seiner Händelsucht keines besonders guten Rufes erfreute. Wir kehrten daher bei Mukumba ein, fanden aber am folgenden Tage, daß Monika denn doch noch vorzuziehen gewesen sein würde. Den einzigen Raum in Mukumbas Haus, dessen Fußboden aus gestampftem Lehm bestand, mußten wir mit des Häuptlings zahlreicher Familie, mit unsern Kru-Leuten, mit vielen Ziegen, Hunden und Hühnern und wahrhaft zahllosen Ratten teilen. Vermittelst unserer Gepäckstücke grenzten wir einen kleinen Raum für uns selbst ab, ließen einige von den niedrigen geschweiften Stühlen der Eingebornen dorthin tragen, legten Bretter darüber, verschafften uns auch einige Matten und machten uns solchergestalt mit Hülfe unserer Decken ein gar nicht so übles Lager zurecht.

Aber sollte man es für möglich halten, daß unser Wirt Gäste einlud, bloß um uns Stunde um Stunde lang anzuglotzen? Von allen Dingen, die einem hierzulande zugemutet werden, sind mir wenige so schwer geworden, als mich vor den Augen einiger Dutzend unverschämter und unzüchtiger Weiber und Mädchen von Kopf bis zu Fuß umzukleiden, wie das nach einem tüchtigen Marsch in diesem Klima aus Gesundheitsrücksichten durchaus notwendig ist. Leute, die länger im Lande gelebt haben, lachen über solches Zartgefühl, aber wer frisch aus Europa kommt, kann diese Empfindung nur schwer überwinden. Ich habe, wenn ich Hunger hatte, frischweg Palmöl-Suppe gegessen, trotzdem ich die unappetitliche Art der Zubereitung kannte; aber ich habe auch stundenlang mit dem Umkleiden gewartet in der Hoffnung, daß jener Kreis von Frauen und Mädchen, die grade darauf lauerten, sich zerstreuen würde. Solche Hoffnung ist vergebens. Da jedes Haus

bloß aus einem Raume besteht, so kann man den Zustrom der Leute nicht verhindern, und derjenige, der Land und Leute kennt, versucht kaum noch die zudringlichen Gäste zu beseitigen.

Die Lage von Boando ist nicht übel, und wie ich das schon mehrfach an andern Orten zu beobachten Gelegenheit hatte, haben die Neger auch hier einer Art von natürlicher Terrasse, von der aus man die hübscheste Aussicht hat, durch Lichten des Waldes und Buschwerks ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Kokospalmen und Bananen gedeihen zwar hier in einer Höhe von 500 Meter noch recht gut, bringen aber keine Frucht mehr. Ueber Boando hinaus, d. h. in größerer Höhe, habe ich keine Palmen mehr gesehen, obwohl ich nicht leugnen will, daß deren im Walde versteckt noch vorkommen mögen. Der Ackerbau der Boando-Leute, der sich auf die Anpflanzung von Coca, Yams und Bataten beschränkt, muß sehr eingeschränkter Natur sein; wenigstens wollten sie uns trotz hoher Preise, die wir boten, nichts von ihren Bodenerzeugnissen verkaufen. Sie behaupteten, dieselben reichten grade eben noch für den eigenen Bedarf aus. An Kühen, Ziegen und räudigen Hunden schien dagegen kein Mangel zu sein. Die in sehr viel geringerer Zahl vorkommenden Schafe sind hier im Gebirge Fetisch und werden weder gegessen noch überhaupt geschlachtet. Man macht sich dagegen gar kein Gewissen daraus, sie zu verkaufen. Als großer Leckerbissen gelten Hunde, die hier in einer besonders häßlichen und schäbigen Spielart vorkommen.

So zauberhaft schön das Land selbst ist, so wenig war ich von seiner Bevölkerung entzückt. Dicke Bäuche, schlechte Waden, häßliche Tätowirung: so stellt sich dem neu Ankommenden der Typus der Bergbewohner dar. Lebt er aber erst ein paar Tage unter ihnen, so findet er auch kräftige und wohlgebildete Gestalten heraus, an deren Formen und Muskelbildung nur wenig auszusetzen sein dürfte. Ich erwähne alles dies, weil ich schon mehrfach an mir selbst beobachtet habe, wie der erste nachteilige Eindruck, den ich von verschiedenen Negerstämmen erhielt, sich im Laufe der Zeit immer mehr abgeschwächt und gemildert hat. Der Schmuck der Bakwiri — das Wort ist eine Pluralform und bedeutet Buschleute — ist barbarisch wie ihr ganzes Aussehen, er besteht außer wertlosen Perlen aus Pflöcken in den Ohren und bisweilen auch aus roten Federn im Haar. Die Schilderung, welche der verstorbene Buchholz vom Bakwiri-Volk, seinen Sitten

und seiner Lebensweise gemacht hat, fand ich vollkommen zutreffend. Die Cultur dieses Negerstammes steht in Bezug auf Sitten, Arbeitsamkeit, Gerätschaften, Bau der Häuser u. s. w. bedeutend niedriger als diejenige des Ewe-Volkes an der Sklavenküste, von dem ich grade herkam. Die Hütten hier oben sind sehr viel schlechter als diejenigen, die ich an der Sklavenküste gesehen hatte; rechteckig, aus Bambusgeflecht oder den Blattstielen der Raphiapalme und schlechtem Fachwerk hergestellt, mit Dächern aus gespaltenen Bambusstangen und Bambusblättern, würden sie mit schweizerischen Sennhütten verglichen werden können, wenn sie nicht noch sehr viel einfacher wären.

Die Kleidung der unverheirateten Frauenzimmer, die nicht bloß einen Shlips, sondern ebenso wie die verheirateten ein Hüftentuch tragen, ist weniger unzureichend, aber bei dem zerrissenen Zustande, in dem sich die meisten Hüftentücher befinden, auch weniger reinlich als diejenige der jungen Mädchen an der Sklavenküste. Die Bakwiri sprechen eine vom Dualla-Idiom des Kamerunflusses mundartlich etwas verschiedene Sprache; die Unterschiede, obwohl nicht ganz unbedeutend, hindern nicht, daß ein Bakwiri bei aufmerksamem Zuhören einen Dualla verstehen kann. Ueber die Religion der Leute habe ich eingehende Erkundigungen nicht einzuziehen vermocht; Götzen, ähnlich den an der Sklavenküste zu Tausenden vorhandenen, gibt es hier augenscheinlich nicht, wohl aber sah ich mehrfach ganz kleine eingefriedigte und bloß einige Fuß hohe Buschcomplexe, vor denen man einem Gotte des Waldes und der Wildnis huldigen soll.

Nachdem wir als Zeichen innigster Freundschaft ein halbes Hundert unsaubere Pfoten hatten drücken müssen, wurde uns nicht ohne einen gewissen Pomp ein mageres Spanferkel überliefert. Das klingt recht schön, aber der geneigte Leser möge nicht vergessen, daß jeder Neger, und sei er der beste, solche Geschenke stets und unabänderlich bloß deshalb macht, weil er eine größere Gegengabe zu erhalten hofft, als er sie füglich als Kaufpreis hätte fordern können. Unser Geschenk bestand in einigen Bündeln Tabak, der ohne Verzug getrocknet und zu Schnupftabak zerstampft wurde. Alle Bakwiri sind starke Schnupfer und führen den benötigten Tabak in eiförmigen hölzernen Gefäßen mit sich. Gab ich ihnen dagegen eine Cigarre, so wußten sie nichts damit anzufangen, und dem Häuptling Monika, der auf meinen Vor-

schlag geneigt schien, seinen Namen in Harmonika zu verändern, widerfuhr es mehrfach, daß er das verkehrte, bereits angezündete Ende in den Mund steckte.

Die Nacht in Boando verlief nicht grade angenehm, denn wenn auch der erstickende Qualm des die ganze Nacht hindurch brennend erhaltenen Feuers die Sandfliegen und das sonstige geflügelte Ungeziefer verjagte, so erwachte ich doch jeden Augenblick wieder, wenn eilfertige Ratten ihre langen Schwänzchen über mein Gesicht gleiten ließen. Schon seit vielen Tagen war mein Kopf schwer von angesammeltem Fieberstoff, gegen den meine gute Constitution vergeblich ankämpfte. Gegen Morgen nun bedeckte sich während weniger Stunden mein Körper (besonders Gesicht und Hände) mit Hunderten von erbsengroßen und scharlachroten Flecken, die mir anfänglich Besorgnis einflößten, zu denen mich aber meine Begleiter beglückwünschten, weil bei einzelnen Naturen das Fiebergift in dieser ungefährlichen und wenig unangenehmen Form aus dem Körper ausgeschieden werde. Meine Begleiter nahmen jeden Vormittag als Präventivmittel eine starke Dosis Chinin, und zwar in einem Glase Bier, weil auf diese Weise der unangenehme bittere Geschmack des Arzneimittels am wenigsten hervortritt.

Die Temperatur betrug in Bota um 10 Uhr morgens 35° C., in Klein-Mokunda um 1 Uhr mittags 31° C., in Boando um 6 Uhr abends 27° C. und ebendaselbst am nächsten Morgen um 6 Uhr 23° C.

Unser Führer, ein in Victoria lebender Schwarzer namens Silva, hatte 1877 Herrn Comber bei dessen Besteigung des Kamerun-Berges begleitet und dann ein paar Jahre lang in Missionsdiensten am Congo gelebt. Er behauptete, den Weg ganz genau zu kennen, aber schon beim Aufbruch von Boando stellte es sich heraus, daß dem nicht so war, und mit dem Aufsuchen und Mieten eines Hülfsführers verloren wir beinahe einen halben Tag. Es zeigte sich also doch, daß man die Besteigung ganz ohne Hülfe der Eingebornen nicht unternehmen kann. Mehrere Versuche, zum Gipfel des großen Kamerun-Berges vorzudringen, sind an dem Aberglauben der Eingebornen gescheitert, nach deren Ansicht Gott selbst auf dem Gipfel thront und kein Sterblicher denselben ungestraft ersteigen darf. Indem mir als Träger Krn-Leute mitnahmen, die von diesem Aberglauben nichts wissen,

machten wir uns in Bezug auf den wesentlichsten Punct unabhängig von den Eingebornen. Noch aber blieb die Frage des Führers. Wir lösten dieselbe, indem wir, und zwar für je zwei Faden Zeug und ein Bündel Tabak vier Leute mieteten, die gleichzeitig als Wegweiser dienen und einen Pfad durch den Urwald bahnen sollten. Aber wer sollte glauben, daß es, um dies zu erreichen, einer erregten Unterhandlung von mehrern Stunden bedurft hätte? Meine Vorgänger bei der Besteigung des Kamerun-Berges haben noch weit mehr als ich mit den unverschämten Forderungen, der Hinterlist und den tausend Finten der Eingebornen zu kämpfen gehabt. Und doch kann man in diesem undurchdringlichen Urwald, wo einer der halb zugewachsenen und ins Endlose sich schlängelnden Fußpfade dem andern gleicht, der Dienste dieser Eingebornen nicht entraten. Sie würden es nicht wagen, einem Europäer mit Waffengewalt entgegenzutreten, aber wenn man sich nicht trotz aller Hinterlist und aller Finten auf guten Fuß mit ihnen stellte, würden sie weder Führer geben noch Nachtquartier in ihren Hütten gewähren und außerdem den Führer und die als Träger dienenden Schwarzen einzuschüchtern suchen.

Um als Forschungsreisender in Africa etwas zu erreichen und nicht bloß auf die Küste beschränkt zu bleiben, muß man eine tüchtige Portion Geduld und in zweiter Linie Humor besitzen. Wie häufig zuckte es in meinen Nerven, die Hand, die ich in die schmutzige Pfote solcher hinterlistigen Canaille legen sollte, zu ganz anderm Thun zu gebrauchen. Aber ich habe mich stets am besten dabei befunden, wenn ich diesen Antrieben nicht folgte, wenn ich mir vorstellte, daß auch alle meine Vorgänger durch dieses selbe elende und langweilige Vorspiel endloser nnd zweckloser Unterhandlungen haben hindurchgehen müssen. Wenn der Schwarze sich bloß ein hohes Geschenk erpressen wollte, so würde das nicht einmal das schlimmste sein, aber er selbst kennt keine Eile und kein größeres Vergnügen, als ohne Zweck und Ziel den feuereifrigen Europäer um ein paar Tage Zeit zu betrügen. Wenn irgendein Hindernis im Wege steht, wenn der Führer den Weg nicht kennt oder was dergleichen mehr ist, so wird man das niemals rechtzeitig, um Abhülfe schaffen zu können, sondern erst, wenn alles fertig und zum Aufbruch bereit ist, erfahren. Und leider ist die Maschinerie des Reisens mit menschlichen Trägern, für die man in aller und jeder Weise sorgen muß, ohnehin schon

ſo unbeſchreiblich ſchwerfällig. Aber trotz aller Schattenſeiten im Charakter und in den Sitten der Schwarzen bleibe ich dabei, daß ſie nicht bösartig ſind, daß man leichter mit ihnen auskommen kann als mit irgendwelchen andern Naturvölkern.

Nachdem ſchließlich alle Schwierigkeiten geregelt waren und unſere kleine Karawane ſich in Bewegung hatte ſetzen können, ging es wiederum bergauf und bergab durch dichten, ſchattigen Urwald, der ſo feucht war, daß man am Grunde des Meeres durch die dortige üppige Tang-Vegetation zu marſchiren glaubte. In Europa macht man ſich von ſolchem Urwald eine viel zu romantiſche Vorſtellung; der wirkliche Urwald verhält ſich zu dem bildlich dargeſtellten wie eine Theater-Vorſtellung hinter den Couliſſen zu einer ſolchen vor den Couliſſen. Da alle Krus ihre Laſten nicht wie die Bakwiri auf dem Rücken, ſondern auf dem Kopfe tragen, ſo erwies ſich der halb zugewachſene Gang, den vordem ſchwarze Jäger durch dieſes Dickicht geſchlagen haben mochten, als zu niedrig und mußte jeden Augenblick erweitert werden, wodurch unſer Vordringen ſich arg verzögerte.

Eriodendren oder Bombaxbäume waren auch hier die Rieſen des Waldes. Ab und zu ging es aber auch einmal durch Dickichte von Blattpflanzen, die von doppelter Mannshöhe ſein mochten. Auffallend mannigfaltig waren auf dieſer Strecke des Weges die Moosarten, deren wir binnen kürzeſter Zeit einige Dutzend hätten zuſammenbringen können. Obwohl es bei weitem nicht ſo ſteil wie am Tage vorher aufwärts ging, ſo war dennoch der Marſch äußerſt anſtrengend, teils der Hitze, teils der Natur des Bodens wegen. Als wir einmal auf einer Strecke von wenigen hundert Schritten über Felsgeröll marſchirten, merkte ich eine außerordentliche Erleichterung. Der ganze übrige Marſch war ein beſtändiges Stolpern über die von verweſenden Pflanzenreſten überdeckten Baumwurzeln, wozu jede paar Minuten die Notwendigkeit, über umgeſtürzte Baumſtämme hinüberzuklettern, hinzukam. Unſere Krus, obwohl lauter auserleſene und beinahe herculiſche Leute, ſchwitzten unter ihren Laſten von je 50 bis 60 Pfund wie ein Rennpferd am Ziele.

Immer häufiger wurden nunmehr die Elefantenſpuren. Wir ſahen deren ſowohl ganz friſche als auch altausgetretene Pfade mit tiefen Löchern. Bei den friſchen Pfaden war die Form der Füße deutlich ausgeprägt; mehrfach ſahen wir dabei friſchen Elefanten-

kot, und das in der Form einer Rinne niedergebogene Buschwerk veranschaulichte sowohl die Kraft dieser Dickhäuter als es den Beweis lieferte, daß dieselben hier wohl eher vereinzelt als in großen Rudeln umherstreifen.

Sehr häufig sahen wir die roten Beeren jener wildwachsenden Kaffeepflanze, aus der wahrscheinlich durch Veredlung der Liberia-Kaffee entstanden ist. Da der Gedanke, als ob hier im Urwalde und in niemals bewohnt gewesenem Lande jemals Kaffee gepflanzt worden sei, vollkommen ausgeschlossen ist, so muß also der Kaffee wohl hier einheimisch sein. Uebrigens soll in dieser und in mancher andern Hinsicht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Pflanzenwelt Abessiniens und der des Kamerun-Gebirges bestehen.

Urplötzlich gegen 11 Uhr morgens begann dichter Nebel uns zu umlagern und etwas später folgte ein Regenguß, der den Urwald nicht grade gangbarer machte. Da das Tragen hoher Lederstiefel mich allzu sehr ermüdete, so hatte ich trotz der Gefahr, von Schlangen oder Skorpionen gestochen zu werden, dünne Zeugstiefel angelegt, die aber bald völlig durchnäßt waren und kurz nachher in Fetzen vom Fuße herunterhingen. Um 12 Uhr wurde unter hohen Bäumen an einem freien runden Platze Halt gemacht, um Reis für die Schwarzen und Corned Beef für uns Europäer kochen zu lassen. Die Krus machen jedesmal ganz vergnügte Gesichter, sobald sie ihre Lasten zu Boden setzen und die Lianenschnüre, womit einzelne lose Sachen an die Koffer befestigt sind, lösen dürfen.

Als nach 1½stündigem Aufenthalt abermals aufgebrochen wurde, marschirten wir lange Zeit ohne zu steigen auf einer ausgedehnten Terrasse und hatten beständig den bis zum Gipfel bewaldeten und nie bestiegenen kleinen Kamerun-Berg (1500m), der wahrscheinlich niemals ein Vulcan gewesen ist, zur Linken. Als wir uns dem von Thomson entdeckten Wasserfall des kleinen zwischen Cap Limbo und Cap Debundscha mündenden Kelle-Flusses bis auf einige Kilometer näherten, wurden Leute ausgesandt, um in großen korbumflochtenen Flaschen (Demijohns) Wasser zu holen — eine Vorsicht, die sich, da wir erst am nächstfolgenden Abend Manns Quelle erreichten, als sehr nützlich erwies.

Nachdem wir an diesem Tage nach Abrechnung jedes, auch des kleinsten Aufenthalts 3 Stunden marschirt waren (am Tage vorher 3¾ Stunden), trafen wir um halb 5 Uhr nachmittags

auf einem freien, runden, auch wieder von hohen Bäumen überragten Platze ein, hinter dem sich eine kleine Höhle befand. Obwohl wir bis Sonnenuntergang noch 1½ Stunden hätten marschiren können, so riet Silva dennoch, diesen günstigen Ort zum Nachtquartier zu benutzen. Nachdem Weiße und Schwarze durch kurze Rast etwas mehr Kräfte gesammelt hatten, wurde die Zeltleinwand ausgepackt und es wurden Leute mit Buschmessern ausgesandt, um Brandholz und Zeltstangen zu hauen. Außer uns drei Weißen sollten der Führer und der Hauptmann der Kru-Leute im Zelt, die übrigen Schwarzen dagegen in der Höhle schlafen. Wir ließen alle zehn Gepäckstücke ins Zelt tragen und bereiteten uns aus den mitgenommenen Decken, so gut es eben ging, ein Lager. Leider waren, trotzdem ich alles, was von Decken in Victoria vorhanden gewesen, aufgekauft hatte, nicht für alle Krus wärmende Hüllen aufzutreiben gewesen, sodaß einige unter den Decken ihrer Gefährten gegen den nächtlichen Tau Schutz suchen mußten. Wiederum wurde wie bei jeder Mahlzeit für jeden Schwarzen ein halbes Pfund Reis abgemessen, und bald beleuchtete ein lustig flackerndes Lagerfeuer die bunte Biwak-Scenerie. Dieser Ort, wo wir übernachteten, wird von den Eingebornen Jssuma (Loch) genannt. Schon um 8 Uhr schnarchten alle Schwarzen, wir Weiße saßen aber Wein trinkend noch bis 10 Uhr zusammen.

Schon hier bei Jssuma sieht man keine Sandfliegen mehr und bloß ab und zu einen gar nicht mehr zudringlichen Moskito. Desto häufiger und desto lästiger wurden von jetzt ab die wilden Bienen und verschiedene Ameisenarten. Die Nacht war, während es beständig wetterleuchtete, während ein leiser Donner rings umher grollte und starker Tau die Zeltleinwand durchnäßte, auffallend kühl: um 3 Uhr morgens beobachtete ich 15° und um 6 Uhr morgens 17° Celsius. Jedesmal wenn ich aufwachte, hörte ich Affengebrüll, und einmal glaubte ich auch das Knurren eines Leoparden oder einer Tigerkatze zu vernehmen. Als früh morgens das Zelt abgebrochen wurde, fanden unsere Kru-Jungen unter dem Gepäck versteckt zwei riesige Tausendfüße.

Am dritten Tage (10. December) brachen wir um 8½ Uhr auf und gelangten nach 3¾stündigem Marsch um 12¼ Uhr zu einem Felsgrat, den wir zur Mittagsrast ausersahen. Da wir am Tage vorher eine viel zu geringe Entfernung zurückgelegt

hatten, ſo begann ich nunmehr zur Front gehend das Durchhauen des Weges perſönlich zu überwachen. Unter meinen Augen arbeiteten die Leute wenigſtens zehnmal ſoviel, als wenn ſie allein geblieben wären. Unter ihren ſäbelartigen Buſchmeſſern knickten die Aeſte zuſammen und lichtete ſich das Buſchwerk, daß es eine Freude war, zuzuſehen. An einzelnen Stellen war der Weg von Lianen- und Luftwurzel-Dickicht verſperrt, das ungefähr eben ſo verworren ausſah wie ein Garnknäuel, der von kleinen Kätzchen im Zimmer umhergezerrt worden iſt. Mehrmals beobachtete ich, wie aus den durchhauenen Lianen ein milchfarbener Kautſchukſaft hervorquoll.

Es ging jetzt unaufhörlich bergauf, bald durch buſchbewachſene Thäler, bald über Felsgrate, die mit gewaltigen, von Lianen umſchlungenen Rieſenbäumen beſtanden waren. Allerwärts herrſchte eine Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes, die von wenigen Tropenländern, wenn überhaupt von einem übertroffen werden dürfte. Ueber der Lava, deren verwitterte Blöcke überall umherliegen, lagert eine dicke Schicht dunkelbrauner, fetter und äußerſt fruchtbarer Humus-Erde. Jeden Augenblick verſinkt man, wenn morſche Aeſte oder Bäume unter den Füßen zuſammenbrechen, in tiefe Löcher, und mehrmals ſtürzten unſere Kru-Leute mitſamt ihren Laſten zu Boden. In ſolchem Walde vermiſchen ſich Tod und Leben, aufſprießende und abſterbende Vegetation auf eine wunderbare Art. Moosbedeckte bärtige Bäume, Farne in allen Formen und etwas höher hinauf auch Baumfarne verleihen der Scenerie ein ganz eigenartiges Gepräge. Die Baumfarne ſind ſehr ſchön, obwohl nicht ſo mächtig wie diejenigen von Auſtralien, welche meines Wiſſens die größten auf der Erde vorhandenen ſind.

Kurz vor Mittag kam einer der Häuptlinge von Boando (Dikko, Monikas Bruder) mit ſieben Leuten, einer Lebensmittel tragenden Frau und einem jungen Mädchen, um unſern Führern beim Buſchlichten behülflich zu ſein — natürlich mit der Anwartſchaft auf ein ſeine Dienſte bedeutend überſteigendes Geſchenk. Unſere Marſchcolonne beſtand nunmehr aus 25 Köpfen und hatte, da man in Weſtafrica ſtets im Gänſemarſch gehen muß, eine nicht unbeträchtliche Länge. Mit den den Weg bahnenden Leuten war ich ſtets 1—2km vorauf, damit unſere Kru-Träger, ſobald es wegen beſonders verworrener Dickichte für längere Zeit Arbeit gab, nicht zu warten brauchten. Sobald auch einmal von den

Bakwiri einige zurückblieben, unterhielten sich die vordersten mit ihnen vermittelst eines Alpenhorns, das überall im Gebirge verbreitet ist. Obwohl wir diesen Morgen eine recht tüchtige Entfernung zurücklegten, so litt ich doch weniger darunter als bei den viel kürzern Märschen an den beiden ersten Tagen. Man konnte ganz genau beobachten, wie in dem Grade, als es steiler bergan ging und die Temperatur sank, bei uns Europäern die Energie zunahm, während sie bei den Kru-Leuten nachließ.

Auch an diesem Morgen herrschte wieder ein starker Nebel. Aber auch, wenn dem nicht so gewesen wäre, würden wir nicht die erwartete Aussicht gehabt haben, weil die Vegetation, unter und zwischen der man einherschreitet, nirgendwo einen freiern Ausblick gestattet. Der Wald war auch heute so naß, als ob es Tage lang andauernd geregnet hätte. Unsere Krus klagten mehrmals über die kühle Luft, aber die Bakwiri, die doch auch bloß mit einem leichten Hüftentuch bekleidet waren, schienen nichts von Kälte zu spüren. Uebrigens betrug die Temperatur (12 Uhr mittags) doch auch noch immer 19° Celsius.

Wir hörten den ganzen Vormittag das Regen verkündende Gebrüll der Affen. Auch machten mich die Bakwiri-Leute, mit denen ich mich leider nicht unterhalten konnte, auf ein anderes Brüllen oder Grunzen aufmerksam, das mir von einem wilden Tiere herzurühren schien. Vogelgesang hörten wir mehrfach und häufiger noch die eigenartigen Schreie oder Rufe nicht singender Vögel.

Die Bakwiri pflückten häufig birnenförmige, rote, dicht am Boden wachsende Früchte, deren stachelbeerartigen Inhalt sie nach Entfernung der Schale verspeisten. Der einheimische Name für diese Früchte lautet Tonde. Wir Europäer enthielten uns, so sehr auch der Körper bisweilen danach verlangte, aller Getränke und Nahrungsmittel. Es ist ganz zweckmäßig, vor dem Aufbruch oder nach der Ankunft am Ziele recht tüchtig zu essen und zu trinken. Aber während des Marsches sollte man namentlich mit dem Trinken recht vorsichtig sein, weil der Genuß von Wasser das Schwitzen steigert und der häufige Genuß von Wein erschlaffend wirkt. Dem Rauchen entsagten wir Weiße sehr bald, als wir bemerkt zu haben glaubten, daß es das Bergsteigen erschwere.

Auf schmalem, baumbestandenen Felsengrat — einem sehr

unglücklich gewählten Ort — wurde, als die Sonne am höchsten stand, Halt gemacht. Wir saßen dort in langer Linie sehr unbequem und hatten kaum hinreichend Platz, um die Blechkoffer aufzustellen, geschweige denn ein Feuer zum Kochen anzünden zu lassen. Während unsere Leute grade damit beschäftigt waren, dürres Holz herbeizuschleppen, sausten wiederum dicke Regentropfen herunter. Wir ließen uns aber dadurch nicht im geringsten stören und die Kru-Jungen hatten allen Grund, sich über die große Anzahl jener Conservebüchsen zu freuen, um deren Inhalt und Gewicht ihre Traglast vermindert wurde. Für unsere Bakwiri-Führer hatte die früher erwähnte Frau Plantanen und Coca mitgebracht, und zwar in einem auf dem Rücken getragenen Korbe, der in der Form jenem Gefäße glich, wie es bei uns die Winzer gebrauchen. Daß Männer und nicht ein schwaches Weib diese Last hätten tragen sollen, würde den Bakwiri, die wie alle Neger Westafricas ihre Frauen tüchtig arbeiten lassen, nimmermehr beizubringen gewesen sein. Alle Mühe, die man sich in dieser Hinsicht geben mag, ist verloren. Uebrigens brachte Dikko auch ein junges und verhältnismäßig hübsches Weib mit herauf, dem einer von uns, als sie in Boando Palmwein verkaufte, freundlich zugelächelt hatte. Wahrscheinlich hegte Dikko, da bei allen Handlungen der Schwarzen der Gelderwerb im Hintergrund steht, die Hoffnung, daß einer von uns die schwarze Begleiterin zur Frau nach Landesbrauch begehren und gut dafür zahlen würde.

Als wir um 2 Uhr 20 Minuten aufbrachen, ging es wieder sehr steil bergan, aber der Weg, den die Schweden von Manns Quelle (von denen später die Rede sein wird) mehrmals benutzt zu haben schienen, war hier besser als weiter abwärts von überwucherndem Pflanzendickicht freigehalten, sodaß es weniger Aufenthalt gab. Urplötzlich — es war 4½ Uhr — sah ich, ohne daß die Vegetation sich im mindesten geändert hätte, etwas Dunkelbraunes durch das Grün des Waldes hindurch schimmern. Sollten dies endlich jene des Waldkleides entbehrenden höhern Teile des Gebirges sein, denen wir uns nun schon mehrere Tage lang genähert hatten, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen? Noch war ich im ungewissen, als ich bereits am Rande des hier so scharf wie mit einem Messer abgeschnittenen Waldes stand und eine gewaltige, anscheinend kahle, aber wie ich später fand, mit Gras bewachsene Bergmasse sich

vor mir auftürmen sah. Eine gleich scharfe Trennung zwischen Wald und urwaldlosem Gebiet habe ich bei keinem andern Gebirge der Erde beobachtet. Es fehlt jeder, auch der leiseste Uebergang. Hier Gras ohne Baum und ohne Busch, dort ein paar Fuß weiter himmelaufragende Bäume mit ebenso dichtem Unterholz wie drunten an der Bai von Victoria. Dikko mit seinem lästigen Gefolge saß hier am Rande des Waldes und mußte, da Silva den weitern Weg nach Manns Quelle nicht kannte, erst durch ein längeres Palaver veranlaßt werden, uns auch fernerhin als Wegweiser zu dienen. So schön und angenehm es uns dünkte, endlich aus dem beschwerlichen Walde heraus zu sein, wo wir von den Buschmessern der Eingebornen abhängig gewesen waren, so war doch auch der weitere $1^1/_4$stündige Weg nach Manns Quelle recht beschwerlich.

Capitel VIII.

Zum Gipfel des Götterbergs.

(Schwedische Elefantenjäger und ihr verlassenes Heim. — Die letzte Trinkwasser spendende Quelle. — Der vierte Tagemarsch. — Lavaströme und erloschene Krater. — Die Pfade der Buea-Leute. — Das Nachtlager bei der Jägerhütte. — Die Poesie des Schlafens im Freien. — Die ersten Antilopen. — Ein Lavameer von 3km Durchmesser. — Gras und Moos. — Unsere Schwarzen weinen und heulen vor Kälte. — Der letzte Lava- und Aschenkegel. — Ich verliere zeitweilig die Sprache. — Auf dem höchsten Berggipfel von Westafrica. — Bei +4° C. ein Schriftstück abgefaßt. — Wir glauben vor Durst zu sterben. — Der Rückmarsch.)

Am Westabhang des Kamerun-Gebirges findet man in einer Höhe von etwa 2200 m eine kleine Quelle, welcher die Engländer den Namen Manns Spring gegeben haben. Dieser Name ist dann auch auf die vor einigen Monaten von vier Schweden erbaute Gruppe von Häusern, die jetzt leer stehen, übertragen worden. Manns Quelle ist für die Besteigung des Kamerun-Gebirges von allergrößter Bedeutung. Soweit man darüber Bescheid weiß, führt kein anderer für Europäer benutzbarer Weg zum Gipfel als derjenige über Manns Spring, und zwar deshalb nicht, weil man keinen andern Ort von gleicher Höhe kennt, wo noch Wasser zu finden wäre. Die Quelle trägt ihren Namen von dem (in Hannover gebornen und zur Zeit als englischer Beamter in Indien lebenden) Botaniker Mann, dem sie, als dem ersten Weißen, von den Eingebornen gezeigt wurde und der später

als Begleiter Burtons auch den Gipfel des Kamerun-Berges erreicht hat.

Der schottische Missionar Thomson gedachte hier, wo man sich in mitteleuropäischem Klima zu befinden glaubt, ein Sanitarium anzulegen, welches jedoch niemals über die noch jetzt vorhandenen Fundamente hinausgelangt ist. Seitdem hat sich niemand um Manns Quelle gekümmert, bis anfangs des Jahres 1884 vier Schweden (zwei Herren namens Kanut Knutson und Georg Waldau sowie zwei Bediente) im Kamerun-Gebirge anlangten. Anfänglich wohnten die Schweden in Manns Spring, wo sie eine Anzahl Hütten erbauten, einen Garten anlegten und Antilopen schossen. Später siedelten sie nach dem weiter ostwärts in etwa 900 m Höhe gelegenen Orte Mapanja über, wo sie als die ersten in diesem Lande kautschukhaltige Lianen entdeckten und, nachdem sie Gewehre großen Kalibers erhalten hatten, den bis zur Höhe von 1500 m noch recht häufig anzutreffenden Elefanten nachzustellen begannen. Grade als wir uns in der verlassenen Wohnung der Schweden bei Manns Quelle häuslich eingerichtet hatten, erzählten uns Jäger vom Buea-Stamme die betrübende Nachricht, daß in der verflossenen Nacht einer der zwei schwedischen Diener zu Mapanja gestorben sei. Obwohl ich die schwedischen Culturpioniere damals noch nicht kennen gelernt hatte, so betrachtete ich doch mit einer gewissen Sympathie ihre bei Manns Quelle zurückgelassenen Werke, und zwar dies umsomehr, als es keinem Zweifel unterliegen kann, daß sie, indem sie den Eingebornen beibrachten, daß hier Kautschuk sei und wie es bereitet werden müsse, für die Cultur mehr geleistet haben als die ganze englische Baptisten-Mission in Jahrzehnten.

Der Weg zu der verlassenen Wohnung der Schweden führt aus dem freien Graslande heraus zu einem kleinen, in einem geschützten Thal gelegenen Walde und dann bergauf bergab bis in die Nähe der Quelle. Die Schweden haben sich wohl des Wassers und des Holzes wegen hier im Walde angesiedelt und es auch wahrscheinlich im freien, vor dem Winde nicht geschützten Grasgelände zu kalt gefunden. Es standen noch vier, aus den Blattstielen der Raphia-Palme erbaute (solches Haus kostet höchstens 30 bis 40 ℳ), je einen Raum darstellende Hütten, bei denen selbstverständlich von Fenstern oder Thürverschluß nicht die Rede sein konnte. Dikko hatte die Unbescheidenheit gehabt, mit seinen

Leuten voraufeilend die beſte der vier Hütten, in der auch wohl die Schweden gewohnt haben, mit Beſchlag zu belegen. Wir warfen ihn aber hinaus und wieſen uns ſelbſt die beſte und unſern ermüdeten Kru-Leuten die zweitbeſte Hütte an.

Dem von den Schweden angelegten und ſehr gut gepflegten Garten entnahmen wir Peterſilie, Rüben und einige andere Gemüſe, um uns daraus mit Zuſatz von Corned Beef eine Suppe zu kochen. Unſere Leute ſchlugen inzwiſchen Holz, trugen Waſſer herbei und zündeten Feuer an; kurz, es entwickelte ſich jenes bunte Lagerbild, wie ich es ſtets wieder mit gleichem Vergnügen beobachtet habe.

Die berühmte Quelle findet man einige Hundert Schritt bergaufwärts von der Wohnung der Schweden. Sie iſt ein mehrere Quadratfuß Oberfläche enthaltendes, etwa einen Fuß tiefes Loch, in welches das Waſſer aus dem höher gelegenen Boden bloß in ſehr geringen Mengen hinzuſickert und welches auch einen ſehr ſpärlichen Abfluß hat. Die Bedeutung der Quelle beruht darin, daß der Waſſerzufluß während des ganzen Jahres, einerlei ob in Regen- oder Trockenzeit, ſo ziemlich der gleiche iſt, ſodaß man hier jederzeit zuverſichtlich auf eine ausreichende Verſorgung mit vortrefflichem Trinkwaſſer rechnen darf. Von hier muß ſich denn auch, wer den Kamerun-Berg beſteigen will, für die ganze nachfolgende Reiſe bis zum Gipfel des Götterberges und wieder rückwärts mit Trinkwaſſer verſorgen. Zwiſchen den Hütten und der Quelle fand ich in einen Baum eingeſchnitten die Namen J. A. Guſtavſon Juni 1884 und G. Levin 25. Nov. 1884. Die Temperatur der Quelle war um 6 Uhr abends 14° Celſius, während diejenige der Luft gleichzeitig 16° C. und am folgenden Morgen um 6 Uhr 14° C. betrug.

Während wir in Boando und bei der Höhle Iſſuma auf dem Erdboden hatten ſchlafen müſſen, fanden wir in den Hütten bei Manns Quelle mehrere von den Schweden zurückgelaſſene Pritſchen, auf denen wir unſere Decken ausbreiten konnten. Wir geſtatteten dem Führer und dem Häuptling Dikko, in dem von uns eingenommenen kleinen Hauſe zu ſchlafen, aber mit der Verpflichtung, das mitten in der Hütte angezündete Feuer, welches die ganze Nacht hindurch brennen ſollte, gut zu nähren. Mir mußte noch ein wenig Fieber im Kopfe ſtecken, denn halb im Traume glaubte ich mehrfach durch die dichten Rauchwolken

unſeres Feuers hindurch die Geſtalt eines fremden weißen Mannes zu entdecken, der die Eindringlinge in dieſe Hütte zu betrachten ſchien.

Die Bakwiri des Gebirges ſind weit weniger ſpitzbübiſch als die Neger am Kamerun-Fluß; es heißt, daß Diebſtahl ſelbſt Europäern gegenüber beinahe gar nicht vorkomme. Dennoch betrachteten Dikko und ſeine Leute, als am folgenden Morgen eingepackt wurde, mit augenſcheinlichſtem Neid alle die für ihre Begriffe ſehr ſchönen Sachen, deren wir uns zum Kochen und Ankleiden u. ſ. w. bedient hatten. Nach der Anſchauung ſolcher Naturkinder muß jeder Europäer ſehr, ſehr reich ſein. Aber daß all dieſe ſchönen Sachen erſt durch harte Arbeit gewonnen werden müſſen, iſt eine außerhalb des Begriffsvermögens der Schwarzen liegende Thatſache. Sie denken ſich, der Europäer fände alle dieſe ſchönen Dinge an einem Orte, den er allein kenne, oder dieſelben wüchſen auf den Bäumen. Wüßte der Neger, wie hart alle dieſe Dinge, die er ſo neidiſch anblickt, erarbeitet werden müſſen, ſo würde er ganz gewiß nicht mit den Weißen tauſchen wollen. Denn der am härteſten arbeitende Neger führt doch nach europäiſchen Begriffen noch immer ein unendlich bequemes Leben. Geld und Geldeswert ſind unter den Bakwiri noch unbekannt, wenn ſie auch eine Werteinheit gleich dem ebenfalls nicht thatſächlich vorhandenen „Kru" der Duallas kennen. Wir bezahlten Dikko und ſeine Leute, als wir von ihnen Abſchied nahmen, mit Baumwollzeug und mit Blättertabak. Noch auf weite Entfernungen hin hörten wir ihre luſtig ertönenden Alpenhörner.

Um 5 Minuten vor 8 Uhr ſetzte unſere jetzt auf 14 Köpfe zuſammengeſchrumpfte Karawane ſich wieder in Bewegung. Wie ſchon vorher ſo marſchirten wir Europäer auch jetzt noch bloß mit Stiefeln, Strümpfen, Hemd, Hoſe und Helm bekleidet, und obwohl ein europäiſch friſcher Lufthauch uns umſpielte, fühlten wir doch der beſtändigen körperlichen Anſtrengung wegen keine Kälte. Unſer Weg führte uns über erſtarrte, gleich endloſen Eiſenbahndämmen das Land durchziehende Lavaſtröme, die ſich hier und dort zu abenteuerlich ausſehenden Rieſengebilden aufgetürmt hatten. Wir ſahen u. a. eine große Fläche, wo dichtgedrängt ſpitze, beinahe nadelförmige Blöcke emporragten, als ob es ein Maisfeld wäre. Alle dieſe Lavaſtröme verraten durch ſtarke Verwitterung ihr hohes Alter.

Hier oben in der Höhe, wo wir uns jetzt befanden, gibt es keine Schlangen, keine Skorpione, keine Moskiten und keine Sandfliegen mehr. Ein kühler Lufthauch wirkt beständig erfrischend und macht, trotzdem die Sonne recht tüchtig herniederbrennt, das Gehen weniger anstrengend. Aber in Bezug auf die Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten dieser Alpenwelt herrschte zwischen uns Europäern und den schwarzen Trägern eine große Meinungsverschiedenheit. Unsere Kru-Leute waren in einen bei Schwarzen nur selten zu beobachtenden Grad des Erstaunens geraten, als sie an der Grenze von Gras- und Waldland anlangten. Seitdem aber erklärten sie mehrfach, daß ihre Kru-Heimat denn doch viel schöner sei als dieses steile Gebirge. Diese Kru-Leute besitzen alle Fehler der Neger-Rasse, aber in geringerm Grade, und alle Tugenden der Neger-Rasse, aber in höherm Grade als die übrigen Stämme. Ihr größter Vorzug besteht darin, daß sie überhaupt arbeiten, während das Gesindel der Bakwiri sich hierzu für zu gut hielt und hochmütig auf unsere Lasten tragenden Begleiter herabblickte. Wäre Africa bloß mit Krus bevölkert, so würde es den zehnfachen Wert haben. Aber leider soll die Anwerbung dieser nützlichen Leute neuerdings immer schwieriger werden, seit von den belgischen Beamten so sehr viele zum Congo gebracht werden.

Auch der Mangel an Mut, der den Krus von allen Kennern dieses Stammes ebenso wie den meisten übrigen Negern Westafricas vorgeworfen wird, würde, glaube ich, unter tüchtiger Führung nicht unüberwindlich sein. Es ist bloß nötig, dem Kru-Mann dasselbe Vertrauen in seinen Herrn beizubringen, welches der Soldat gegenüber seinem Officier fühlt. Ein kleines Beispiel wird das veranschaulichen. Bei Märschen wie der unsrige bilden die Weißen meistens den Schluß der Colonne, damit keiner der Träger aus Faulheit oder Mangel an Willenskraft zurückbleiben kann. Bei solcher Anordnung der Marschcolonne ereignete es sich nun recht häufig, daß die Krus uns zu Narren zu halten suchten, indem die hintersten unter dem Vorwand, daß erst ein Weg durchgehauen werden müsse, Halt machten, während die vordersten schon längst ihre Lasten vom Kopfe genommen hatten und, sich unbeobachtet wissend, ohne ans Buschlichten zu denken, ruhig ihre Pfeife rauchten. Ging ich aber, um diesen Kniff unmöglich zu machen und den Marsch zu beschleunigen, an der Spitze, so folgten mir

die Schwarzen trotz ihrer Last von 25 bis 30kg durch dick und dünn und auf den halsbrecherischsten Pfaden, sodaß ich mich häufig wunderte, wie der menschliche Körperbau solches überhaupt auszuhalten imstande sei. Schläge haben die Krus auf dieser Reise niemals bekommen, trotzdem sie, was ja auch in ihren Augen keine große Sünde ist, mehrfach Wasser, Wein und Lebensmittel stahlen. Allerdings bestand auch unser Trupp aus lauter ausgewählten Kru-Leuten, wie ich sie gleich kräftig und gleich willig nur selten gefunden habe.

Kehren wir von dieser kleinen Abschweifung zur Beschreibung des Gebirges zurück. Nach einstündigem Marsch von Manns Quelle aus gelangten wir zu einem tief ausgetretenen, aber ganz schmalen Fußpfad, der in grader Linie auf unser nächstes Ziel, die „Jägerhütte", zuführte. Es mag nach allem, was ich bereits über das Gebirge gesagt habe, seltsam erscheinen, daß in einer Höhe von 2400—2700m noch Pfade anzutreffen sind. Thatsächlich gibt es im ganzen Kamerun-Gebirge kein Dorf, das höher als 900 oder 950m gelegen wäre. Aber die Bewohner dieser Dörfer steigen teils der Jagd wegen, teils wegen der Handelsverbindung mit den an der andern Seite des Gebirges gelegenen Dörfern bis zu einer Höhe von 3300—3600m aufwärts.

Die sogenannte „Jägerhütte" (Hunter's Hut), in der wir die nächstfolgende Nacht schlafen sollten, ist von Jägern aus dem Dorfe Buea erbaut worden, Jägern, deren Lagerfeuer man von unten aus sogar dicht am Fuße des Götterberges bemerkt haben will. Der Fußpfad, von dem eben die Rede war, dient weniger den Unternehmungen der Jäger als denjenigen der Handelsleute. Er führt vom Westabhange des Gebirges nach der Jägerhütte und von dort in einem sehr starken Tagemarsche zum Dorfe Buea. Unter solchem Pfade möge man sich aber keinen auch noch so bescheidenen Weg europäischen Stils vorstellen. Grade ein klein wenig breiter als ein Negerfuß und einige Zoll tief ausgetreten, scheint solcher Pfad dem Europäer das Vorwärtskommen eher zu erschweren als zu erleichtern. Nachdem ich eine halbe Stunde lang in dieser kleinen Rinne einhergestolpert war, zog ich es vor, meinen Weg seitwärts davon zu nehmen.

Zunächst aufwärts an der Grenze des Waldes ist das bräunliche Gras sehr hoch und erschwert im höchsten Grade das Gehen. Aber einige Tausend Fuß höher verkrüppelt im steinigen Boden

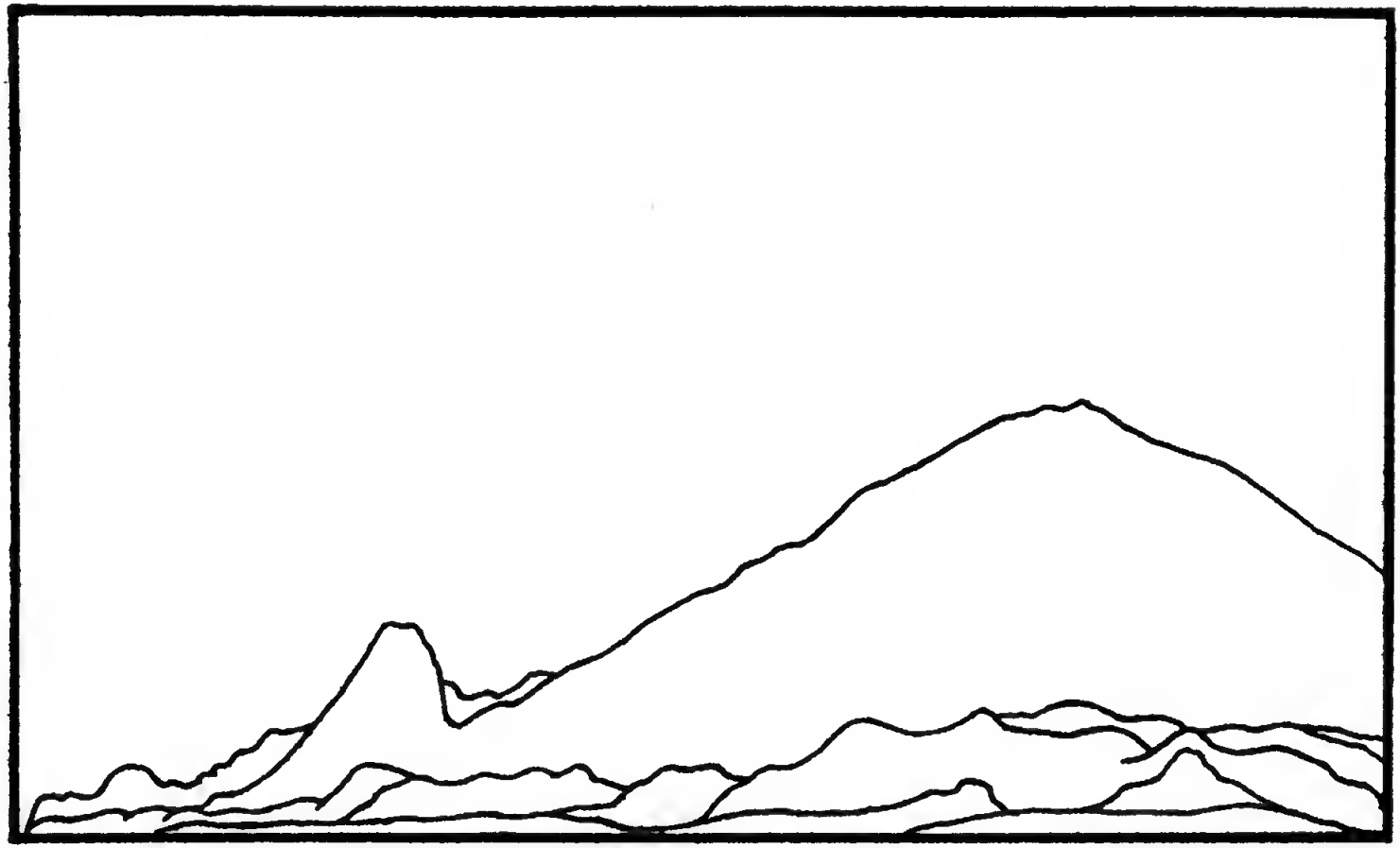
auch das Gras. Wo nur irgendwie geſchützte Stellen in den Thälern ſind, finden ſich kleine Baumgruppen oder auch vereinzelte Bäume bis mehrere Tauſend Fuß über die große Grenze des Waldes aufwärts. Die tiefer gelegenen keſſelartigen Stellen gewähren dem Pflanzenwuchs den doppelten Vorzug des Schutzes vor dem Winde und der reichlichern Feuchtigkeit. Auch wo es keine Bäume mehr gibt, gewahrt man in dieſen Senkungen noch niedriges und ganz hellfarbiges, beinahe gelblichweißes Buſchwerk. Die Buſchcomplexe ſind aber nirgendwo beſonders ausgedehnt; es ſind winzig kleine Oaſen, die höchſtens inſofern Intereſſe haben, als ſich hier vorwiegend europäiſche Pflanzen vorfinden.

Die Scenerie iſt hier oben großartiger, wenn auch vielleicht weniger anmutig als drunten im Waldlande. Ringsumher ſieht man, während Nebel und phantaſtiſch geformte Wolkengebilde durch die Thäler aufwärts getrieben werden, bräunliche, ab und zu mit grünen Waldflecken bedeckte Berge, aber der Gipfel des großen Vulkans bleibt zunächſt noch unſichtbar. Wir laſſen den großen Erdwerk-Krater (Earthwork Crater), der wie eine Redoute ausſieht, zur linken Hand liegen und paſſiren binnen einer Stunde noch drei andere winzig kleine Krater. Was auf den Karten als Kamerun-Berg verzeichnet iſt, ſtellt in Wirlichkeit gar keinen einzelnen Berg, ſondern ein ganzes Gebirge von mehrern Hundert auf einem ſehr unebenen Plateau aufſteigender Bergkegel dar. Es ſcheint, wenn man Stunde um Stunde bergauf und bergab ſteigt, als ob man einen ganzen Weltteil von bräunlichen, grasbewachſenen Kuppen vor ſich hätte. Das Kamerun-Gebirge ſoll — aber niemand hat ſie gezählt — etwa 70 erloſchene Krater umfaſſen. Die Frage, ob einzelne darunter noch ab und zu thätig ſeien, iſt heutigentags noch nicht entſchieden. Ich perſönlich glaube eher an das Gegenteil. Der halb eingeſtürzte große Krater des Götterberges, der den Gipfel des ganzen Gebirges darſtellt, iſt jedenfalls längſt erloſchen.

Auf neun Zehnteln des Weges von Manns Quelle bis zur Jägerhütte ſteigt man trotz gelegentlicher Senkungen doch im großen und ganzen ſacht bergan. Erſt bei der Annäherung an die Jägerhütte geht es ſteil bergan und man gelangt aus dem Bereich des Graſes hinaus in einen ſchönen, ein äußerſt flaches Thal ausfüllenden Wald. Es ſind hohe, lichte, den Individuen unſerer europäiſchen Wälder gleichende Bäume, nur mit dem

Unterſchiede, daß außer ungeheuren Troddeln ſilberweißen Mooſes auch tropiſche Lianen von ihren Aeſten und Zweigen herunterhängen. Das Unterholz und Geſtrüpp ſchienen mir faſt bloß europäiſche Pflanzen zu enthalten; da waren Farne wie in unſern Wäldern, Heidekraut, duftende Minze und allerlei buntblühendes Zeug, das ich vordem häufig geſehen hatte, aber niemals vorher in Africa. Meines Erachtens müßte die Flora des Kamerun-Gebirges ihrer großen Reichhaltigkeit wegen für Botaniker eines der dankbarſten Studienfelder darbieten.

Unſer Weg führte uns über ein ſteiles, ſteiniges und gänzlich ausgetrocknetes Bachbett. Aber obwohl es in der letzten Zeit nicht ganz wenig geregnet hatte, erklärte unſer Führer dennoch, daß die Mühe, hier Waſſer zu ſuchen, vergeblich ſein würde. Wir ſahen links von uns einen gigantiſchen Bergwall, nämlich den von Weſt nach Oſt ſich erſtreckenden Hauptwall des ganzen Kamerun-Gebirges, auf dem verſchiedene vulcaniſche Bergrieſen, unter denen der große Kamerun-Berg der höchſte iſt, aufſitzen. Um 10 Uhr 45 Minuten, alſo nach dreiſtündigem Marſch, ohne die kleinern Aufenthalte abzurechnen, trafen wir bei der Jägerhütte ein. Dieſe iſt ein 1 m hohes, 1,5 m breites und 2,5 m bis 3 m langes, von ſchwarzen Buea-Jägern aus Aeſten und Reiſig hergeſtelltes Bauwerk. Wir konnten unſern halbnackten Kru-Jungen nicht zumuten, im Freien zu ſchlafen, und überließen ihnen daher die Hütte. Für uns ſelbſt wurde, nachdem der Boden ein wenig von Pflanzen und Reiſig gereinigt worden und Zeltſtangen gehauen worden waren, ein Zelt aufgerichtet. Bald flackerte hier, wo es durchaus nicht an abgeſtorbenem und ſaftloſem Brandholz fehlte, ein luſtiges Feuer zum Himmel empor. Keſſel über Keſſel wurden darauf geſetzt und bald verbreitete ſich in der Atmoſphäre rings umher der Duft von kochendem Reis, von Corned Beef und von Thee. Die Reinlichkeit bei der Zubereitung der Speiſen, die den Kru-Leuten überlaſſen bleiben mußte, war, wie das unter den obwaltenden Umſtänden nicht anders der Fall ſein konnte, höchſt unvollſtändig. Teller, Meſſer und Gabel wurden mit einem aus Blättern verfertigten Wiſch gereinigt, wie denn auch zuſammengedrehte Blätter zum Verſchließen der Waſſergefäße dienten. Aber das Hinwegblicken über ſolche Kleinigkeiten gehört zu den erſten Anforderungen, die an einen Africareiſenden geſtellt zu werden pflegen.



Der Götterberg

von der Inſel Mondole aus geſehen. Nach eigner Zeichnung des Verfaſſers.

Wir Weiße hatten inzwiſchen auf einer Stelle, die bereits von Gras und Unterholz gereinigt worden, unſere Decken ausgebreitet und alle, Schwarze ſowohl wie Weiße, gaben ſich, während zahlloſe Vögel in den Bäumen über uns ſangen und zwitſcherten, während Bienen ſummten und Grashüpfer zirpten, der wohlverdienten Ruhe hin. Ich habe niemals einen Ort geſehen, wo Mooſe in ſolch verſchiedenen Arten und Formen zu finden geweſen wären, wie hier bei der Jägerhütte. Und dann die Farne und die Blumen und die lianenumſchlungenen Rieſenbäume, auf denen ein Reichtum von großen und kleinen Vögeln ſich wiegte, wie man ihn in unſern eigenen Wäldern ſeit Erfindung der Feuergewehre nicht mehr zu ſehen und zu hören bekommt.

Vor meiner Abreiſe von Deutſchland war mir der Vorſchlag gemacht worden, einen Zeichner mit heraus zu nehmen. Ich hatte aber aus Rückſicht auf die politiſchen Verhältniſſe und das große Intereſſe, welches man in Deutſchland den weſtafricaniſchen Dingen entgegenzubringen begann, ſelbſt jenen kurzen Aufſchub meiner Reiſe, den man mir behufs Aufſuchung und Ausrüſtung eines Zeichners zumuten wollte, nicht zugeſtehen zu dürfen geglaubt. Jetzt, angeſichts der großartigen Natur und der Unmöglichkeit, neben meiner ſonſtigen Beſchäftigung auch noch den Zeichner zu ſpielen, bereute ich meine allzu große Eile. Was hätte ich nur für eine einzige naturgetreue Zeichnung einer einzigen unſerer ſo überaus maleriſchen Lagerſtätten im Urwald gegeben!

Die Luft war hier oben, wenn nicht grade trocken, ſo doch ſehr viel weniger feucht, als drunten im Waldgebiet. Die Temperatur im Schatten betrug hier in einer Höhe von 2800m um 12 Uhr mittags, wenn die Sonne ſchien, 18° C., und wenn ſie von Wolken verhüllt war, 16° C. Ratten und Mäuſe peinigten uns hier nicht mehr; entweder fanden ſie ſo weit abſeits von menſchlichen Wohnſtätten keine Nahrung mehr oder es war auch ihnen zu kalt.

Grando, der Hauptmann unſerer Kru-Leute, fand in dem oben erwähnten, dicht bei der Jägerhütte gelegenen Bachbett eine Lache von den letzten Regen zurückgebliebenen aber nicht trinkbaren Waſſers. Es war das immerhin inſofern intereſſant, als man von hier an weiter aufwärts mit Waſſermangel (und auch mit Kälte) anſtatt wie weiter drunten mit habgierigen Eingebornen und undurchdringlichem, von Inſecten ſchwirrendem Urwald zu

kämpfen hat. Wir hatten bereits zwei Demijohns (zu je 15 Liter), eine Calebasse (Kürbisgefäß) und zehn Flaschen Wasser mit heraufgebracht. Alles dies füllten wir in Kessel und Töpfe und bewogen durch das Versprechen eines besondern Geschenkes unsern Führer und einige als Freiwillige sich meldende Kru-Leute, abermals mit den nunmehr leeren Demijohns zu Manns Quelle aufzubrechen. Den Nachmittag verbrachten wir Europäer mit Schlafen und dem Niederschreiben von Notizen. Die zum Wasserholen um 1 Uhr ausgesandten Krus waren schon um 5 Uhr wieder zurück, hatten also, allerdings ohne größere Lasten tragen zu müssen, denselben Weg, zu dem wir drei Stunden gebraucht, hin und zurück in vier Stunden zurückgelegt.

Wir beschlossen nun, die Hälfte der Krus mit dem größten Teil des Gepäcks in der Jägerhütte zurückzulassen und mit bloß fünf Leuten (außer dem Führer), die das Zelt, die Zeltstangen, Brandholz, Wasser, Reis sowie etwas Corned Beef und Cognac tragen sollten, mit dem ersten Morgengrauen zur Besteigung des Götterberges auszurücken. Die bis zu der (hier eine Viertelstunde später als in Boando eintretenden) Dunkelheit verbleibende Zeit benutzten wir zum Abmessen von Nahrungsmitteln für die zurückbleibenden Kru-Neger und zur Verteilung von wärmenden Kleidungsstücken an diejenigen, die uns begleiten sollten. Ich will gleich hier vorwegnehmen, daß die Temperatur um 5 Uhr nachmittags 13° C., um 6 Uhr 12½° C., um 7 Uhr 12° C., am folgenden Morgen um 4 Uhr 12° C. und um 6 Uhr ebenfalls 12° C. betrug. Uebrigens möge der Leser bei der Angabe dieser für europäische Verhältnisse gar nicht besonders niedrigen Temperaturen sich vergegenwärtigen, daß die Besteigung des Gipfels mit Körpern vorgenommen werden sollte, die durch monatelangen Aufenthalt an der Küste an deren Treibhaustemperatur gewöhnt waren. Auch der Deutsche, der urplötzlich zum Nordcap oder zu den Höhen des Ural versetzt wäre, würde es dort nicht besonders gemütlich finden.

Die Frage, ob wir morgen Erfolg haben würden oder nicht, versetzte uns alle in eine gewisse Erregung, sodaß wir gar nicht so früh, als es sonst ratsam gewesen wäre, dazu gelangten, unser Lager aufzusuchen. Es ist ein eigenartiges Ding um das Schlafen im Freien. Bei hinreichender Vorsorge ist es nicht grade besonders gesundheitsgefährlich und erschließt tausend Reize der Natur,

von denen unsere in weichen Betten und geschlossenen Räumen schlafenden Culturmenschen sich nichts träumen lassen. Wer die großen Feldzüge unseres Volkes mit durchgemacht hat, weiß allerdings zur Genüge und mehr als zur Genüge, was es heißt, ohne hinreichenden Schutz im Freien lagern zu müssen. Aber sein Kopf ist wahrscheinlich von andern und ernstern Dingen mehr voll gewesen, als von den Schönheiten der Natur. Auch weiß ja so ziemlich jeder, der Soldat gewesen ist, was ein Biwak mit seinen Vorzügen und seinen Schattenseiten bedeutet.

Aber von der überwiegenden Mehrzahl meiner Leser glaube ich annehmen zu dürfen, daß sie niemals in ihrem Leben eine Nacht im Freien zugebracht haben, ganz besonders aber keine unter luftigem Zelt in dichtgeschlossenem Urwald auf der Erde liegend. Jenen Schutz gegen Kühle und Feuchtigkeit, den man in Europa mit allen Mitteln unserer Cultur dem Körper zuteil werden läßt, sucht man hier in völlig ungenügender Weise durch einige Decken und ein flackerndes Feuer zu ersetzen. In ungenügender Weise sage ich, denn die ungeheure Menge von Feuchtigkeit, die solcher Urwald in sich schließt, findet trotz aller Vorsorge doch stets einen Weg, um zu deinen Kleidern (nebenbei dem einzigen Anzuge, den du mit dir führst) vorzudringen, sei es in der Form von Regen durch die von den Ratten in das Zelttuch genagten Löcher, sei es als aus dem Boden aufsteigende und deine Decken durchdringende Nässe, sei es als Tau, der sich durch den Zwischenraum zwischen dem Erdboden und den Zeltwänden Bahn bricht. Früh morgens, einige Stunden vor Sonnenaufgang, wirst du in solcher Lage stets mit leichtem Zähneklappern und einem unangenehmen Gefühl des Fröstelns aufwachen. Mit Erstaunen wirst du alsdann bemerken, daß die Decke, in welche du dich gehüllt hast, daß die Decke, die dir als Unterlage dient, daß dein Bart und dein Haar sich schon kaum mehr feucht, sondern beinahe naß anfühlen.

Und dennoch und trotz allem habe ich der Aussicht, wieder einmal eine Nacht im Freien verbringen zu müssen, stets mit einer gewissen Freude entgegengesehen. Das ist solch buntes Leben, so etwas ganz anderes, als die mit Bett, Waschtisch, Sofa und zwei Stühlen ausgestatteten Zimmer eines Gasthofes. Schon die Vorbereitungen müssen den, der darüber nicht den Kopf verliert, interessiren: die Auswahl des Lagerplatzes, das Abladen des

Gepäcks, das Freihauen eines zum Aufſtellen des Zeltes beſtimmten Ortes, das Suchen nach Waſſer, das Fällen und Herbeiſchleppen von Brandholz, das Aufſchlagen des Zeltes, das Anzünden eines großen und flackernden Feuers, um das ſich die ſchwarzen Geſtalten der Kru-Leute gleich ebenſo vielen Teufeln herumbewegen, das Abmeſſen des für die Träger beſtimmten Reis, Waſſers, Zwiebacks, Tabaks und Rums, das Auskramen der eigenen Lebensmittel, das Kochen, Schmoren und Auftiſchen unter ſolchen höchſt primitiven Verhältniſſen, und endlich die Mahlzeit ſelbſt. Die Ankunft iſt naturgemäß der ſchönſte Augenblick des Reiſenden, und nur ein Miſanthrop könnte bei der darauffolgenden Mahlzeit ſchlechter Laune ſein. Aber bei guter und beſter Laune iſt es eine Kunſt, mit dem Mitgenommenen Haus zu halten. So karg auch der Speiſezettel (heute Reis und Corned Beef, morgen Corned Beef und Reis) ſein mag, ſo ißt und trinkt man doch gleich den alten Sybariten, als ob man morgen ſterben würde.

Dann wird geraucht, geſcherzt, geſungen, während der flackernde Schein des Lagerfeuers die natürliche Wildheit und Anmut des Urwaldes noch vermehrt, ein kleiner Rundgang zu den engen Grenzen des freigehauenen Gebiets gemacht und ſchließlich das längſt vorbereitete harte Lager aufgeſucht. Noch ſchläft man nicht, noch blickt man in die Flammen des entweder mitten im Zelte oder draußen vor dem Zelteingang weiter glimmenden Feuers und lauſcht, an alle Lieben und alles Liebe daheim denkend, den vielerlei ſeltſamen und zum Teil etwas unheimlichen Stimmen, die nächtlicherweile im Urwalde laut werden. Vielleicht auch glitzern, wenn das Feuer niedergebrannt iſt, ſei es durch die niemals fehlenden Löcher eines vielgebrauchten Zeltes, ſei es durch die Eingangsöffnung, die Sterne herein, wenn nicht gar der Mond die abenteuerlichen Formen des Waldes mit ſeinem zauberhaften Lichte zu beleuchten beginnt. So hart auch das Lager ſein mochte, ſo habe ich doch niemals im Freien (es ſei denn auf hohen Bergen der Kälte wegen) eine ſchlafloſe Nacht verlebt. Am folgenden Morgen fühlt man ſich ein wenig gerädert, aber nach fünf Minuten, ſobald man erſt aufgeſprungen iſt, geht das vorüber. Und was ſchadete es auch, ſolange die Kraft der Jugend ewig und unerſchöpflich zu ſein ſcheint, ſo lange man von Erfolg zu Erfolg vorwärts ſtürmen zu dürfen glaubt!

Nach einer durch Sturm und Gewitter etwas unruhigen

Nacht erhoben wir uns um 5 Uhr, gelangten aber, da doch noch vielerlei zu erledigen war, erſt um 7 Uhr zum Aufbruch. Der größte Teil des Gepäcks wurde nebſt vier Kru-Leuten unter der Obhut des Hauptmanns Grando unten zurückgelaſſen. Von den fünf Kru-Leuten, die wir mitnahmen (ſelbſtverſtändlich die kräftigſten und ausdauerndſten), trug einer die Decken, einer das Brandholz, einer die Zeltſtangen und das Waſſer, einer die Lebensmittel und der fünfte das Zelt. Ich glaube kaum, daß wenn wir, anſtatt friſchweg zu befehlen, Freiwillige aufgerufen hätten, irgendeiner ſich gemeldet haben würde. Unſer Führer hatte zu Ehren des Tages einen kurzen Jagdrock, Hoſen, Stiefel und Gamaſchen angelegt und ſah in dieſer nicht unvorteilhaften Kleidung wie ein regelrechter Alpenbeſteiger aus. Als alles zum Aufbruch bereit ſtand, war er urplötzlich verſchwunden und mußte über eine halbe Stunde lang wie eine Stecknadel geſucht werden. So ſind die Schwarzen — unglaublich gedankenlos und leichtſinnig.

Zunächſt ging es den gewaltigen, früher erwähnten Bergwall hinan, von dem vor Zeiten viele Dutzende und, faſt möchte ich ſagen, viele Hunderte von Lavaſtrömen, die jetzt in ihrem erkalteten Zuſtande den Erhöhungen auf der Schale einer Melone glichen, heruntergefloſſen ſind. Ein eiſig kalter Sturmwind umſauſte uns und verurſachte ein unangenehmes Gefühl der Entzündung in Bruſt, Rachenhöhle und Naſe. Von übermäßiger Wärme oder ſtarker Tranſpiration konnte hier ſelbſt beim angeſtrengteſten Berganſteigen nicht mehr die Rede ſein. Zu unſern Füßen lagen alle jene glorioſen Bergrieſen, wie der Kleine Kamerun-Berg, der Erdwerk-Krater, der Helenen-Berg u. ſ. w., die uns von unten aus ſo impoſant erſchienen waren. Noch tiefer abwärts ſchwebte, den Anblick der See verhüllend, ein in faſt unheimlicher Weiſe durcheinandergewirbeltes Wolkenmeer. Auch über unſern Köpfen jagten Wolken über Wolken dahin, bloß ab und zu den Sonnenſtrahlen freie Bahn laſſend. Die Träger mußten, wenn ihre Kräfte nicht vorzeitig erſchöpft werden ſollten, etwa alle halbe Stunden ihre Laſt niederſetzen und Halt machen. Obwohl es ſo äußerſt ſteil bergan ging und der rauhe Wind die Lungen arg mitnahm, ſo kam man doch ſchneller von der Stelle als drunten im Walde, und zwar einesteils deshalb, weil der Boden ganz hart war, und andernteils, weil man gradeaus gehen konnte, ohne die endlos geſchlängelten Negerwege benutzen zu müſſen.

Humuserde oder anderes Gestein als vulcanisches gibt es hier nicht mehr. Zwischen dem spärlichen verkümmerten Büschelgras blickt überall die grauschwarze Lava durch. Die Richtung unseres Marsches von der Jägerhütte aus war abwechselnd N. und NO. Die Temperatur betrug um 8 Uhr bei ostsüdöstlichem Winde $13^1/_2{}^0$ C. Um ein Viertel nach 8 Uhr erblickten wir zum ersten Mal in weiter Ferne und auch bloß auf ganz kurze Zeit die als die drei Schwestern bezeichneten Kuppen des Götterberges. Dieser Anblick war aber weniger schön, als wir erwartet hatten, weil der größte Teil des Götterberges einstweilen noch verdeckt blieb und die Ausschau nach unten durch Wolken verhindert wurde. Auch in dieser Höhe gab es außer allerlei merkwürdigen Algenpflanzen noch immer Reisig und 3—4 Fuß hohe, gelbblühende, vom Winde zerzauste Büsche, die unserm Ginster-Gestrüpp glichen. Bäume kommen dagegen über 2900 Meter hinaus auch in den am besten geschützten Thälern nicht mehr vor. Die Farbe des Grases war hier gelb und die Farbe der Berge dem entsprechend gelb, mit grauschwarz untermischt.

Um $8^1/_2$ Uhr betrug die Temperatur im Sonnenschein 18° C. und im Schatten an einem geschützten Orte 16° C., sobald dagegen der Wind das Thermometer erreichte 14° C. Jedermann, der einmal auf dem Rigi gewesen ist, weiß, wie urplötzlich das Thermometer um mehrere Grade fällt, sobald die Sonne untergeht oder auch bloß von Wolken verdeckt wird. Dieser plötzliche Temperaturwechsel macht sich aber hier in dieser großen Höhe noch viel stärker bemerkbar. Wir drei Weiße — Leute im Alter von 26, 31 und 32 Jahren — litten nicht im geringsten unter den Strapazen des Weges, während die Schwarzen sich mühsam in weiten Zwischenräumen hinterherschleppten. Uebrigens befanden sich meine von der scharfkantigen Lava zerschnittenen schweren Stiefel (das zweite Paar auf dieser Tour) bereits in einem beklagenswerten Zustande. Um 9 Uhr betrug die Temperatur im Schatten $18^1/_2{}^0$ C.

Unser Führer begann plötzlich laut zu rufen und mit allen Gliedern seines Körpers in der unbeschreiblichsten Weise zu gesticuliren. Dicht vor ihm war aus weichem Mooslager eine mächtige, die Größe eines mittelgroßen Hirsches erreichende Antilope aufgesprungen. Sie schien gar nicht geneigt, sich sonderlich zu beeilen, und schaute uns mehrmals, nach kurzem Lauf wieder

stehen bleibend, mit ihren großen Augen an, bis wir etwa auf 50 Schritte herangekommen waren. Während wir Weiße uns an der Schönheit und gemsenartigen Anmut des Tieres erfreuten, wollte Silvas Bedauern, daß er auf unsere Veranlassung hin sein Gewehr zurückgelassen habe, gar kein Ende nehmen. In diesem schwarzen Angola-Mann war mit Einem Schlag ein wildes Jagdfeuer entbrannt, und beim Anblick jeder weitern Antilope, deren wir im ganzen sechs sahen, geriet er förmlich in Ekstase.

Als ein dichter Nebel über uns hinwegzog, wurde die Kälte so groß, daß unsere Kru-Leute zu heulen begannen und dicke Thränen aus ihren Augen hervorquollen. Wir wickelten sie, so gut es eben ging, in Decken ein. Wir befanden uns auf dem Kamm einer ersten Kette, aber dahinter türmten sich viele Berge und Krater und auch eine noch höhere Bergkette auf. Hinter jener zweiten Bergkette glaubte unser Führer durch den Nebel hindurch in nordnordöstlicher Richtung abermals den Gipfel des großen Kamerun-Berges zu entdecken. Gradeaus vor uns, aber ein wenig nach links, lag dicht in der Nähe der mit Lavablöcken wie der Pudding mit Mandeln gespickte Calvo-Krater. Auch hier wäre noch, wenn wir das vorher gewußt hätten, von verdorrten Ginsterbüschen herrührendes Brennholz in einer für unsere Bedürfnisse ausreichenden Menge zu finden gewesen. Zukünftigen Besuchern des Kamerun-Gebirges werden vielleicht meine Mitteilungen das Knacken der sehr harten Nuß ein wenig erleichtern. Mir konnten Burtons Angaben kaum von irgendwelchem Nutzen sein, da sie sich allzu wenig mit praktischen Dingen beschäftigen und auch teilweise veraltet sind. Herr v. Rogozinski hat das meiste Material für den von ihm ausgearbeiteten Plan unserer Reise den Angaben der Eingebornen entnommen.

Um 10 Uhr stellte sich die Temperatur im Wind auf 10° C. Wir kamen an zwei kleinen Kratern vorüber, von denen der eine von einem Gewirr tiefschwarzer und noch gar nicht verwitterter Lavablöcke umgeben war. Der Boden, über den wir hinwegschritten, bestand weiterhin aus grauem vulcanischen Sand, aus dem bloß stellenweise die schwarze Lava hervorragte. Und immer noch und unaufhörlich ging es bergauf, bald über zackige Felsrücken, bald durch Thäler und ausgedehnte Bergkessel. Um 11 Uhr wurde vor einem ungeheuren, einem sturmbewegten See gleichenden Lavafelde Halt gemacht. Ich habe selten etwas fremd-

artigeres gesehen als dieses Gewirr von schwarzen Eiszapfen und ebenso schwarzen, aber an der Oberfläche mit einer dünnen Moosschicht überzogenen Lavablöcken. Der Führer riet, die Träger hier zurückzulassen, da dieselben mit ihren nackten Füßen nicht über die spitzigen Nadeln des Lavafeldes würden hinübergelangen können. Hinter einem ungeheuren, das Lavafeld an einigen Stellen einschließenden Lavawalle fanden wir Schutz vor dem eisigen Winde und beschlossen, an einem ziemlich tief gelegenen, gutgeschützten und deshalb auch mit Gras bestandenen Plätzchen unser Lager aufzuschlagen. Es ist merkwürdig, wie überall an der geschützten Seite der Berge selbst hier noch Gras, Moose, Blumen und sogar noch einzelne Sträucher vorwärts kommen, während die dem Winde ausgesetzte Seite der Berge vollkommen kahl ist.

Das Aufstellen des Zeltes nahm diesmal längere Zeit in Anspruch. Da der Härte des Bodens wegen keine Pflöcke eingeschlagen werden konnten, so trugen wir schwere Lavastücke herbei, welche die Zeltleinwand am Boden festhalten sollten. Unsere Kru-Leute ermangelten in dieser Höhe und bei dieser Temperatur der Energie und mußten öfters ermutigt werden. Es ist überhaupt schon schwer genug, Schwarze, die an das Gebirgsklima nicht gewöhnt sind, bis zu solcher Höhe mit hinauf zu bringen. Obwohl der Götterberg jetzt bloß halb verdeckt von einem andern Berge gradeaus vor uns liegen mußte, so ließ sich doch des starken Nebels wegen die genaue Richtung nicht feststellen.

Als aber nach anderthalbstündiger Rast der Nebel zerriß, traten wir sofort, bloß von Silva begleitet, den letzten entscheidenden Marsch an. Zunächst mußten wir das etwa drei Kilometer lange und ebenso breite, einen flachen Bergkessel ausfüllende Lavameer passiren, welches, wie wir später zu beobachten Gelegenheit hatten, von zwei großen Lavaströmen gebildet worden ist, die sich aus dem seitdem erloschenen und zusammengestürzten Krater des Götterberges ergossen haben. Die Lava ist in unzählige kleine und große Blöcke zerspalten, auf denen eine eisgraue, in einzelnen Gegenden von Angola als Geld dienende Moosart wuchert. Es war schon wieder sehr neblig geworden und unser Führer mußte aufmerksam ausschauen, um den wahren und wirklichen, aus drei Kuppen bestehenden Kamerun-Berg nicht zu verfehlen. Dem englischen Missionar Thomson ist es in Begleitung desselben Führers Silva widerfahren, daß er einen viel niedrigern Berg bestieg und

anfänglich (d. h. bis der Nebel sich lichtete) fest überzeugt war, auf dem dicht dahinter sich erhebenden großen Kamerun-Berge gewesen zu sein.

Als wir das Ende des Lavafeldes erreicht hatten, befanden wir uns vor einem niedrigen, jenen Berg, den Thomson fälschlich für den Götterberg gehalten, mit einem hübschen Krater verbindenden Gebirgssattel, über den vor Zeiten zwei mächtige Lavaströme heruntergestürzt sind. Diese sahen in ihrer Erstarrung ähnlich, nur unendlich viel großartiger aus als der Rhonegletscher. Auf dem Kamm des erwähnten Gebirgssattels, den wir, um zum Fuße des Götterberges zu gelangen, überschreiten mußten, entdeckten wir eine Anzahl hübscher, kleiner, vor dem Winde geschützter Kessel, die sich vortrefflich zum Aufschlagen des Lagers geeignet haben würden. Wir waren bereits 1¼ Stunden von der zuerst gewählten Lagerstätte her unterwegs und bereuten jetzt (da es unmöglich schien, am gleichen Tage den Götterberg zu besteigen und wieder zum ersten Lager zurückzugelangen), die Kru-Träger nicht mit uns bis hierher gebracht zu haben. Wir sandten daher den Führer zurück, um das Zelt abbrechen zu lassen und die Träger nebst dem Gepäck zu den kleinen Höhlen auf dem Kamme des obenerwähnten Gebirgssattels zu geleiten.

Eine halbe Stunde lang waren wir, und zwar jetzt, da über die Richtung kein Zweifel mehr bestehen konnte, so schnell wie nur irgend möglich über vulcanischen Sand und verwitterte Lavaströme dahingeschritten, als wir den von Thomson fälschlicherweise für den Götterberg angesehenen, in seiner Form dem Vesuv und der Somma gleichenden Gipfel hinter uns lassend am Fuße der höchsten Erhebung des ganzen Kamerun-Gebirges standen. Es war 1 Uhr 45 Minuten. Vor uns türmte sich in unheimlicher Steilheit (aber ausgenommen den höchsten Kamm ohne senkrechte Abstürze) eine 600 Meter hohe Bergmasse empor. Sollten wir, so freundlich auch die drei Schwestern herunterzuwinken schienen, noch zu so später Stunde das Wagnis unternehmen? Die Ueberlegung dauerte bloß wenige Minuten, dann hieß es „vorwärts, vorwärts!“ Eine fliehende Antilope, deren Fußspuren wir noch weit berganfwärts verfolgen konnten, schien uns den Weg zeigen zu wollen. Aber welche Riesenarbeit hatten wir ohnehin schon Ermüdete unternommen! War man auf Händen und Füßen vorwärts strebend zu einem Absatz oder Haltepuncte gelangt, so ent-

ſank beinahe der Mut, wenn man zurückblickend die zurückgelegte Entfernung mit der noch übrigbleibenden verglich.

Um 2½ Uhr ſtand ich in der Mitte eines Bergrutſches von vulcaniſchem Sand auf einem daraus hervorragenden hohen Felſen, deſſen Erwähnung, da er auch von unten her geſehen werden kann, meinen etwanigen Nachfolgern als Richtſchnur für den einzuſchlagenden Weg dienen mag. Bald mußten wir über Lavablöcke, bald über vulcaniſchen Sand dahinklettern. Letzterer war am unangenehmſten, weil man, indem man drei Schritte machte, ſtets wieder zwei Schritte zurückrutſchte. Allmählich wurde ich heiſer und immer heiſerer, bis ich ſchließlich gar nicht mehr ſprechen konnte; erſt nach kurzem Ausruhen auf dem Gipfel kehrte mir die Stimme zurück. Die Steilheit des Berges und die Schwierigkeit des Steigens wurden, je weiter wir gelangten, immer größer. Ab und zu machte man auch wohl eine unfreiwillige und nicht ſehr ſanfte Rutſchpartie. Ob die Seite, die wir zum Aufſtieg gewählt hatten, die günſtigſte iſt, vermag ich nicht anzugeben; mir ſcheint es, als ob man vermittelſt eines mehrſtündigen Umweges auf bequemere Art zum Gipfel gelangen könnte. Glücklicherweiſe erwies ſich meine Beſorgnis, von der Bergkrankheit befallen zu werden, als unbegründet.

Um 3 Uhr 45 Minuten ſtanden wir drei Weiße auf jener ſtolzen, erſt dreimal vorher beſtiegenen Höhe, von der aus wir, trotz der undurchſichtigen Luft, doch noch immer ein kleines Königreich zu überblicken vermochten. Leider fehlte jedes, auch das kleinſte zum Raſten und Ausruhen einladende Plateau. Die drei Kuppen, von denen die mittlere — der eigentliche Götterberg — die höchſte iſt, liegen in einer Linie, und da von dem ehemaligen Krater des Götterberges, nachdem die Nordhälfte abgeſprengt wurde und hinunterſtürzte, bloß ein zackiger Rand ſtehen blieb, ſo gleicht der ganze Gipfel mehr einem Kamm als einer Fläche.

Auf der einen Seite (Nord) ein grauenhafter ſenkrechter Abſturz von rotem Geſtein, auf der andern ein ſteiles, mit kümmerlichen Mooſen beſtandenes Gehänge, auf dem man mit großer Vorſicht einherſchreiten muß, wenn man nicht von dem raſenden Sturmwind über jenen Kamm geſchleudert werden will, hinter dem ſich der Abgrund eröffnet. Es ſchauderte mir, als ich vorſichtig auf Händen und Füßen mich fortbewegend hinunterblickte. Zu unſern Füßen ſchien jene ganze Fabrik des alten Zeus zu liegen,

in der zur Beunruhigung der armen Sterblichen Wolken und Wetter, Donner und Blitz gemacht werden. Wenn ich ein Maler wäre, so würde ich mir diese abenteuerlichen und riesenhaften, an die Figuren der nordischen Mythologie erinnernden Wolkengebilde zum Gegenstande eines Bildes gewählt haben. Leider schienen dieselben Wolken, deren Majestät wir bewundern mußten, neidisch alles übrige verhüllen zu wollen. Als aber endlich vom Sturme gerüttelt der dichte Schleier sich ein wenig lichtete, da war der Blick auf diese Krater, diese Lavaströme und Lavameere unbeschreiblich, unnennbar, namenlos großartig.

Vom Sturmwind umheult, legten wir uns nieder, um, obwohl unsere erstarrten Hände kaum die Feder zu halten vermochten, eine Urkunde über unsere erfolgreiche Besteigung abzufassen. Dieses Papier wurde dann in eine Flasche gesteckt und mit derselben zwischen herbeigetragenen Steinblöcken vor der Gewalt des Windes geschützt. Das Schriftstück war in Latein abgefaßt, da weder der Deutsche den Gebrauch der polnischen Sprache gern gesehen haben würde, noch die Polen den der deutschen.

Die Temperatur betrug oben um 4 Uhr nachmittags, wenn Wolken vorüberzogen, 4° C., wenn die Sonne schien, 5° C. und beim Auflegen des Thermometers auf den Erdboden 6° C. Stieg ich aber auf der andern, vor dem Winde geschützten Seite des Berges bloß ein klein wenig abwärts, so zeigte das Thermometer beim Auflegen auf den Erdboden 11° C.

Es ist eine Ehrensache, wenn man einmal im Kamerun-Gebirge umherreist, alsdann auch die höchste Spitze erklommen zu haben, aber bis hierher vorzudringen, ist, so lange keine Drahtseilbahn auf den Götterberg führt, ganz gewiß kein Vergnügen. Die eingebornen Bakwiri sind der Ansicht, die weißen Männer stiegen auf den Götterberg, um dort eine Medicin zu holen, die sie noch stärker und klüger mache, als sie ohnehin schon seien. Die schon etwas mehr gewitzigten Kru-Leute, denen der Sinn und Nutzen aller dieser Anstrengungen natürlich eben so unbegreiflich ist, sagen, es sei „book palaver“ (eine Bücherſache). Schwarze Jäger sollen ihre Streifzüge ab und zu bis zum Fuße des großen Kamerun-Berges ausdehnen; wenigstens will man nächtlicherweile ihre Lagerfeuer dort bemerkt haben. Zum Gipfel selbst scheint aber des Aberglaubens wegen niemals ein Eingeborner gelangt zu

ſein. In der Sprache der Eingebornen lautet der Name des Berges „Mongo-ma-Loba“, d. h. „Götterberg“.

Da einesteils die Kälte (die auch durch das Auffinden eines erfrorenen Vogels veranſchaulicht wurde), andernteils die Notwendigkeit, vor Einbruch der Nacht wieder mit unſern Leuten zuſammenzutreffen, zum Aufbruch drängten, ſo verbrachten wir bloß 40 Minuten auf der ſturmumſauſten Höhe. Beim Abwärtsſteigen waren wir ſehr beſorgt, ob wir auch unſere Schwarzen finden und nicht etwa einem der zahlreichen Abſtürze allzu nahe kommen würden. Glücklicherweiſe zerriß der Nebel, während wir noch mehr herunterrutſchten als ſtiegen, und von jetzt ab dienten uns die bekannten Bergformen als Richtſchnur. Mit großer Freude ſahen wir von der Stelle aus, wo wir uns von dem Führer getrennt hatten, Rauch aufſteigen. Unſere Schwarzen, obwohl vor Kälte zitternd, begrüßten uns, als wir 1¼ Stunden nach dem Aufbruch vom Gipfel bei ihnen eintrafen, mit aufrichtiger Freude. Weniger erfreulich war es, daß ſie während unſerer Abweſenheit alles bei ihnen zurückgelaſſene Waſſer bis auf den letzten Reſt getrunken hatten, ſodaß wir, obwohl vor Durſt faſt vergehend, bis zur Ankunft in der Jägerhütte am folgenden Tage warten mußten, ehe ein Tropfen Waſſer über unſere Lippen kam.

Unſer Zelt war in einer der zahlreichen Senkungen am Fuße jenes Berges, den Thomſon fälſchlich für den Götterberg gehalten hatte, bereits aufgeſtellt, und es war auch ein tüchtiges Feuer angezündet worden. Blickte man, mit dem Geſicht zum Götterberge gewandt, nach rechts, ſo hatte man einen hübſch und äußerſt regelrecht geformten Bergkegel vor ſich, der freilich von unſerm Lager aus nicht als das, was er war, nämlich als ein erloſchener Krater erkannt werden konnte.

Während der Nacht donnerte und blitzte es wieder, und nach Ausſage der Schwarzen hatte ſich ein Rudel Antilopen ganz in der Nähe unſeres Zeltes umhergetrieben. Am folgenden Morgen um 6 Uhr maß ich die Temperatur zu 8° C. Wir brachen um 6 Uhr 50 Minuten auf, erreichten um 8 Uhr das jenſeitige Ende des Lavafeldes und trafen um 9 Uhr 35 Minuten wieder bei unſern in der Jägerhütte zurückgelaſſenen Leuten ein. Wir erfuhren von ihnen, daß während unſerer Abweſenheit einige Buea-Leute dort geweſen ſeien, aber ſchnell Reißaus genommen hatten, als ſie die neuen Inſaſſen der Hütte bemerkten. Als Bezahlung für

die Benutzung der Hütte hingen wir ein Bündel (head) Tabak darin auf und traten ſchon um 11 Uhr 20 Minuten den Marſch nach Manns Quelle an, welche wir um 2 Uhr 20 Minuten erreichten. Unterwegs ſahen wir wieder mehrere Antilopen.

Als wir uns Manns Quelle näherten, nahm unſer Führer mit geheimnisvoller Miene ein Feuerzeug aus der Taſche, trug etwas Reiſig zuſammen und zündete ein Feuer an, das der Windrichtung folgend in dem hohen trockenen Graſe ziemlich ſchnell, obwohl bei weitem nicht ſo ſchnell, wie die landläufigen Schilderungen von Präriebränden es darſtellen, um ſich griff. Bald wälzte ſich das improviſirte Prärieſeuer mit ſtarkem Geknatter und ungeheure Rauchwolken aufwirbelnd an verſchiedenen Abhängen empor. Anfänglich waren wir beinahe entſetzt über die Wirkung, ſahen dann aber, als wir erfahren hatten, daß jedermann, der eine größere Fläche trockenen Graſes finde, das nämliche thue, mit Entzücken dem großartigen Schauſpiel zu.

Als wir uns bei Manns Quelle ermüdet auf dem harten Lager in den Hütten der Schweden niederſtreckten, wurden wir ſchon bald wieder durch die entſetzlichen und ſehr großen Treiber-Ameiſen aufgeſcheucht, deren Biß recht ſchmerzhaft iſt. Wir ließen Feuer anzünden, um ſie durch den Rauch zu vertreiben. Gegen Abend, als wir mit dem Einſchneiden unſerer Namen in die Bäume — an einem ſo ſelten beſuchten Orte liegt noch einiger Sinn darin — beſchäftigt waren, erſchienen einige mit Steinſchloßgewehren bewaffnete Buea-Leute, die uns, da ihnen wohl das in der Jägerhütte zurückgelaſſene Geſchenk gefallen und Vertrauen eingeflößt haben mochte, Coca, wilden Honig und andere Dinge zum Kauf anboten. Mit erſtaunten Blicken betrachteten ſie unſere in die Bäume eingemeißelten Namenszüge, und da dieſelben nach ihrer Anſicht Fetiſch (ſo etwas wie Zauberei) waren, ſo durften wir mit Gewißheit vorausſetzen, daß kein Eingeborner es wagen würde, ſie zu zerſtören.

Von Manns Quelle marſchirten wir am ſiebenten Tage der Reiſe um 7½ Uhr morgens weg, erreichten um 8 Uhr 40 Minuten die Grenze, jenſeit deren es bloß Wald gibt, und lagerten um 12 Uhr 30 Minuten wieder bei der Höhle Iſſuma. Diesmal erblickten wir auch im Walde, wo ſonſt das Wild meiſt unſichtbar bleibt, eine Antilope. Affen haben wir dagegen, obwohl wir beſtändig ihr Gebrüll hörten, auch nicht ein einziges Mal zu Geſicht

bekommen. Etwa 1000 Fuß oberhalb Jssumas begannen die früher erwähnten Elefantenspuren. Auch machte uns der Führer auf Fallgruben aufmerksam, wie sie von den Eingebornen zum Fang der wilden Schweine hergerichtet werden. Der Rückmarsch vollzog sich in unglaublich viel kürzerer Zeit als das Aufwärtssteigen, einesteils, weil es bergab ging, andernteils, weil nunmehr bereits ein Weg durch das Dickicht gebahnt war und unsere, des größten Teils ihrer Last entledigten Kru-Leute mit uns Weißen gleichen Schritt zu halten vermochten.

Trotzdem hätte mir dieser Rückmarsch beinahe einen ernstlichen Unfall zugezogen. In meinem Feuereifer, die Reise zu beschleunigen und zum Kamerun-Fluß zu gelangen, wo ich bereits das deutsche Geschwader vermutete, vernachlässigte ich die bei diesen Wald- und Buschwegen so sehr nötige Vorsicht, trat, als ich grade den Kopf nach den säumigen Kru-Leuten herumwandte, auf das einen Abgrund überdeckende morsche Dach von Reisig und Blättern und stürzte hinterrücks einen hohen Felsen hinunter. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich den Führer und einige andere Schwarze zu meiner Unterstützung herbeieilen. Aber ich schämte mich, weil ich der Eile, die ich andern hatte zumuten wollen, zum Opfer gefallen war, und wies ihre Hülfe zurück. Als ich mich überzeugt hatte, daß keins meiner Glieder gebrochen sei, auch nicht das stark anschwellende linke Handgelenk, richtete ich mich trotz starker Schmerzen auf und marschirte wieder an der Front.

Um 2 Uhr 15 Minuten brachen wir von Jssuma auf und gelangten um 4 Uhr 45 Minuten nach Boando, wo wir Dikko und Monika, bei denen wir andernfalls eingekehrt sein würden, in großer Trauer um ihre vor wenigen Stunden verstorbene Mutter vorfanden. Der stumme Schmerz des herculischen Dikko und die Totenklage der heulenden Weiber war wirklich rührend; diese augenscheinliche Anhänglichkeit an die dahingeschiedene Mutter söhnte mich mit den Bakwiri, von denen ich im übrigen keine besonders gute Ansicht in mich aufgenommen hatte, beinahe wieder aus. Wir übernachteten in derselben Hütte, wo wir auf der Hinreise eingekehrt waren, und gelangten am achten Tage in 70 Minuten nach Mokunda und von dort in 75 Minuten nach Bota. Sechs Canoes brachten am Abend des achten Reisetages uns und unsere Leute nach der reizenden kleinen Insel Moudole zurück.

Capitel IX.

Das Bakwiri-Volk.

(Ich übernehme die Rolle eines Elefantenjägers. — Der Marsch nach Mapanja. — Ein Frühstück mit der schönsten Negerin des Gebirges. — Eine diplomatische Aufgabe. — Ich verbünde mich mit den Herren Knutson und Waldau. — Elefantenjagd und Kautschukhandel. — Die vielerlei Stämme des weitverbreiteten Kamerun-Volks. — Keine Sklaverei im Gebirge. — Frauen sind ein wertvollerer Besitz als Ziegen. — Eine Diphtherie-Epidemie. — Religion und Hexerei. — Eine eigentümliche Art, Gesetze zu machen. — Die Trommelsprache ist die größte geistige Leistung der Neger-Rasse. — Vier Jahre Missionsthätigkeit und kein Christ. — Ich berufe eine Volksversammlung. — König Mosasso und Häuptling Musinje. — Papier und Feder sind Hexenwerk. — Unterzeichnung des Protectorats-Vertrags mit Mapanja. — Größe des unter deutschen Schutz gestellten Gebiets. — Anwerbung von Dolmetschern, Zeugen und Lastträgern.)

Am 3. Januar schiffte ich mich von Kamerun aus mit fünf herculischen Kru-Leuten (zu denen in Victoria noch zwei weitere hinzukamen) und einer Unzahl von Gepäckstücken auf dem mir zur Verfügung gestellten Küstendampfer „Dualla" ein und ankerte abends gleichzeitig mit der „Möwe", an deren Bord sich der General-Consul Dr. Nachtigal befand, vor Bimbia. Meine Schwarzen, deren Mangel an militärischem Drill ich unterwegs abzuhelfen und deren geringe Zahl ich durch Lastträger aus dem Gebirge zu verstärken gedachte, waren lauter auserlesene Leute. Da war zunächst Dr. Buchners Diener „Peter", der mir als eine Art von Adjutant zur persönlichen Aufwartung mitgegeben worden war und dem beim Marsche die Rolle zufiel, mein Ge-

wehr zu tragen — nach der Entwicklung seiner Muskeln der stärkste Neger und vielleicht der stärkste Mensch überhaupt, den ich jemals gesehen habe. Hauptmann (Headman) der kleinen Truppe sollte „Freeman" sein, ein Schwarzer mit freundlichen, fast möchte ich sagen, edlen Gesichtszügen, der unter all den zahlreichen Kru-Leuten von Kamerun als der zuverlässigste galt und der bereits von mehrern kleinen Streifzügen her eine gewisse Anhänglichkeit an mich gewonnen zu haben schien. Zum zweiten, stellvertretenden Hauptmann erkor ich „Tom", einen kleinen, breitschulterigen, gutmütig-dumm in die Welt schauenden Burschen, von dem ich anfänglich nicht viel hielt (der aber, wie ich gleich hier einschalten will, als Peter, Freeman und die meisten übrigen bereits zusammengebrochen waren, noch treu an meiner Seite stand).

Am frühen Nachmittag des 4. Januar — es war ein Sonntag — erschien die Dualla vor Victoria, ließ, als auf der Woermann-schen Factorei, zum Zeichen, daß sich der Agent dort befand, die schwarzweißrote Flagge emporgestiegen war, mich und meine Leute in ein großes Ruderboot hinübersteigen und dampfte dann laut empfangenen Auftrags sofort wieder ab. Dies alles hatte jedoch nicht so schnell geschehen können, daß es nicht in dem überneugierigen Victoria eine gewisse Aufregung hervorgerufen hätte. Kaum saß ich mit dem Agenten, Herrn Stehr, der wiederum am Fieber litt, bei einer Flasche Bier, als auch schon, einer nach dem andern, die Abgesandten der schwarzen Colonial-Regierung erschienen, fragend, wie ich mich befände, ob ich wiederum den Pic besteigen oder ob ich diesmal bloß Antilopen jagen wolle. Lachend erwiderte ich, daß es mir mehr um das große Wild, nämlich die Elefanten, zu thun sei. Die Folge dieser vielleicht nicht ganz zufriedenstellenden Antwort war, daß die Notabeln des Ortes bis in die späte Nacht hinein eine geheime Beratung abhielten. Meine Besteigung des Kamerun-Gipfels — eine Sache, die noch niemals einem Victoria-Manne geglückt war — hatte, wie mir Herr Stehr erzählte, viel Aufsehen gemacht. Von der vorher von einer Missionarin ausgesprochenen Ansicht, daß ich eine zarte Mädchen-Natur sei, schien man jetzt zurückgekommen, und indem man mir alles und jedes zutraute, zum graden Gegenteil übergegangen zu sein.

Ich ließ den Angola-Mann Silva rufen, der mir bereits zweimal als Führer gedient hatte, und fragte ihn, ob er mich gegen gute

Kru-Neger (Bruſtbild).
(Aus der Gartenlaube.)

Bezahlung auf einem zu unternehmenden Jagdzuge nach Mapanja geleiten wolle. Siloa sträubte sich anfänglich, weil verschiedene Ortschaften im Gebirge Krieg miteinander führten und erst vor wenigen Tagen in allernächster Nähe von Victoria ein Treffen stattgefunden habe. Er willigte aber schleunigst ein, als ich ein Goldstück in seine Hand drückte, und wurde beordert, sich für den folgenden Morgen fünf Uhr zum Abmarsch bereit zu halten. Die Hälfte der Nacht verbrachte ich mit einer derartigen Verteilung des allernotwendigsten Gepäcks, daß sieben Mann dasselbe wenigstens bis nach Mapanja hinauf befördern könnten. In Mapanja, dachte ich, würde, wenn meine dortige, vorwiegend diplomatische Aufgabe glückte, schon weiter vorgesorgt werden können.

Zunächst hieß es aus Feindesland hinauszukommen und meine kleine Truppe durch Freunde, die besser als ich das Gebirge und seine Bewohner kännten, zu verstärken. Aber diese Freunde, die ich erst gewinnen wollte, die ich niemals vorher gesehen hatte — kaum kannte ich ihre Namen, geschweige denn ihre Sinnesart —, war es nicht ein allzu großes Wagnis, auf ihre doch höchst fragliche Hülfe meine Pläne aufzubauen? Diese Betrachtung, werden meine Leser denken, hätte auch wohl früher und zu zeitgemäßerer Stunde in mir aufsteigen können. Das war sie auch. Tage und Nächte lang hatte ich sie in mir herumgewälzt und gesonnen und gesonnen, ob es keinen andern und sicherern Weg gäbe. Aber es blieb mir keine Wahl. Ich hatte keinen andern Weg gefunden, wenigstens keinen, der versprochen hätte, sicherer und in kürzerer Zeit zum Ziele zu führen.

Wohl war der Gedanke, einen Teil des Kamerun-Gebirges zu erwerben, meinem eigenen Hirn entsprossen, wohl hatte ich, und nicht ohne Erfolg, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um das Interesse meiner Landsleute wachzurufen, aber als nun zur Ausführung und zu Thaten übergegangen werden sollte, da fehlte denn doch einer der wichtigsten Factoren. Es fehlte grade derjenige, auf den ich mit voller und äußerster Zuversicht gerechnet hatte, ohne den ich, wenn noch die Entscheidung mir allein überlassen geblieben wäre, das Wagnis nimmermehr unternommen haben würde. Wenn ich dem seit mehrern Jahren im Lande lebenden Rogozinski und den im Lande gebornen Victorianern, die mit der Sprache und den Sitten der Gebirgsbewohner bekannt waren, den Rang ablaufen wollte, so bedurfte ich vor allem eines

in Umgang und Verkehr mit den Eingebornen durchaus vertrauten Begleiters. Nun pflegt sich der Ruf der Kaufleute und namentlich der deutschen Kaufleute, die über so sehr viel schöne Dinge verfügen, bis weit, weit ins Land hinein zu erstrecken. Was also wäre natürlicher gewesen, als daß mich einer dieser vielerfahrenen Leute begleitet hätte? Anfänglich fanden sich deren, die Lust und guten Willen zeigten, mehr als genug, als aber aus Gründen, die ich nicht zu widerlegen vermochte, weil sie sich auf andere und näherliegende Pflichten stützten, einer nach dem andern ablehnte, da stand ich vor einem Dilemma, das mir das Herz in der Brust zusammenkrampfen ließ.

Hast du dich, lieber Leser, jemals in einem Conflict, nicht wovon man so viel zu sprechen pflegt, der Pflichten, sondern verschiedener Arten des Ehrgefühls befunden? Mir war etwas derartiges bis dahin unbekannt geblieben und ich fand auch keinen Menschen, dem ich mein Herz und den darin wogenden Kampf hätte erschließen können. Wenn in jenem großen Feldlager, welches die Woermannsche Factorei bei König Acquas Stadt damals darstellte, alles schlief, so wog ich die beiden Möglichkeiten gegeneinander ab, bis schließlich, wenn die andern aufwachten, die geistige Ueberanstrengung mich in tiefen Schlaf versinken ließ. Man stellte mir an Hülfsmitteln alles und jedes zur Verfügung, was ich nur begehren oder als einen Wunsch erraten lassen mochte, aber man versagte mir das eine, was mir als das wichtigste erschien und ohne welches ich, wenn ich mir die Sache kühl überlegte, nimmermehr hoffen durfte, einen meinen Plänen und den Erwartungen, die ich bei den andern voraussetzte, entsprechenden Erfolg zu erzielen. „Ich werde gehen," sagte ich zu mir selbst, „ich werde kämpfen und ringen, und wenn ich dann doch ohne Erfolg zurückkehre, blamirt, entehrt, wird man dann nicht zu mir sagen, daß ich meinem Vaterlande, dem ich dienen wollte, mehr geschadet als genutzt habe?" „Unmöglich," wirbelte es mir dann durch den Kopf, „ein Mann, der, wissend, daß seine Mittel nicht ausreichen, um einen Erfolg zu erzielen, dennoch hinauszieht, würde, wenn er ohne Erfolg zurückkehrte, nicht bloß dem Scheine nach, sondern wirklich blamirt und entehrt sein."

„Also zurücktreten!" Aller Stolz, die in jedem Menschen wurzelnde Eigenliebe bäumen sich dagegen auf. „Man würde dich, und sei es noch so ungerecht, der Feigheit bezichtigen. Man

würde ſagen: Du haſt den Mut gehabt, deine Pläne zu entrollen, aber ſie durchzuführen, dazu hat dir der Mut gefehlt.“ Unmöglich.

Mit allen Ueberlegungen kam ich nicht weiter. Die Stunde der Entſcheidung nahte heran, und als dann die erſten und hervorragendſten unter meinen zur Zeit in Kamerun weilenden Landsleuten zur letzten und endgültigen Beratung vor mir ſtanden, da habe ich, ich will es offen geſtehen, nicht den vielleicht höhern Mut gehabt, „Nein“ zu ſagen. Ich ſagte „Ja“, und ich ging.

Verſteht jetzt der Leſer, warum mir keine andere Wahl blieb, als einen ſo unnatürlich hohen Wert auf die Hülfe und die Freundſchaft von Leuten zu legen, die ich nicht kannte, die ich niemals geſehen hatte? Und wenn mir die diplomatiſche Aufgabe in Mapanja nicht glückte? Dann mußte ein kühner, vielleicht könnte man ſagen, verzweifelter Schritt, über den ich mir vollkommen klar war, den ich aber jetzt nicht mehr zu enthüllen brauche, über die Schwierigkeit hinweghelfen. Ich hatte, als ein Ergebnis des oben geſchilderten Conflicts, gethan, was ein vernünftiger und gewiſſenhafter Menſch niemals thun ſollte, ich hatte mir, wenigſtens ſo wie ich die Sache auffaßte, die Möglichkeit einer auch ohne Erfolg noch ehrenvollen Rückkehr vollkommen abgeſchnitten. Während der ganzen Dauer des Unternehmens litt ich unſäglich unter dem übermächtigen Druck dieſes Gefühls, das mich zu einer fieberhaften Aufregung und in einzelnen Fällen zu einer Härte und Schroffheit verleitete, wie ich ſie ſonſt niemals gezeigt haben würde. Wenn in jener ganzen Zeit Wünſche von mir zum Himmel emporgeſtiegen ſind, ſo waren es ſolche wie: „Möge mit mir geſchehen, was will, aber wenn ich zurückkehre, ſo laß mich nicht ohne Ehren zurückkehren.“

Es war mir während der nächtlichen Ruheſtunden in Victoria der Gedanke gekommen, ob auch die in Mapanja wohnenden ſchwediſchen Elefanten-Jäger dem ihnen völlig fremden Manne Glauben ſchenken, ob ſie mich nicht etwa für einen Abenteurer anſehen würden. Noch hatte ſich das erſte Dämmerlicht nicht gezeigt, als ich an das Bett des Herrn Stehr trat, ihn fragend, ob er mich nach Mapanja begleiten wolle. „Es hat bloß den Zweck, zu ſagen, wer und was ich bin, ſo zu ſagen meine Identität feſtzuſtellen, damit die ſchwediſchen Herren mich nicht mit Argwohn empfangen.“

„Aber mein Chef in Kamerun würde darüber ungehalten ſein.“

„So werde ich ihn beruhigen."

„Und mein Geschäft?"

„Geschäft gibts wegen der weisen Entscheidung des Court of equity ohnehin nicht."

„Und wenn inzwischen meine Factorei niedergebrannt würde?"

„So werde ich den Schaden tragen."

„Gut, ich werde mit Ihnen gehen, aber auf Ihre Verantwortung hin."

„Auf meine Verantwortung."

Um 7 Uhr morgens stand, nachdem die Schwarzen vorher noch tüchtig gegessen hatten, die kleine, insgesamt aus zehn Mann bestehende Colonne zum Abmarsch bereit. Anstatt quer durch den Ort Victoria zu marschiren, was viel unnötiges Aufsehen hervorgerufen haben würde, wählten wir einen etwas längern, aber von der Factorei aus schon nach wenigen Minuten den dichten Urwald erreichenden Weg. Nach einer Viertelstunde gelangten wir zu jenem, schon früher erwähnten, krystallklaren und waldumstandenen Flüßchen, das sich ganz dicht bei Victoria ins Meer ergießt. Eine halbe Stunde lang nach Norden folgten wir seinem romantischen, ja, gradezu zauberhaft schönen Lauf. Dann wateten wir an einer Stelle, wo das Flüßchen sich ostwärts wandte, durch eine bloß 2 bis $2^1/_2$ Fuß tiefe Furt und rasteten am jenseitigen Ufer — eine Gelegenheit, welche unsere Schwarzen nicht vorübergehen ließen, ohne aus kelchförmig zusammengelegten Blättern fast über Gebühr zu trinken und sich nach Ablegung der wenigen Kleidungsstücke in die kühlende Flut zu stürzen.

Noch ging es eine weitere halbe Stunde lang nördlich über flachen Boden durch dichten, aber auf weite Strecken mit Bananen- und Oelpalmen-Pflanzungen durchsetzten Wald. Dann begann das Gelände stark zu steigen (nordnordöstlich) und nach $2^1/_4$ Stunden seit dem Abmarsch von Victoria (den Aufenthalt am Flüßchen abgerechnet) gelangten wir zu dem östlich von einem sehr hohen Berge gelegenen Dorfe Bongala. Von hier aus eröffnete sich der erste Ueberblick über das Meer, über die herrliche Bucht von Victoria und die ihr vorgelagerten paradiesischen Inseln. Die Insel Mondole lag genau südlich und der Ort Victoria, den wir aber nicht sehen konnten, etwa südsüdwestlich. Die Terrainbildung war höchst mannigfaltiger Art und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß jene in eintönigen Parallel-Linien

abwärtsführenden Bergkämme, wie die englische Seekarte sie nach Burtons und Grenfells Aufnahmen verzeichnet, in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind. Der Weg durch Bongala nahm, da die einzelnen Hütten der Bakwiri-Ortschaften ebenso zerstreut liegen, wie man das bei westfälischen Dörfern findet, nicht weniger als 20 Minuten in Anspruch.

Anfang und Ende eines Bakwiri-Dorfes kann man mit äußerster Genauigkeit feststellen, weil man jedesmal über einen hohen und aus dicken Pfählen höchst solide hergestellten Zaun klettern muß. Diese Zäune, die selbst bei den kleinern Dörfern kaum weniger lang sein können als 2—3 km und die ein ganz achtungswertes Maß von geleisteter Arbeit darstellen, dienen nicht etwa, wie man beim ersten Anblick glauben sollte, zu Verteidigungszwecken, sondern sind ausschließlich dazu bestimmt, das in den Dörfern und so zu sagen mit den Menschen lebende Vieh (einige wenige, keine Milch gebende Kühe und ziemlich viel Ziegen und Schweine) am Ausbrechen und am Zerstören der außerhalb der Zäune gelegenen Bananen-, Cassava- und Kokos-Pflanzungen zu verhindern. Pforten gibt es nicht, wohl aber sind, wo die durch den Wald führenden Fußpfade einen solchen Zaun erreichen, Pfähle von verschiedener Höhe derartig zusammengestellt, daß man wie auf einer etwas steilen Treppe hinauf- und an der andern Seite wieder herunterklettern kann. In Kriegszeiten stellen sich die Verteidiger nicht etwa hinter den Zaun, der ja wegen der Lücken zwischen den Pfählen nur wenig Schutz darbieten würde, sondern werfen an der Innenseite des Zaunes einen Schützengraben aus, sodaß sie also, während der Zaun solcher Stellung einen gewissen Grad von Sturmfreiheit gewährt, durch die Lücken zwischen den Pfählen hindurchfeuern können.

Bisher waren wir auf unserm Marsche nur wenig Menschen begegnet. Jetzt aber begann der Weg belebter zu werden. Denn es war in Victoria Markttag und aus den Ortschaften Bongala und Bonjongo, die, wenn sie auch noch nicht förmlich annectirt sind, doch in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis zu Victoria stehen, pflegen bei solcher Gelegenheit sehr viel Menschen und namentlich Weiber zur Küste herunterzukommen. Von all diesen Weibern interessirte mich bloß eine, deren Lob ich seit Wochen hatte singen hören und nach der ich denn auch durch Silva recht eifrig ausschauen ließ. Nicht weniger als vier, und zwar drei

verſchiedenen Nationen angehörende Weiße hatten mir im Vertrauen mitgeteilt, daß ſie in Mundjua, das ſchöne Mädchen von Bonjongo, das ſie drunten in Victoria kennen gelernt hatten, ſterblich verliebt ſeien. Drei von den vieren hätten ſie zum Weibe nehmen mögen, wenn nicht der hohe Kaufpreis von 50 Pfund Sterling, der für das Mädchen verlangt wurde, ſie zurückgeſchreckt hätte. „Mundjua“, ſagte man, „ſteht unter dem Einfluſſe der Miſſion, und die ſchwarzen Heiligen von Victoria verſtehen ſich auf den Schacher mit ſchönen Mädchen noch weit beſſer als die Heidenhäuptlinge des Gebirges.“

Wir hatten grade auf eine kleine Weile Halt gemacht und uns, die mitgenommenen Trinkflaſchen prüfend, auf umgeſtürzte Baumſtämme geſetzt, als von der Front her atemlos ein Burſche mit der Nachricht herbeikam, daß Mundjua uns begegnen werde. Als Silva das hübſche Kind zu mir führte, reichte ich ihr, mich vom Sitze erhebend — was Negern gegenüber eine ganz außergewöhnliche Höflichkeit iſt —, die Hand und ſagte, was mir beim Anblick der wirklich auffallend ſchönen Erſcheinung von Herzen kam: „Man hat mir erzählt, Mundjua, du ſeieſt das ſchönſte Mädchen in dieſem ganzen Gebirge. Ich finde, daß man mir die Wahrheit geſagt hat, und möchte wünſchen, daß du eine kleine Weile bei uns bliebeſt. Wenn du mit uns frühſtücken willſt, ſo werde ich allerlei hübſche Seidenſtoffe für dich herausſuchen laſſen, die du dann zum Andenken an den weißen Mann, dem du heute zum erſten und wahrſcheinlich zum letzten Mal begegnet biſt, mit dir nehmen kannſt.“

Ein kokettes Lächeln überflog das liebliche Geſichtchen, jedoch ohne daß ſie eine Antwort gegeben hätte. Aber ich ließ die kleine weiche Hand nicht eher wieder los, als bis ſie zuſtimmend mit dem Kopfe genickt hatte.

Alles dies erwähne ich ſo ausführlich, nicht bloß weil es ein anmutiges Zwiſchenſpiel in jenem rauhen und wilden Leben bildete, das ich nun ſchon ſeit langer Zeit geführt hatte, ſondern auch, weil das Intereſſe, welches dieſes Mädchen einflößte und einflößen mußte, weit über den Reiz des Augenblicks hinausging. Mundjua war nicht bloß die ſchönſte Negerin, die ich jemals geſehen habe, ſondern hätte auch, wenn ihre ſchwarze Haut urplötzlich weiß geworden wäre, noch immer eine Schönheit genannt werden müſſen. Man denke ſich einen Kopf mit lauter kleinen,

ſorgſam friſirten Löckchen und darunter eine mäßig hohe Stirn. Dann kommt zwiſchen ein Paar mandelförmigen ſchelmiſchen Augen eine wohlgeformte Naſe, die der ſchärfſte Kritiker nicht anders als griechiſch hätte nennen können. Darunter ein kleiner roſiger Mund mit zwei beim Lachen ſich zeigenden Reihen ſchneeweißer Perlen. Hals, Büſte und Wuchs des jungfräulich ſchlanken Körpers ſind tadellos und die nackten Füße ſo klein, wie man das ſonſt bloß bei Mulatten, aber faſt niemals bei Negern zu ſehen gewohnt iſt. Im Gegenſatz zu den übrigen Weibern reicht das ſaubere roſarote Hüftentuch bis weit über die jugendliche Bruſt, ſolchergeſtalt beinahe die Form einer römiſchen Toga annehmend. Und dieſes Mädchen war ſchwarz, ſogar ein wenig tättowirt. Aber das Schwarzbraun ihrer Hautfarbe war von einer vornehmern Art, als man es ſonſt bei Negern findet. Man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man glaubte, daß es unter Negern keinen „Teint“, keine größere oder geringere Zartheit der Haut gäbe. Es herrſcht in dieſer Hinſicht die gleiche Verſchiedenheit wie bei uns. Meine Kru-Leute waren grobhäutig wie deutſche Matroſen, aber Mundjua zeigte den zarten, durchſchimmernden Teint einer nordamericaniſchen Salondame.

Woher dieſes Naturſpiel? Wie kam die Negerin an den Wuchs und den Geſichtsausdruck einer blaublütigen Kaukaſierin? An Blutsvermiſchung war nicht im entfernteſten zu denken, denn die Hautfarbe war ſo ſchwarz, wie man ſie ſich nur irgendwie wünſchen konnte. Aber es war auch bloß einzig und allein die Farbe und außerdem wohl das krauſe Haar, was noch die Negerin verriet. Von allen andern typiſchen Merkmalen der Negerraſſe nicht die leiſeſte Spur: weder dicke, wulſtige Lippen, noch eine breite, plattgedrückte Naſe, noch auch der vorſtehende Unterkiefer.

Hatte die Natur ſich geirrt, indem ſie einem zur Europäerin beſtimmten Mädchen die ſchwarze Hautfarbe der Negerin verlieh? Solche Naturſpiele, dachte ich, kann man ſich gefallen laſſen. Das iſt doch zum wenigſten einmal eine Abwechslung gegen die zuſammengewachſenen Kinder, die affenartig behaarten Menſchen und die Schafe mit fünf oder ſechs Beinen. Das Vorkommen dieſes Naturſpiels grade in dieſer Gegend war um ſo auffallender, da das Bakwiri-Volk im allgemeinen und namentlich im Vergleich zu den Dualla von Kamerun durchaus nicht als hübſch bezeichnet werden kann. Mundjua war wie geſagt unter allen Negerinnen, die ich

gesehen habe, die einzige, die ohne jede Uebertreibung eine „Schönheit" genannt werden konnte. Der „hübschen" Negerinnen sind mir dagegen schon mehr zu Gesicht gekommen. Aber auch bei diesen war stets der eine oder andere Anklang an die Eigentümlichkeiten der weißen Rasse unverkennbar. Nur traten diese Anklänge nicht so unvermischt und alleinherrschend auf wie bei dem schönen Bakwiri-Kinde.

In Mapanja habe ich später noch eine 20—25jährige, schwere Lasten tragende und gänzlich verwelkte Frau (die ehemalige Geliebte eines inzwischen verstorbenen Missionars) gesehen, in deren vergilbten Zügen die Spuren einstiger Schönheit so tief eingegraben standen, daß ich mir veranschaulichen konnte, sie müsse in ihrer Jugend etwas ähnliches gewesen sein wie Mundjua. Auch Mundjua besaß nicht einmal die beauté du diable, sie war im vollsten Sinne des Wortes eine Eintags-Schönheit. Obwohl höchstens 15 Jahre zählend, zeigte sie doch schon die ersten, ganz leisen Spuren jenes Verwelkens, das bisweilen sogar schon vor der Reife zu beginnen pflegt und unter dem Einfluß harter Arbeit die armen Mädchen recht eigentlich um ihre Blüten und Rosenzeit betrügt. Aber wer auch verstände hier etwas von Blüten, von Knospen und Rosen? Das Los der armen Weiber, die glücklicherweise nichts besseres kennen und insofern ganz vergnügt sind, werde ich an anderer Stelle eingehender schildern. Ob europäische Cultur in dieser Hinsicht jemals eine Besserung mit sich bringen wird?

Meine Schwarzen sind halb eingeschlafen. Die fieberhafte Unruhe, daß ich etwas versäumen könnte, beginnt sich meiner aufs neue zu bemächtigen. Lebewohl, Mundjua! Gott gebe dir einen guten Mann und alles, was eine hübsche kleine Negerin sich wünschen mag.

Nach weiterm dreiviertelstündigen Marsche klettern wir über den 8—10 Fuß hohen Zaun des in 510 Meter Meereshöhe gelegenen Dorfes Bonjongo, wo eine von einem Schwarzen geleitete Zweigstation der Baptisten-Mission von Victoria eingerichtet worden ist. Im ganzen sind wir sechs oder allen Aufenthalt abgerechnet vier Stunden unterwegs gewesen, als wir die ersten Hütten von Mapanja erreichten. Aber Mapanja ist fast noch weitläufiger gebaut als die übrigen Ortschaften und die Schweden wohnen ganz hoch oben am höchstgelegenen Puncte des Dorfes. Bei einem

Complex von kleinen Häuſern, die ſich in nichts von denjenigen der Neger unterſcheiden, flattert an hohem Maſt die blaugelbe ſchwediſche Flagge. Vor der größten dieſer Hütten, die anſcheinend als Wohnhaus, dient ſind die Felle jagdbarer Tiere, wie z. B. Buſchkatzen, Antilopen u. ſ. w., zum Trocknen aufgeſpannt. In der Thür ſteht mit Trapper-Hut, Wollhemd und naturfarbenen Stiefeln ein junger rotwangiger Mann, der mit dem Putzen und Reinigen einer mächtigen Elefantenbüchſe beſchäftigt iſt. Herr Stehr ſagt mir, das ſei Guſtavſon, der Begleiter des einen der beiden ſchwediſchen Herren. Der Begleiter des andern war kurz vorher, ſei es am Fieber, ſei es infolge eines Sonnenſtichs, geſtorben.

Wir erfahren, daß die Herren Knutſon und Waldau zu einem mehrtägigen Jagdzug nach dem Mongo-ma-Etinde aufgebrochen ſeien, aber heute oder morgen zurückkehren würden, und werden von Herrn Guſtavſon eingeladen, in das Innere des Hauſes einzutreten. Dort ſtarrt es von Jagdtrophäen, wie Hörner, Felle u. ſ. w., ſowie von Gewehren aller möglichen Syſteme und Kaliber. An den Wänden ſind divanähnliche, mit Decken belegte und den Betten der Eingebornen — auch hier dienten ſie, wie ich ſpäter erfahren ſollte, als Betten — nachgeahmte Holzgeſtelle angebracht. In der Mitte ſteht ein urwüchſiger Tiſch, an den man, um den Mangel an Stühlen zu erſetzen, Koffer oder Kiſten heranzuſchieben pflegt. Ein Seitenzimmer zur Linken oder vielmehr ein durch Teppiche und Bretter gebildeter Verſchlag enthält das kleine Warenlager, aus dem heraus durch ein kleines, mit einem Tiſch verſehenes Fenſter mit den Kautſchauk anbietenden Eingebornen Handel getrieben wird. Kleine Bakwiri-Knaben, poſſirlich wie die Affen, fungiren als Diener und Aufwärter und hantiren auch in der in einem Nebenhauſe befindlichen Küche.

Bereits ſaßen, nachdem in ausgiebigſter Weiſe für meine Schwarzen geſorgt worden war, Herr Guſtavſon, Herr Stehr und meine Wenigkeit bei der aus Palmöl-Suppe und einigen Conſerven beſtehenden Mittagstafel, als Eingeborne meldeten, daß die Herren Knutſon und Waldau von der Jagd zurückkämen. Beide Herren waren in Schweiß gebadet und übermüde, ſodaß ich es nach der erſten Vorſtellung und Begrüßung für das beſte hielt, ſie bis zum Abend ſich ſelbſt zu überlaſſen. Ein Marſch wie der von Victoria nach Mapanja, der unter europäiſchem

Himmel und in europäiſchem Klima nur wenig bedeuten würde, iſt in Weſtafrica eine äußerſt anſtrengende Tagesleiſtung, der ſich nur wenige Leute aus freien Stücken an zwei aufeinanderfolgenden Tagen unterziehen würden. Ohne jede Gefahr, zu übertreiben, kann man behaupten, daß ein vierſtündiger Marſch in Weſtafrica dasſelbe bedeutet wie in Europa ein achtſtündiger; manche Leute würden ſogar an Stelle der acht Stunden zehn ſetzen.

Als die Dämmerung eine angenehme Kühle mit ſich brachte, ließen (trotzdem ich eine ziemliche Menge Wein mit mir führte) die Schweden es ſich nicht nehmen, ſchwediſchen Punſch herbeizubringen, von dem ſie ganz gewiß nicht mehr ſehr viel beſaßen. Zu paſſender Zeit eröffnete ich die erſten Parallelen. Stunde um Stunde verfloß, während ich in geeigneter Form meine Pläne entrollte und die Schweden ſich ab und zu behufs privater Beſprechung in das Nebenzimmer zurückzogen. Die niedergebrannten Kerzen waren erloſchen und längſt hatte die kleine Wanduhr Mitternacht geſchlagen, als wir uns erhoben und, um noch einmal friſche Luft zu ſchöpfen, in die ſternenfunkelnde Nacht hinaustraten. Das Bündnis, das beiden Teilen gleich große Vorteile verhieß, war abgeſchloſſen und durch Handſchlag und Manneswort beſiegelt. Mir perſönlich ſchien das wie ein erſter Sieg. Die Schweden hatten bereits die unbenutzten Buſchcomplexe von Mapanja und Lecumbi (aber leider ohne Hoheitsrechte) ſowie einen kleinen Marktplatz in Lecumbi käuflich erſtanden und dabei nur wenig Schwierigkeiten gefunden. Die Victorianer ſeien gefürchtet, aber auch verhaßt, und die Bakwiri würden jede Gelegenheit ergreifen, um die Gefahr, unter die Gerichtsbarkeit der ſchwarzen Spitzbuben von Victoria zu geraten, von ſich abzulenken.

Sollte es mir vergönnt ſein, dieſes ganze herrliche Gebirge, 500 bis 600 qkm des geſundeſten, reichſten und fruchtbarſten Bodens von ganz Africa, deutſch werden zu ſehen? Schon ſah ich mich im Traume meinem Vaterlande ein Königreich zum Geſchenk darbringen. Leider ſind die Träume ſtets ſchöner als die Wirklichkeit!

Da die Schweden mir verſicherten, daß ich ohne reichliche Geſchenke keine Verträge würde abſchließen können, und daß die Könige und Häuptlinge (teils aus Furcht, teils weil ein alter, in Africa ſehr weit verbreiteter Aberglaube ihnen bei Verluſt des Lebens verbietet, das Meer zu ſehen) ſich weigern würden, behufs

Empfangnahme der Geschenke zur Küste herunterzukommen, so richtete ich an den sich zur Rückkehr anschickenden Herrn Stehr die Bitte, mir aus den Vorräten seiner Factorei für einige Tausend Mark Waren zu überlassen. Herr Stehr äußerte die feste Ueberzeugung, daß man in Victoria den Versand der Waren, sobald man ahnen könne, für wen sie bestimmt seien, mit Anwendung von Gewalt verhindern werde. Es wurde daher beschlossen, daß Herr Gustavson sich mit einer größern Anzahl Mapanja-Leute nach Bota (einem von Rogozinski angekauften Küstenplatz) begeben und dort die Waren gleichsam als Bezahlung für geliefertes Kautschuk in Empfang nehmen sollte.

Die Zeit, die bis zur Ankunft der Waren verstrich, bot mir mehr als hinreichende Gelegenheit, um über das seltsame Leben, welches die Schweden hier so weit abseits von der civilisirten Welt führten, und über die Bevölkerung von Mapanja einige Erkundigungen einzuziehen. Die Herren Knut Knutson und Georg Waldau, von denen der erstere 27 und der zweite 22 Jahre zählte, beide Söhne aus guten Familien, waren, jeder mit einem Diener, herausgekommen, um Elefanten und anderes Wild zu schießen und Sammlungen nach Hause zu senden. Sie hatten sich bei Manns Quelle, also oberhalb der Grenze des Urwaldes, die bereits an anderer Stelle von mir beschriebenen Häuser erbaut, waren aber durch die Rauheit des Klimas von dort vertrieben worden.

Auch fanden sie heraus, daß das Gebirge durchaus nicht so überreich an Wild sei, wie sie ursprünglich angenommen hatten. Während im Bakundu-Lande (am Oberlaufe des Mungo-Flusses) die Elefanten herdenweise verkehren, kommen sie hier bloß vereinzelt vor. Dazu kam, daß die Schweden im Anfang ihres Aufenthaltsortes noch keine Elefantengewehre mit Explosions- und Expansivkugeln besaßen. Von den wenigen Elefanten, die sie überhaupt geschossen, haben die meisten sich schwer verwundet verlaufen, und bloß von einem ist, so viel ich weiß, das Elfenbein in die Hände der rechtmäßigen Besitzer gelangt. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß ein irgendwie größerer Bruchteil des durch die Neger in den Handel gebrachten Elfenbeins von geschossenen oder überhaupt gewaltsam getöteten Elefanten herrührte. Im Innern mag es mutigere Stämme geben, welche, wie das mehrfach aus andern Gegenden von Reisenden beschrieben worden

ist, die Elefanten einkreisen und durch Aushungern so schwach und nutlos machen, daß sie ohne Gefahr getötet werden können, aber der größte Teil des zum Verkauf kommenden Elfenbeins wird nach allgemeiner Annahme und nach den Aussagen der Neger gefunden. Seltsamerweise sollen fast niemals Knochen dabei liegen, sodaß also, wenn das Elfenbein von verendeten Elefanten herrührt, die Knochen bereits verrottet sein müssen. Manche Leute wollen auch behaupten, daß der Elefant unter gewissen Bedingungen und vielleicht bei Krankheitszuständen seine beiden großen Zähne abwürfe, wie der Hirsch das Geweih. Uebrigens behaupten die Kaufleute, an der Beschaffenheit des Elfenbeins erkennen zu können, ob der Elefant, von welchem dasselbe herrührt, krank gewesen sei oder nicht.

Am häufigsten sind von den Schweden gradhörnige Antilopen geschossen worden, deren Fleisch außerordentlich wohlschmeckend sein soll. Aber nach den mir gezeigten Fellen zu urteilen, müssen diese Tiere doch bei weitem nicht so groß sein, wie sie mir im Lauf erschienen sind. Auch besaßen die Schweden zahlreiche Felle von gar vielerlei verschiedenen und außerordentlich großen, beinahe tigerähnlichen Katzenarten. Auffallenderweise war kein einziges Leopardenfell darunter, sodaß also diese Tiergattung im Gebirge wohl seltener sein muß als in der Ebene.

Als die Schweden zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß der Ertrag der Jagd niemals ihren Erwartungen entsprechen würde, verlegten sie sich darauf, den Eingebornen das Sammeln und Kochen von Kautschuk beizubringen, und siedelten zu diesem Behuf nach einem an kautschukhaltigen Lianen besonders reichen Bezirk, nämlich nach Mapanja über. Daß es im Kamerun-Gebirge Kautschuk gebe, war vorher nicht bekannt gewesen, und diese Entdeckung muß den Schweden zu hohem Verdienst angerechnet werden. Leider sind die Schweden machtlos gegenüber dem Raubbau der Eingebornen, die mit der Benutzung der Lianen die Bäume selbst vernichten. Wenn auch das neuerdings von den Schweden betriebene Kautschukgeschäft ziemlich lohnend sein mag, so fallen doch die übertrieben hohen Preise für Trägerlohn sehr schwer in die Wagschale. Die Missionare, die von England aus sehr reichlich mit Geldmitteln ausgestattet wurden und ohne etwas zu leisten ein vergnügtes Leben führten, haben die Preise verdorben. Und wenn einmal die Preise zu einer gewissen Höhe

heraufgeschraubt worden sind, so setzt der passive Widerstand der Negernatur ihrer Herabsetzung ein unüberwindliches Hindernis entgegen.

Abgesehen von solch kleinen, im Handel unvermeidlichen Reibereien haben die Schweden, die auch schon ein wenig Bakwiri sprechen, sich stets gut mit den Eingebornen zu vertragen gewußt, was zum Teil auch daher rühren mag, daß sie als vorzügliche Schützen ganz außerordentlich gefürchtet sind. Ihre etwas kargen Lebensmittel (Koko, Palmöl, Hühner) beziehen die Schweden, die weniger gut als die an der Küste lebenden Kaufleute mit europäischen Conserven versorgt sind, von den Eingebornen; der Kaffee, den ich mehrmals am Tage mit großem Behagen schlürfte, war wild im Kamerun-Gebirge gewachsen. Ueber das Klima sprachen meine liebenswürdigen Wirte zwar in lobendem Tone, aber doch nicht in dem Maße günstig, wie ich das wohl erwartet haben würde. Wenn ich an das, was ich vor meiner Abreise über das Kamerun-Gebirge gelesen habe, zurückdenke, so scheint es mir, daß man sich in Europa über die Gesundheitsverhältnisse dieses Gebirges einigen Täuschungen hingäbe. Wenn ich auch durchaus nicht leugnen möchte, daß das Gebirge bedeutend gesunder ist als die Flußniederungen, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß das Fieber sich eben so hoch hinauf erstreckt, als es Dörfer gibt, daß das Klima in noch höhern Regionen, wie z. B. bei Manns Quelle, schon viel zu rauh ist, als daß Europäer dort ohne besondern Anlaß auf längere Zeit leben möchten.

Mapanja liegt in 660 Meter Meereshöhe an einem mit zahlreichen Unebenheiten sanft ansteigenden Gehänge, über das aber der dichte Pflanzenwuchs eine Uebersicht beinahe unmöglich macht. Außerordentlich schön ist dagegen der Blick nach unten auf die nur selten von Nebel und Wolken verschleierte Bai. Als am 6. Januar ein weiß angestrichenes englisches Kriegsschiff (wahrscheinlich der Watchful) in der Ambas-Bucht erschien und (nachdem es durch abgesandte Ruderboote mit der Mondole-Insel, wo Rogozinski wohnt, verkehrt hatte) den Curs nach Fernando Po einschlug, da konnten wir alles dies vom Hause der Schweden aus mit bloßen Augen so deutlich wahrnehmen, als ob es in allerdichtester Nähe geschehen wäre. Diese Eigentümlichkeit der Lage von Mapanja bringt es auch wohl mit sich, daß die Schweden trotz der großen Entfernung den Geschützdonner von

Kamerun (20. December 1884) ganz deutlich gehört haben. Von Mapanja aus liegt die Ostspitze der Mondole-Insel (wenn ich die Declination, über welche die Angaben zwischen 13 und 17° schwanken, zu 15° annehme) S. 15° O. Nach oben hin genießt man weit seltener einen freien Ausblick als nach unten. Als es einmal auf kurze Zeit völlig klar war, sah ich (N. 20° W.) in weiter Ferne, aber doch noch unterhalb des Götterberges, einen hohen, schon nicht mehr mit Wald bestandenen dreikuppigen Bergrücken, der, wie die Schweden meinten, der bei der Jägerhütte (Hunters Hut) ansteigende Bergkamm gewesen wäre.

Die schlimmste Seite von Mapanja ist der völlige Mangel nicht bloß an Trinkwasser, sondern an allem Wasser überhaupt. Jeder Tropfen des zum Trinken, Kochen und Waschen benötigten Wassers muß von Bongala, also 1½ Stunden weit, auf den Köpfen der Eingebornen und namentlich der Weiber herbeigeschleppt werden. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, wenn bisweilen Wassermangel eintritt, und thatsächlich haben wir auch einmal einen halben Tag lang dursten müssen und uns nicht waschen können. Diese verhältnismäßige Armut an Quellen und fließenden Gewässern beschränkt sich auf den schmalkantigen Südabhang des Gebirges, während es auf dem Ostgehänge, wo Buea, Sopo, Bongandjo, Bullikova, Mbinga und alle die später zu erwähnenden Ortschaften liegen, so wenig an Bächen und Flüssen mangelt, daß man deren bei jedem Tagemarsch wenigstens ein halbes Dutzend überschreiten muß. Auch der Südabhang ist selbst in größern Höhen nicht ganz so wasserarm, wie man das nach dem Beispiel von Mapanja annehmen sollte. Aber es scheint beinahe, als ob man die Dörfer ohne jede Rücksicht auf die Versorgung mit Wasser angelegt hätte. Herr Knutson hat zwischen Mapanja und Boando, aber höher aufwärts in 4000 Fuß Meereshöhe eine Quelle entdeckt, die den Eingebornen gar nicht bekannt ist. Ebenso fand Capitän Levin, der, vom Congo kommend, seinen Landsleuten einen Besuch abstattete, an der Nordseite des Gebirges in angeblich 2700 Meter Höhe eine Quelle, die, wenn die Höhe richtig gemessen worden ist, unter allen im Kamerun-Gebirge bekannten Quellen die höchstgelegene sein würde.

Die Häuser von Mapanja, das gegen 400 Bewohner, darunter 60—80 waffenfähige und mit Steinschloßgewehren bewaff-

nete Männer, zählen mag, sind viereckig, haben flache Binsendächer und gestampfte Lehmböden und werden aus den dünnen Stämmen der in Westafrica fälschlich Bambu genannten Raphia-Palme hergestellt. Solche Wohnungen sind, wenn die Dächer den Regen nicht durchlassen, ganz angenehm, insofern sie nämlich jeden wünschenswerten Schutz verleihen, ohne gleichzeitig den Durchzug der Luft zu verhindern. Ich habe allerdings auch genug Wohnungen im Gebirge kennen gelernt, bei denen die Bedingung der Regenfreiheit nicht erfüllt wurde und in denen man den Regenschirm genau eben so gut aufspannen mußte wie in Gottes freier Natur.

Der Ackerbau der Mapanja-Leute beschränkt sich ebenso wie derjenige aller übrigen Bakwiri auf Koko (die Hauptnahrung; es ist dasselbe, was man in der Südsee Taro nennt), auf Cassava, auf die „Plantanen" genannte unveredelte Bananenart und auf Oelpalmen, die aber in dieser Höhe keine Frucht mehr bringen und die man bloß ihres Saftes, des Palmweins, wegen anpflanzt. Am seltsamsten hat mich in solcher Höhe das Vorkommen von wildwachsendem und sogar sehr üppigem Zuckerrohr berührt. Ob aber um dessentwillen der Boden für diese Cultur besonders geeignet sein würde, ist eine andere Frage, die ich aus Gründen, deren Darlegung zu weit führen würde, verneinen möchte. Mais, der recht gut gedeiht, wird nur sehr wenig gezogen, auch macht man kein Mehl aus den Körnern, sondern verspeist sie in geröstetem Zustande.

Was ich in körperlicher und geistiger Beziehung über die Mapanja-Leute zu berichten habe, gilt in gleicher Weise auch für alle übrigen Zweige des Bakwiri-Stammes, da die Unterschiede höchst unwesentlich sind. Obwohl die Bakwiri, bei denen jede Ortschaft unabhängig ist, es niemals zu einer den ganzen Stamm oder auch nur einen größern Bruchteil desselben umfassenden Staatsorganisation gebracht haben, so stellen sie doch ein weit einheitlicheres und geschlosseneres Ganze dar, als die mit allen umwohnenden Stämmen vermischten und sich vermischenden Dualla von Kamerun. Die Wohnsitze der Bakwiri beschränken sich auf das Gebirge, und zwar auch bloß den Südost-Abhang, während an der andern Seite des Gebirges, dort, wo Bumana liegt, ein anderer Dialekt und auch eine andere Form der mehr gerundeten und schwärzlichern Gesichter auftritt. Wie ich mit äußerster Gewiß-

heit festgestellt habe, gehören alle Küstenstämme zwischen dem Nordfuß des Kamerun-Gebirges und dem Muni-Fluß (bei Cloby und Corisco) einem und demselben Volk an und sprechen Dialekte einer und derselben Sprache. Für dieses Volk nun, dessen bekannteste und hervorragendste Vertreter die Dualla von Kamerun sind, gibt es in der Wissenschaft ebensowenig einen gemeinsamen Namen, wie die einzelnen Stämme selbst ein Bedürfnis nach der Bezeichnung ihrer Zusammengehörigkeit empfunden zu haben scheinen. Um nun aber bei zukünftigen Studien die Weitläufigkeit langer Umschreibungen zu vermeiden, möchte ich vorschlagen, diesem Volke, zu dem außer vielen andern Stämmen diejenigen der Bakwiri, der Dualla, der Banoko, der Bapuko, der Mbinga u. s. w. gehören, den Namen Kamerun-Volk zu geben.

Obwohl es, wie früher erwähnt, einzelne stattliche Männer und sogar recht hübsche Frauen gibt, so sind die Bakwiri doch eine viel häßlichere Rasse als die am Kamerun-Flusse lebenden Dualla. Auch scheinen sie im großen und ganzen weniger Mut zu besitzen. Ob das Fehlen der Sklaverei, die bloß in den Flußniederungen und an der Küste, aber nicht im Gebirge vorkommt, in jeder Hinsicht als ein Segen anzusehen ist, möge dahin gestellt bleiben, wenn man die grade im Gebirge besonders unangenehm hervortretende Ueberlastung der Weiber in Rechnung zieht. Die Stellung der Frauen ist nach unsern Begriffen alles andere eher als eine angenehme. Nicht nur fällt den armen Geschöpfen die meiste und nahezu alle Arbeit zu, sondern sie stellen auch recht eigentlich die Münzeinheit des bei den Eingebornen umlaufenden Geldes dar. Frauen sind Capital, und wer sich durch besondere Findigkeit im Handel etwas erspart, pflegt sein Vermögen in Frauen anzulegen wie bei uns in Actien. Als während meines Aufenthaltes in Mapanja ein junges Mädchen an der epidemisch auftretenden Diphtherie starb, drückten die Nachbarn dem Vater ihr Beileid aus nicht etwa wegen des Verlustes einer Tochter, eines Kindes, sondern wegen des sehr hohen Geldverlustes. Denn die Tochter würde binnen ein bis zwei Jahren heiratsfähig und alsdann in Waren (in Geld etwas mehr als die Hälfte) dreißig Pfund Sterling oder 600 ℳ wert gewesen sein.

Die natürliche Folge dieses Systems ist, daß die Reichern sehr viele Frauen haben, während die Aermern nicht imstande sind, auch nur eine Frau zu kaufen. Wie bei den Kaffern der

Reichtum eines Mannes nach Ochsen, so wird er hier nach Weibern taxirt. Schon für die kleinen, erst eben gebornen Knaben kaufen vornehme und vorsichtige Eltern zum wenigsten ein Mädchen. Aber die so zu sagen Verlobten pflegen doch erst vom vierzehnten Jahre an zusammen zu leben. Während bei vielen Naturvölkern die Geburt von Mädchen fast als ein Unglück angesehen wird, huldigt man hier grade der entgegengesetzten Ansicht. Denn die Mädchen sind Geld, bares Geld, während für einen Sohn des Anstandes halber sogar noch ein Mädchen gekauft werden muß. Also beim Mädchen Gewinst, aber beim Sohne doppelter Verlust. Ehebruch soll, obwohl eine hohe Geldstrafe darauf steht, ziemlich häufig sein. Auch behauptet man, daß die Bakwiri-Frauen weiße Männer nicht ungern sähen, daß die Sache aber doch immer bloß ein Geschäft sei. Bei den kaufmännisch so sehr gut beanlagten Negern von Africa dreht sich eben alles höchste Interesse doch stets um den Verdienst.

Wie viel Frauen König Mosasso von Mapanja — jetzt, da er alt ist, sind es bloß drei oder vier — in frühern Zeiten gehabt hat, vermag ich nicht anzugeben. Seine Kinder beziffern sich auf 25 Knaben und zwei bisher noch nicht verheiratete, d. h. noch nicht verkaufte Mädchen.

Die gewöhnliche Kleidung der Weiber ist das auch in Kamerun und im größten Teil von Westafrica gebräuchliche Hüftentuch. Aber erstaunt war ich, vor dem Hause eines an der Diphtherie gestorbenen Mannes eine Anzahl ganz nackter Frauen und Mädchen umherspaziren zu sehen. Das sei, sagte man mir, die Trauerkleidung, eben so wie die Damen bei uns Schwarz anzulegen pflegen. Uebrigens besteht der gleiche Gebrauch auch in andern Teilen von Westafrica.

Die in wahrhaft erschreckender Weise um sich greifende Verbreitung der Diphtherie, die mich auch für meine eigenen Leute besorgt werden ließ, mochte zum Teil daher rühren, daß man entweder mit den Leichen der Verstorbenen allerlei religiöse Ceremonien, durch welche die verwesenden Leiber in sehr nahe Berührung mit den Körpern der Lebenden gebracht wurden, anstellte oder auch in blindem Schrecken die Leichen in andere Dörfer schleppte. Alle Ermahnungen meinerseits halfen nichts und ich sorgte insofern wenigstens für meine in der Schwedenküche einquartierten Leute, als ich ihnen bei schwerer Strafe jeden Verkehr

mit den Eingebornen untersagte. Für uns Europäer war die Ansteckungsgefahr nicht so sehr groß, weil Pocken, Diphtherie und andere ansteckende Krankheiten nur selten und dann meist durch Vermittlung von Mulatten von Schwarzen auf Weiße übertragen werden.

Viel Mühe habe ich mir gegeben, über die religiösen Vorstellungen der Bakwiri einigen Aufschluß zu erhalten. Die englischen Missionare wissen darüber nicht im geringsten Bescheid, sei es, daß sie die Beschäftigung mit solch profanen Dingen als unter ihrer Würde erachteten, sei es, daß ihre vielseitige Thätigkeit ihnen keine Zeit dazu übrig ließ. Während, wie ich das an anderer Stelle beschrieben habe, die Neger der Sklavenküste einen reich ausgestatteten Olymp und wahrhaft zahllose Götterbilder griechisch-römischen Stils besitzen, scheint das eine Bantu-Sprache redende Kamerun-Volk Götzenbilder gar nicht zu kennen. Im Flußgebiete von Kamerun ist es ganz besonders schwierig, die Wahrheit über den Cultus der dortigen Dualla zu erfahren, denn die Neger behandeln diese Dinge als strengstes Geheimnis und würden dem, der allzu viel von ihren logenartigen Verbrüderungen und ihren Ceremonien ausplauderte, übel mitspielen.

Anders im Gebirge. Dort waltet bloß eine natürliche Scheu, dem Weißen, von dessen Religion man auch schon gehört hat, von den eigenen heiligen Dingen zu sprechen. Die meisten Neger sind der Ansicht, daß der große Fetisch der Weißen stärker sei als der Fetisch der Schwarzen. Da man aber den eigenen Fetisch, der sich doch einzig und allein um den schwarzen Mann bekümmert (der Fetisch der Weißen thut das nicht oder bloß in Ausnahmefällen), so sehr fürchtet, so spricht man nicht gern von ihm, wenigstens nicht zu den Weißen, aus Besorgnis, daß der Fetisch durch diese Profanirung verletzt und erzürnt werden könnte. Im größten Teil des Gebirges scheint man einen guten und einen bösen Gott zu kennen; in einzelnen Gegenden hört man jedoch bloß von einem Wasser- und einem Waldgott. Ob einer von diesen das gute und der andere das böse Princip vertritt, habe ich nicht mit Gewißheit feststellen können, glaube jedoch aus der Furcht, welche die Neger besonders vor dem Waldgott an den Tag legen, schließen zu müssen, daß dieser so etwas wie unser Teufel sei.

Die einzigen Cultusstätten, die ich im Berglande gesehen habe, waren von einem kleinen Zaun eingefriedigte Gebüsche, vor denen

die Gläubigen ihre Opferſpenden (Palmnüſſe, Palmöl in kleinen flachen Schalen u. ſ. w.) niedergelegt hatten. In Mapanja nennt man den guten Geiſt „Uwaſſe“ und den böſen „Mokaſſe“. Außer ihnen (aber das kann ich nicht mit Gewißheit behaupten) gibt es wahrſcheinlich noch eine größere Anzahl von Untergöttern, Genien u. ſ. w. Den auf dem Mongo-ma-Loba thronenden ſehr großen und mächtigen Gott nennt man in Mapanja „Uwaſſe Moto“, und zwar ſchien mir aus den etwas dunkeln Redewendungen meiner Auskunftgeber hervorzugehen, daß man ihn ſich eher als eine vornehmlich großartige Erſcheinung des guten Geiſtes „Uwaſſe“ denn als einen beſondern Gott vorſtellt. Er ſei halb Stein und halb Menſch; wenn irgend etwas Beſonderes, ſei es Gutes, ſei es Böſes, bevorſtehe, ſo lege er weiße Gewänder an (nämlich wenn auf dem Götterberge Schnee fällt).

Eine ganz hervorragende Rolle ſpielen im bürgerlichen und Rechtsleben des Volkes die Fetiſchprieſter oder Medicinmänner, und über den Umfang des von ihnen angerichteten Unheils wird man ſich in Europa nur ſchwer eine richtige Vorſtellung machen können. Die Bakwiri kennen zwei Formen des Beſitzes, nämlich Frauen und Ziegen, und dem entſprechend habe ich im Gebirge niemals von andern Rechtsfällen als von Frauen-Palaver und von Ziegen-Palaver gehört. Kommt man zu einer Ortſchaft und erfährt, wie das oft vorzukommen pflegt, daß der König durch eine „Gerichtsſitzung“ am ſofortigen Erſcheinen verhindert ſei, ſo pflegt man durch den Dolmetſcher fragen zu laſſen, ob es „woman-palaver“ oder „goat-palaver“ ſei. Das eine oder das andere iſt es ganz gewiß. Nur pflegen, da Weiber bedeutend wertvoller ſind als Ziegen, die den Frauenbeſitz betreffenden Rechtsfälle etwas mehr Zeit in Anſpruch zu nehmen als die übrigen.

Aber nicht alle Verſündigungen gegen den Frauen- und den Ziegenbeſitz liegen ſo klar und offen zutage, daß ſich das weltliche Gericht, nämlich die Könige und die Häuptlinge, damit beſchäftigen könnten. Es gibt auch Hexerei, und dieſe entfällt unter die Gerichtsbarkeit der geiſtlichen Gerichtshöfe, nämlich der Medicinmänner, deren meiſtens ſehr grauſame Entſcheidungen von den Königen und dem Volke mit beſonderm Vergnügen vollſtreckt werden. Im allgemeinen gilt der Grundſatz, daß, wer einen Menſchen behext hat, getötet, wer aber bloß eine Ziege behext hat, verbannt wird. Ich habe bereits erwähnt, daß die ehedem

ſehr volkreiche Ambas-Inſel durch ſolche Hexen-Palaver zu einer menſchenleeren Einöde geworden ſei. In Mapanja ſchien es einige Monate vor meiner Ankunft ähnlich gehen zu wollen, ein furchtbarer Schrecken hatte die Gemüter erfaßt und jedermann beſchuldigte den andern des ſcheußlichſten Hexentums, als die Schweden alle Bewohner zu einer großen Volksverſammlung beriefen und — ich citire ihre eigenen naiven Worte — „das Geſetz machten", daß ſie jeden Medicinmann, der ſich in Mapanja blicken ließe, ohne weiteres niederſchießen würden. Ich mußte laut auflachen über dieſe eigentümliche Art von Geſetzgebung, aber die Schweden verſicherten mir, daß es eine Radicalcur geweſen ſei. In Mapanja ſelbſt gibt es nämlich keinen Medicinmann oder wenigſtens keinen beſonders ſchlauen, und derjenige, der all das Unheil angeſtiftet hatte, pflegte aus einem benachbarten Orte herüberzukommen.

Das Strafgeſetzbuch der Bakwiri iſt wie dasjenige der meiſten weſtafricaniſchen Stämme ſehr einfacher Art; es kennt bloß einen einzigen Paragraphen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Totſchlag innerhalb einer und derſelben Ortſchaft ſcheint ziemlich ſelten zu ſein, wenigſtens habe ich niemals etwas davon gehört. Wenn aber die Bewohner einer Ortſchaft jemand aus einem andern Dorfe erſchlagen haben, ſo entſteht der Zuſtand, den man hier „Krieg" zu nennen pflegt. Beide Parteien ſind auf ihrer Hut, namentlich diejenige, die das ſchlechteſte Gewiſſen hat. Es werden Vorpoſten ausgeſtellt, um das Anſchleichen des Feindes zu verhindern, und man ſendet die Weiber nur noch mit einer kleinen Bedeckungsmannſchaft zur Arbeit. Trotzdem finden die Bewohner des geſchädigten Ortes, und wenn es noch ſo lange dauerte, faſt immer Gelegenheit, irgendein unſchuldiges Individuum aus dem Orte, der geſchädigt hat, auszugreifen und abzuſchlachten.

Bisweilen iſt damit der Krieg zu Ende, meiſtens jedoch „wütet" der Krieg weiter. Man liefert ſich kleine Treffen, bei denen nach Art aller halbwilden Völker ſehr viel geſchrieen und geſchoſſen und ſehr wenig Unheil angerichtet wird. Es ſind aber auch einige ſeltene Fälle bekannt, daß Bakwiri-Leute ein fremdes Dorf mit Sturm genommen haben. Mapanja führte zur Zeit meiner Ankunft Krieg mit Boana und lebte, ohne daß nach dieſer Richtung hin der Krieg wirklich ausgebrochen wäre, in Feindſchaft mit Victoria. Dieſer letztere Umſtand kam meinen Plänen ganz

außerordentlich zustatten. Die Mapanja-Leute hatten am Meeresstrand von Victoria einen mit den Victorianern befreundeten Mann erschlagen und fürchteten nun, obwohl sie im Rufe der Tapferkeit stehen und obwohl die Sache sehr lange her war, doch auch jetzt noch immer, daß die Victorianer und die unter dem Einfluß von Victoria stehenden Dörfer gleiches mit gleichem vergelten würden. Häufig wachte ich nachts auf, wenn der Klang der eigenartigen hölzernen Trommeln wichtige politische Nachrichten durch das Land trug.

Diese Trommel-Sprache, die sich in ihrer höchsten Ausbildung und Vollendung bloß bei den Dualla findet, ist bisher am eingehendsten von Dr. Buchner studirt worden. Wenn die vorläufigen Schlüsse des Dr. Buchner sich bei weiterm Eindringen als stichhaltig erweisen sollten, so wäre die Trommel-Sprache nicht bloß die größte geistige Leistung der Neger-Rasse, sondern vielleicht aller halbwilden Völker überhaupt. Im Flußgebiet von Kamerun leisten die Trommeln genau dasselbe wie unser Telegraph; mit ihrer Hülfe kann man jedwede Nachricht oder Mitteilung von Ort zu Ort gelangen lassen. Noch eigentümlicher ist es, daß die Trommel-Sprache auch vollkommen verständlich mit dem Munde nachgeahmt und so zu sagen gesprochen werden kann. Sie ist eine besondere Sprache — eine Silbensprache wie das Chinesische —, die mit dem landläufigen Dualla-Idiom auch nicht ein Wort gemeinsam hat.

Diese Trommel-Sprache, über die ich im folgenden Bande des vorliegenden Werkes eingehender berichten werde, besteht in verschiedenen Stufen der Ausbildung. Die Bakwiri haben sie auch nicht annähernd zu jener Vollendung entwickelt wie die Dualla. Im Gegensatz zum Flußgebiet kann man im Gebirge nicht alle Nachrichten, wie mannigfaltig sie auch sein mögen, sondern bloß gewisse Mitteilungen, deren Zahl aber doch auch sehr groß sein muß, durch die Trommel-Sprache in Umlauf setzen. So z. B. gelangte die zuerst von Antilopen-Jägern des Buea-Stammes festgestellte Thatsache, daß ein nie vorher gesehener Weißer, der ein sehr mächtiger Mann zu sein scheine (damit war ich gemeint), den Götterberg erklommen habe, binnen wenigen Stunden von Buea aus über Mimbia, Buassa und Lecumbi nach Mapanja, wo sie sofort den Schweden mitgeteilt wurde. Diese waren sehr neugierig, bis ihnen einige Tage später von Victoria her der aus-

führliche Thatbeſtand mitgeteilt wurde. Frauen und Kinder dürfen, wie es heißt, die Trommel-Sprache nicht erlernen. Auch haben verſchiedene Dörfer für beſonders wichtige, z. B. für alle den Krieg betreffenden Dinge, beſondere Signale.

Noch erübrigt es mir, über die auch in Mapanja vollkommen negativ gebliebene Thätigkeit der engliſchen Miſſion zu ſprechen. Jetzt gibt es dort keine Miſſions-Stationen mehr. Aber der engliſche Miſſionar Thomſon hat nicht weniger als vier Jahre in Mapanja gelebt und gewirkt. Und was war der Erfolg? Heute gibt es in Mapanja keinen Chriſten und bloß zwei junge Menſchen, die notdürftig ihren Namen zu Papier bringen können, etwa in ähnlicher Form wie ein Hahn, deſſen Füße man in Tinte taucht.

Den ganzen 6. und die Hälfte des 7. Januar verbrachten wir in Unterhandlungen mit dem alten, nicht ſehr mutigen König Moſaſſo, dem etwas einſichtsvollern Häuptling Muſinje und den Angeſehenſten aus dem Volke von Mapanja. Am Nachmittag des 6. wurde uns gemeldet, daß zwei Victorianer namens Wilſon und Johnſon in dem benachbarten Lecumbi eingetroffen ſeien und die Einwohner zu überreden ſuchten, den mit den Schweden abgeſchloſſenen Vertrag zu brechen. Sie hätten u. a., obwohl ſie ganz genau wußten, daß dem nicht ſo war, erzählt, in Kamerun ſeien beim Gefecht mit den Joſs-Leuten vierzig Deutſche getötet worden. Obwohl ich ſehr lebhaft zum Aufbruch nach Lecumbi drängte, ſo hielten die Schweden dieſen doch noch nicht für angängig, einesteils weil ſie vor Guſtavſons Rückkehr ihr Beſitztum nicht verlaſſen könnten, und andernteils weil wir grade in Lecumbi ohne Waren nichts ausrichten würden. Die Nacht vom 6. auf den 7. verbrachte ich damit, Verträge zu entwerfen, und zwar hielt ich es für gut, dem mit Mapanja abzuſchließenden wegen der geographiſchen Lage dieſes Grenzortes eine bindendere Form zu geben, als mir dies bei den übrigen nötig ſchien. Verträge hatte ich nun allerdings genug in meinem Leben geſehen, aber da die Zeit vor meiner Abreiſe knapp war, grade nicht diejenigen, auf welche es am meiſten angekommen wäre, nämlich die bisher von den Deutſchen abgeſchloſſenen. Wäre mir nur von den Kaufleuten und meinen ſonſtigen Landsleuten irgendein Rat oder Wink mit auf den Weg gegeben worden. So war meine Sorge, ob ich das Richtige getroffen, nicht gering.

Am Nachmittag des 7. erſchien in Schweiß gebadet mit einer über und über belaſteten Colonne von Trägern der brave Guſtavſon, meldend, daß in Bota aufgeſchlagene Placate das Durchlaſſen für mich beſtimmter Waren verböten, und daß er ſich nur mit einem großen Aufwand von Liſt und Entſchloſſenheit durchzuſchlagen vermocht hätte.

Kaum hatte ich die Waren in Empfang genommen, als ein Paar mit Rock, Hoſe, Stiefeln und Hut bekleideter ſchwarzer Gentlemen mit oſtenſiblem, von mir leichthin erwidertem Gruß an mir vorüberſchreitend in das Haus der Schweden traten. Ich ahnte ſchon, was ihr Begehr ſein würde, und war meiner Sache gewiß, als ich ſie ein Papier von rieſigen Größeverhältniſſen aus der Taſche ziehen ſah. Dann beobachtete ich, während ich eine Cigarre rauchend mir die Miene gab, bloß für meine Waren Intereſſe zu haben, wie der ſtolze Knutſon den Kopf in den Nacken warf, und hörte die Worte: „Melden Sie der Court von Victoria, daß wir ſolches Anſinnen mit Entrüſtung zurückweiſen.“ Ich trat nunmehr, als Herr Knutſon mich mehrmals gerufen hatte, herein, und lachend las ich den mir überreichten Wiſch, der in der Ueberſetzung aus einem ſchauderhaften Engliſch etwa wie folgt gelautet haben mag:

Da durch das Erſcheinen eines deutſchen Geſchwaders in Kamerun Unruhen hervorgerufen worden ſind und da im Intereſſe der öffentlichen Ordnung das Auftreten eines Deutſchen im Gebirge mit Mißtrauen angeſehen werden muß, ſo verpflichten wir Unterzeichnete uns, den Deutſchen in keiner Weiſe, namentlich nicht bei Gebietserwerbungen und zur Erlangung von Hoheitsrechten, behülflich zu ſein.

Ich brannte vor Verlangen, dieſe wundervolle Urkunde, die ich jetzt bloß aus meinem Gedächtniſſe wiedergeben kann, dem Wortlaute nach abzuſchreiben. Aber ebenſo wie man in Africa manche von Europa her gewohnte Formen zu vernachläſſigen pflegt, ebenſo gibt es viele aus dem Naturell der Schwarzen hergeleitete Klugheitsregeln, die, ſo unnötig ſie in Europa erſcheinen würden, doch in Africa nicht ungeſtraft verletzt werden können. Eine dieſer Klugheitsregeln riet mir, dem papiereneu Wiſch nicht allzuviel Zeit zu widmen, damit ihm nicht dadurch in den Augen der ſolche Kleinigkeiten äußerſt ſcharf beobachtenden Schwarzen eine beſondere Wichtigkeit beigelegt würde. Denn ſchon verſammelten ſich die von mir zur Volksverſammlung berufenen Männer, und an dem

Erfolg derſelben mußte mir tauſendmal mehr als an einer ſpätern Anklage der Victorianer gelegen ſein.

Für nicht weniger klug hielt ich es aber, den ſchwarzen Vollblut-Culturträgern angeſichts dieſer Volksmenge einen heilſamen Schrecken einzuflößen. In die Thür tretend, ließ ich auf einer Taſchenpfeife einen ſcharfen Pfiff ertönen, worauf ſofort, der Hauptmann voran, meine ſämtlichen Leute herbeiſtürzten. Die ſchwarzberockten Victorianer flogen von ihren Sitzen empor, griffen nach ihren Cylindern und ſuchten zu entwiſchen, was aber, da ich mitten in der Thüröffnung ſtand, nicht ſo ohne weiteres anging. Und ehe ſie einen andern Ausgang gefunden hatten, befahl ich dem Peter, „für die ſchwarzen Herren eine Flaſche Branntwein zu bringen", fragte dann aber, mich zu dieſen wendend, was ihnen fehle und ob ſie etwa unwohl geworden ſeien. Die draußen wartenden Mapanja-Leute waren durch dieſe Scene zu großer Heiterkeit angeregt worden, was jedoch nicht hinderte, daß die Victorianer beim Weggehen dem altersſchwachen und ziemlich feigen König Moſaſſo, der grade den Hügel heraufſtieg, doch noch allerlei dummes Zeug in den Kopf ſetzten. Wie ich ſpäter bei der Rückkehr erfuhr, hatten ſie auch hier ſchon (ſpäter wird noch mehr davon die Rede ſein) erzählt, daß, wenn die deutſche Flagge gehißt würde, jedermann tot niederfallen werde.

Als die beiden Unglücksraben außer Sicht waren und feſtgeſtellt werden konnte, daß etwa hundert Menſchen, darunter der König, der Häuptling und alle Vornehmen, zur Volksverſammlung erſchienen ſeien, ließ ich für die Angeſehenern ſolch ſchöne Sitze, wie z. B. volle und leere Kiſten — der König brach grade im feierlichſten Augenblick hindurch und vertiefte ſich mit ſeiner Rückſeite in meinen Zwieback — herbeiſchleppen und hielt eine zunächſt von Herrn Waldau ins Engliſche und dann von dem ſpäter zu erwähnenden Dolmetſcher in die Bakwiri-Sprache übertragene Rede, die nach den am folgenden Morgen in mein Taſchenbuch eingetragenen Notizen wie folgt lautete:

König Moſaſſo, Häuptling Muſinje und ihr übrigen Männer von Mapanja! ihr habt oftmals gehört von jenen weißen Kaufleuten in Bimbia, in Kamerun und auch in Victoria, von denen ihr, wenn auch durch die Vermittlung anderer Schwarzen, ſeit vielen Jahren eure Kleider, euren Rum, eure Gewehre, euer Pulver, euer Eiſen erhalten habt. Ihr habt Vertrauen zu dieſen weißen Männern, die ſich, wie ihr wißt, Deutſche nennen, und da ihr gehört habt, daß auch ich ein Deutſcher ſei, ſo habt

ihr mich durch diese meine weißen Brüder hier gebeten, zu veranlassen, daß ihr und euer Land unter den Schutz des Kaisers von Deutschland gestellt werdet. Dieser Kaiser, der tausendmal mehr Krieger, als ihr jemals Menschen gesehen habt, ins Feld stellt, hat einen seiner Beamten (Generalconsul Dr. Nachtigal) herausgesandt, um alles das zu befehlen, was er selbst, wenn er hier wäre, befehlen würde. Und dieser Beamte hat mir, der ich solches zu euch rede, erlaubt, einen Vertrag mit euch zu machen, unter den er selbst später seinen Namen setzen will. Dies alles wißt ihr schon, aber ich wiederhole es, damit nicht etwa jemand sage, ihr habet etwas unterzeichnet, was ihr nicht verständet. Und um dessentwillen will ich euch auch noch ganz genau die Folgen des Vertrags, den man euch sogleich vorlesen und übersetzen wird, erläutern. Sobald ihr unter diesen Vertrag euer Handzeichen gesetzt haben werdet, müßt ihr zum Kaiser von Deutschland als zu eurem obersten Herrn hinaufblicken, wie das auch in diesem Lande von kleinen Herrschern gegenüber mächtigern geschieht. Aber damit ihr mich nicht mißversteht, will ich doch noch hinzufügen, daß der reichste König dieses Gebirges sich zum Kaiser von Deutschland doch nur verhält wie eine kleine Fliege zum mächtigsten Adler. Das also ist eure Pflicht, und zum Entgelt dafür werden keine andern Weißen und keine im Namen von andern Weißen handelnden Schwarzen kommen dürfen, um euer Land von euch zu fordern oder euch vor ihre Gerichte zu laden. (Lebhaftes, verständnisinniges Beifallsgemurmel.) Zwar schützt der deutsche Kaiser diejenigen nicht, die Böses thun, sondern bloß diejenigen, die sich vom Unrechtthun freihalten, aber wenn jemand unter euch etwas Strafwürdiges begeht, so werdet ihr ihn entweder selbst strafen, oder man wird ihn vor das Gericht in Kamerun ziehen, oder man wird, wenn die Freveltat in anderm Lande begangen ist, darüber wachen, daß die Bestrafung gerecht sei. Ihr seht, daß die Hauptwirkung des Vertrags zunächst und fürs erste darin besteht, daß ihr, unter deutschen Schutz aufgenommen, nicht mehr unter den Schutz anderer weißer Männer, zu denen ihr weniger Vertrauen habt, gelangen könnt. Wenn dann vielleicht in späterer Zeit der deutsche Kaiser die Macht, die ihr ihn zu übernehmen bittet, auch in anderer und vollerer Form zur Geltung bringen lassen sollte, so werden dann zum Entgelt für eure Einbuße an selbständiger Macht die Deutschen den Handel vermehren, Wege nach Bimbia eröffnen, Häuser bei euch bauen und euch so in jeder Weise Gelegenheit zum Verdienst und einem bessern, wenn auch vielleicht arbeitsvollern Leben geben, als ihr es jetzt führt. (Lebhafter und sehr vergnügter Beifall.) Ich verspreche euch auch, daß ich alles, was in meinen Kräften steht, thun werde, damit Missionare zu euch kommen, und zwar solche, die euch außer der Lehre von Gott auch noch zeigen werden, wie die weißen Männer jenseit des Meeres das Eisen und das Holz bearbeiten und wie man Kleider, Schuhe und allerhand nützliche Dinge machen muß.

Englisch wollte ich, obwohl die zweimalige Uebersetzung viel Zeit in Anspruch nahm, aus politischen Gründen nicht sprechen. Es war mir schon ärgerlich genug gewesen, daß, um jedes Mißtrauen der Eingebornen zu verbannen, der Vertrag in Englisch

hatte abgefaßt werden müssen. Auch jetzt noch nahmen Fragen und erläuternde Antworten Stunde um Stunde in Anspruch, sodaß, als es schließlich zur Unterzeichnung kommen sollte, die Dunkelheit bereits hereingebrochen war. Der Act gewann aber dadurch nur an Feierlichkeit, denn drinnen im Hause hatte man eine große Anzahl Lichter angezündet, sodaß die Sache sich ausnahm wie bei uns ein Weihnachtsabend.

Aber welche Schwierigkeit, die Edeln des Landes solch seltsames und vielleicht behextes Ding, wie eine Feder, in die Hand nehmen oder sie sogar ein Kreuz malen zu lassen! Und dann die zeitraubende Unterschrift des Dolmetschers und der Zeugen, die ebenfalls Schwarze sind! Mit Gesichtern, die vor innerm Vergnügen platzen zu wollen scheinen, malen die Kerle an ihren Unterschriften herum, als ob sie mit jedem neuen Buchstaben in immer größere Verwunderung ihres Werkes versänken, und merken dabei nicht, daß sie schon lange in die Beine der nicht weniger verwickelten Unterschrift ihres Vorgängers hineingeraten sind. Später habe ich mehr Uebung in der Sache bekommen und z. B. herausgefunden, daß ein vor Hexerei sich fürchtender König die Feder weit eher aus der Hand des schwarzen Dolmetschers als aus der meinigen in Empfang nahm. Aber die ersten Male habe ich mich gewaltig beherrschen müssen, um nicht nach so und so viel Stunden solches Gezappels die Geduld zu verlieren.

Immerhin ist in dem Benehmen der Bakwiri gegen früher schon ein gewisser Fortschritt zu verzeichnen. Gemäß einer gemeinsamen Charakteranlage fürchten sich die meisten Neger, die noch wenig oder gar nicht mit Weißen in Berührung gekommen sind, vor allem, was mit Papier, Büchern, Federn und Schreiben in Verbindung steht, selbst wenn ihnen solche Dinge nicht einmal vom Hörensagen her bekannt sind. Die meisten unverfälschten Neger sehen in einem Stück Papier, auf das geschrieben wird, das allerschlimmste Hexenwerk. Von solcher Art fand Buchholz auch die Bakwiri, obwohl er gar nicht einmal ins eigentliche Hochgebirge, zu den Buea-Leuten u. s. w. vorgedrungen ist. Wenn er schrieb, baten ihn die Leute, aufzuhören, und wenn er zerrissenes Papier wegwarf, forderten sie ihn auf, solches doch nicht mehr wieder zu thun. Mir ist ähnliches nicht vorgekommen. Die einzige Schwierigkeit, die mir der alte Glaube an Hexerei bereitete, bestand darin,

daß die Leute an einigen Plätzen nur ungern und an andern unter keinen Umſtänden eine Feder in die Hand nehmen wollten.

Die Größe des am 7. Januar unter deutſchen Schutz geſtellten Gebietes von Mapanja vermag ich einſtweilen nicht anzugeben, doch möchte ich daran erinnern, daß ſogar noch Manns Quelle dazu gehört und daß, ſoweit ich in Erfahrung zu bringen vermochte, der Götterberg, ſoweit überhaupt Schwarze jemals gelangt ſind, gemeinſamer Beſitz der vier Ortſchaften Mapanja, Buaſſa, Mimbia und Buea iſt.

Ehe ich zur Schilderung unſeres am 8. Januar früh morgens angetretenen Marſches nach Lecumbi und Buaſſa übergehe, möchte ich noch erwähnen, welch unendliche Mühe es gekoſtet hat, Dolmetſcher und Laſtträger anzuwerben. Nachdem feſtgeſtellt worden war, daß es in Mapanja und den andern Ortſchaften an dieſer Seite des Gebirges insgeſamt drei Menſchen gab, welche Engliſch verſtanden und auch ein klein wenig ſchreiben konnten, wurde eine Art von Geſandtſchaft abgeſchickt, um denjenigen unter den drei gebildeten Bakwiri, der im Rufe ſtand, der ſchlaueſte zu ſein, unter jeder Bedingung und koſte es, was es wolle, aber einſtweilen ohne ihm zu ſagen, warum es ſich handle, zur Stelle zu ſchaffen. Als der Mann, welcher Mbua hieß und urſprünglich aus Mapanja ſtammte, zu mir geführt wurde, war ich erſtaunt über ſein dummes Geſicht und ſein offenherziges Geſtändnis, daß er nie weiter als bis Bimbia (welches ihm das Ende der Welt zu ſein ſchien) gelangt ſei. Im Verlauf der Reiſe ſollte ich leider herausfinden, daß der edle Mbua ſein gar nicht ſo geringes Maß von Schlauheit trotz einer für ſeine Verhältniſſe mehr als fürſtlichen Bezahlung durchaus nicht immer zu meinem Vorteil anwandte.

Zwei andere noch ganz junge Schwarze, darunter der plauderſüchtige, ſtets freundlich lächelnde Molla Muſinje (ein Sohn des Häuptlings Muſinje), wurden, da ſie notdürftig ihren Namen zu Papier bringen konnten, von mir als Zeugen in Dienſt genommen. Capitän zur See Karcher hat ſich ſpäter auf meine Empfehlung hin des kleinen Molla Muſinje als Dolmetſcher bedient und mit ihm beſſere Erfahrungen gemacht, als ich mit dem mürriſchen und verſchloſſenen Mbua.

Was aber ſoll ich über die Anwerbung der Träger ſagen? Alles, was ich in meinem Leben von geduldverſchöpfenden Dingen kennen gelernt hatte, war Kinderſpiel im Vergleich zu dem,

was mir hier zugemutet wurde. Da ich hatte bekannt machen laſſen, daß das dreifache des gewöhnlichen Trägerlohnes gezahlt werden würde, ſo meldeten ſich zwar Leute genug. Aber als die Namen in eine Liſte eingetragen wurden und als man nach dem an dieſer Küſte herrſchenden Gebrauch jedem Angeworbenen ein Namen und Lohn angebendes, von mir unterzeichnetes Stückchen Papier einhändigte, bemächtigte ſich aller ein paniſcher Schrecken, an dem möglicherweiſe die von den Victorianern verbreiteten Lügen ihren Anteil hatten. Daß ich bis Buea und über Buea hinaus, vielleicht ſogar auf einem von dieſer Seite des Gebirges aus niemals benutzten Wege nach Bimbia vordringen wolle, erſchien den Leuten ſo eigentümlich und ſo unfaßbar, daß ihnen das Herz in die Hoſe geſunken ſein würde, wenn ſie nämlich eine gehabt hätten. Der eine fürchtete ſich vor Kriegsgefahren, der zweite vor dem halb ſteinernen, halb menſchlichen Bewohner des Götterberges, der dritte vor Waldgeſpenſtern (Teufeln), der vierte vor dem Brüllen des großen Gottes (Geſchützdonner), das neulich von der Bimbia-Seite her erſchollen ſei, der fünfte vor den vielleicht nicht ganz wohlwollenden Abſichten der weißen Männer überhaupt, der ſechſte vor Menſchenfreſſern und der ſiebente, der etwas klüger war als die übrigen, vor dem allgemeinen Unbekannten. O heilige Einfalt! Hat man ein Recht, dich zu tadeln, da wir ja ſelbſt als Kinder, wenn wir abends allein durch einen dunkeln Wald gingen, uns ängſtlich umgeſchaut haben, da trotz aller Geiſtes- und Charakterſchulung in irgend einer verborgenen Ecke auch unſerer eigenen Natur noch irgend ein Reſtchen dieſer aller Menſchen gemeinſamen Charakteranlage ſtecken geblieben iſt?

Ich hätte ohne Schwierigkeit jede beliebige Anzahl von Trägern bekommen können, wenn ich ſie getäuſcht und geſagt hätte, daß es bloß bis Lecumbi oder Buaſſa ginge. Aber einesteils würde ich das, da die Möglichkeit der Gefahr nicht geleugnet werden konnte, nicht vor meinem Gewiſſen haben verantworten können, und andernteils würde ich, falls die Leute mich alsdann thatſächlich hätten verlaſſen wollen und wenn ich nicht Gewalt hätte anwenden wollen (wozu ich ja in dieſem Falle nicht berechtigt geweſen wäre), mich in Buaſſa abermals vor einer gleichen und größern Schwierigkeit befunden haben. Endlich, endlich gelang es mir am Morgen des ſiebenten, elf Leute anzuwerben, zu denen am folgenden Morgen noch drei und in Buaſſa auch noch einige hinzu-

kamen. Alle dieſe Leute hatten gelobt, wohin ich auch immer gehen möchte, mich zu begleiten. Das Geſchick war mir inſofern günſtig geweſen, als die Zahl der in Mapanja lebenden Mutigen ſo ungefähr zur Beförderung des Gepäcks ausreichte. Ich hätte auch nicht einen Mann mehr auftreiben können, wie ſchon daraus hervorgehen mag, daß ich mich gezwungen ſah, einen Warenballen in Mapanja zurückzulaſſen.

Einen Kru-Jungen, der mit Nachrichten für mich von Victoria angekommen war, ſandte ich mit einem nach Bimbia adreſſirten Briefe zurück. Dieſer Brief enthielt die an meine Landsleute gerichtete Bitte, mir unter allen Umſtänden die von den Joſs-Leuten unſicher gemachte Waſſerſtraße von Mbinga (deſſen Lage ich ſo gut wie möglich beſchrieb) nach Bimbia frei zu halten. Denn es war aus ſicherer Quelle das Gerücht zu meinen Ohren gekommen, daß die von Kamerun geflüchteten Joſs-Leute ihre Weiber und Kinder nach den Dörfern zwiſchen Dekullu Town und Mbinga in Sicherheit gebracht hätten und beinahe täglich mit ihren Kriegscanoes dort erſchienen. (Ich will gleich hier erwähnen, daß meine Landsleute, indem ſie einen Schutzvertrag mit Mbinga abgeſchloſſen, aufs ſchnellſte und wirkſamſte meiner Bitte entſprachen.) Da ich nicht wünſchte, daß der erwähnte Brief von Victoria-Leuten eröffnet und geleſen würde (die engliſchen Miſſionare verſtehen wohl hinreichend Deutſch), ſo empfahl ich dem Kru-Manne die größte Sorgfalt. Anfänglich ſtarrte er mich bloß dumm an, dann aber öffnete er mit unbeſchreiblichem Grinſen ſeinen großen Mund und äußerte ſo etwas wie (ich habe die Worte vergeſſen): „Maſſer, ich werde ihn auffreſſen." „Sehr ſchön, aber bloß im äußerſten Notfall," erwiderte ich, um ſeinen Eifer zu zähmen, „denn Briefe ſind für gewöhnlich nicht dazu da, um verſpeiſt zu werden."

Capitel X.

Die Alpendörfer des Hochgebirges.

(Von Mapanja nach Lecumbi. — Allgemeiner Waſſerreichtum des Gebirges. — Rogozinski hat eine engliſche Flagge gehißt. — Wird es zum Schießen kommen? — Der feigſte König von ganz Africa. — Weitermarſch nach Buaſſa. — Ein Schweine- und ein Eier-Palaver. — Das Nachtlager unter dem Regenſchirm. — Herrlicher Fernblick über das ganze Flußgebiet von Kamerum. — Schnee auf dem Götterberg. — Eine paradieſiſche Landſchaft. — Die wilden Bewohner des Alpendorfes Buea. — Der Großkönig Letongo iſt ein Albino. — Ich veranſtalte athletiſche Spiele. — Herr Knutſon wird fieberkrank. — Meines Dolmetſchers Treuloſigkeit. — Vom Feinde umgeben. — Eine Nacht mit der Theekanne in der einen und der Flinte in der andern Hand. — Unbotmäßigkeit und Deſertion meiner Leute. — Ich drohe jeden Ausreißer niederzuſchießen. — Gewaltmarſch nach Mapanja.)

Am frühen Morgen des 8. Januar trat ich, begleitet von den Herren Knutſon und Waldau ſowie 22 größtenteils mit Minié- und Steinſchloßgewehren bewaffneten Negern, den Marſch von Mapanja nach Lecumbi an. So viel Mühe ich mir auch gegeben hatte, die Schwarzen ein wenig militäriſch zu drillen und ihnen Vertrauen und Zuverſicht in unſere Aufgabe beizubringen, ſo zeigten mir doch ſchon die mit dem Aufbruch verknüpften Schwierigkeiten, daß für den Fall eines feindlichen Zuſammenſtoßes bloß auf die von uns drei Weißen geführten Winchester-Repetir-Gewehre (mit je 17 Schuß) und außerdem höchſtens noch auf meine ſieben Krn-Leute gezählt werden dürfe. Es bedurfte eines großen Aufwandes an jenem bei Negern beſonders

wirksamen Gemisch von Scherz und Gewalt, wenn nicht noch zuguterletzt die thörichtsten Befürchtungen meine Pläne durchkreuzen sollten. Als endlich, endlich in langgestreckter Linie die kleine Colonne sich in Bewegung setzte, war mir ein Stein vom Herzen genommen und mit unbeschreiblicher Befriedigung atmete ich bergaufsteigend in vollen Zügen die erquickende Morgenluft, die hier oben im Berglande genau ebenso wie im deutschen Walde eine besonders erfrischende Wirkung zu haben scheint.

Knutson mit dem Dolmetscher und der Hälfte der Mapanja-Träger marschirte in der Front, dann folgte ich mit den Kru-Leuten und den Schluß machte Herr Waldau mit dem Rest der Schwarzen von Mapanja. Durch diese Verteilung, die allerdings jede Unterhaltung zwischen uns drei Weißen ausschloß, wurde es ermöglicht, daß wir, so wirr und krumm sich auch die schmalen Negerpfade durch die umgebende Vegetation dahinschlängeln mochten, in jedem Augenblick die ganze Truppe übersehen und jeden unnötigen Aufenthalt verhindern konnten. Lecumbi, das in ostnordöstlicher Richtung ein klein wenig höher liegt als Mapanja, haben wir, wie ich gleich hier erwähnen will, nach ununterbrochenem angestrengten Marsch in 1 Stunde und 40 Minuten erreicht. Da wir gewiß nicht weniger als 4½km in der Stunde zurücklegten, so dürfte mit Berücksichtigung der Schlängelungen des Weges die Entfernung in der Luftlinie 6½ bis höchstens 7km betragen.

Aber einen schlechtern und unangenehmern Weg habe ich kaum irgendwo im Kamerun-Gebirge kennen gelernt. Zuerst ging es mäßig steil bergauf und ab und zu an vereinzelten Hütten vorbei durch die weit ausgedehnten Koko- und Plantanenpflanzungen von Mapanja. Dann aber folgte sehr schöner, hochstämmiger, kühlen Schatten gewährender und an mitteleuropäische Landschaftsbilder erinnernder Laubwald, in dem das Marschiren eine wahre Lust gewesen sein würde, wenn nicht die eigentümliche Beschaffenheit des Bodens stets und in jedem Augenblick die größte Aufmerksamkeit erfordert hätte. Denn es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß wir auf der ganzen Strecke einen alten, in unzählige moosbekleidete Blöcke zerfallenen und von vielen thalartigen Rinnen durchschnittenen Lavastrom passirten. Um überhaupt vorwärts zu kommen, mußte man beständig hüpfen und springen. Dabei ging es, ohne daß man dabei eine merklich größere Höhe erreichte, in

jedem Augenblick steil bergab- und an der andern Seite wieder ebenso steil bergaufwärts.

Den Kru-Leuten, die ihre Lasten auf dem Kopfe trugen, wurde die Sache besonders sauer, während die Bakwiri-Träger, welche ihre Warenballen mit Lianenbast torniſterartig auf dem Rücken befestigt hatten, sich viel leichter damit abfanden. Als dann im Verlauf des Marsches die durch das Blätterdach hindurchschimmernden Sonnenstrahlen größere Kraft gewannen, troff nicht bloß von den Schwarzen, sondern auch von uns Weißen, obwohl wir nicht einmal unsere eigenen Gewehre selbst trugen, perlender Schweiß herunter. Noch einmal möchte ich hier die zur Beurteilung africanischer Reisen sehr wichtige Thatsache erwähnen, daß in solchem Klima ein einstündiger Marsch zum allerwenigsten dasselbe bedeutet wie in Deutschland ein 2- oder $2^1/_2$stündiger. Auch wage ich es, die Behauptung aufzustellen, daß von zehn gesunden, aus allen Lebensaltern entnommenen Deutschen wenigstens fünf solche africanische Märsche gar nicht, auch nicht einmal eine Stunde lang aushalten würden. Wohlbeleibte Leute in mittlern und ältern Jahren würden schon nach der ersten Viertelstunde unter dem Einfluß der grade im Anfang besonders fühlbaren Ueberhitzung und Erschlaffung ein unüberwindliches Erlahmen ihrer Willenskraft verspüren. Unsere deutschen Matrosen haben das Klima wider Erwarten gut vertragen und sich insofern, wie man wohl behaupten darf, ganz ausgezeichnet bewährt. Aber es darf nicht vergessen werden, daß sie erstens lauter junge, schlanke und kräftige Männer sind, und zweitens, daß ihnen doch bloß in seltenen Fällen und auch dann nur verhältnismäßig kleine und leichte Ueberlandmärsche zugemutet wurden.

Mir persönlich sind die ersten Märsche am sauersten geworden; später habe ich sehr wenig mehr von den Unbilden der treibhausähnlichen Hitze verspürt. Es rührt diese Besserung namentlich daher, daß bei guter Constitution und nicht allzu großer Leibesfülle schon nach ein- bis zweitägiger Uebung das übermäßige und ganz gewaltig erschlaffende Schwitzen (die Kleider werden anfänglich so naß, als ob man ins Wasser gefallen wäre) bis zu einem gewissen geringern und für die Gesundheit durchaus erforderlichen Grade aufhört. Ganz und gar darf aber die Feuchtigkeit der Haut nicht verschwinden, denn heiße und trockene Haut, namentlich an den Händen, bedeutet stets und unweigerlich Fieber. Bei

Digitized by Google

Kru-Neger (Bruſtbild).
(Aus der Gartenlaube.)

gesundem Zustande dünstet in den Tropen der Körper auch des weißen Mannes unendlich viel stärker aus als in Europa, und in manchen Ländern pflegen die Aerzte gradezu von einem Atmen der Haut zu sprechen. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der nach Africa versetzte weiße Mann stärker schwitze als der Neger. Im Gegenteil. Bei starken Strapazen habe ich den Schweiß, fast möchte ich sagen, in kleinen Bächen von den bronzefarbenen Gliedern meiner Lastträger herunterrinnen sehen. Es rührt dies vielleicht zum größten Teil daher, daß die Schwarzen, und zwar, wie es scheint, ohne nachteilige Folgen, weit unmäßiger zu trinken pflegen als die Weißen. Ein weißer Mann, der das Wasser in solchen Mengen heruntergösse, wie dies von den Negern bei jedem Flusse und jedem Bache geschieht, würde recht bald überhaupt nicht mehr marschiren können. Noch möchte ich erwähnen, daß meine schwedischen Begleiter Jägersches Wollhemd (ohne Weste oder Rock) trugen, während ich mich bei weniger warmer baumwollener Kleidung stets am wohlsten befunden habe.

Aussichtspuncte sind auf der durchweg bewaldeten Strecke zwischen Mapanja und Lecumbi nicht vorhanden. Die Dichtigkeit des Ober- und Unterholzes verhindert sogar jeden auch noch so bescheidenen Ueberblick über die nächste Umgebung, so daß ich außer dem bereits Mitgeteilten nichts weiteres über die Bodenbildung anzugeben vermag. Wasserläufe waren, obwohl die tiefeingeschnittenen Rinnen in gewissen Monaten zur Ableitung der Regenwasser dienen mögen, nirgendwo vorhanden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jene verhältnismäßig schmale Kante, auf der Mapanja und das ebenfalls des Trinkwassers entbehrende Lecumbi liegen, der wasserärmste Teil des sonst allenthalben von Flüssen und Bächen durchrauschten Gebirges ist. Dieser Wassermangel rührt nicht etwa von unzureichenden Regenfällen her, denn das ganze Kamerun-Gebirge gehört unstreitig zu den regenreichsten Teilen nicht bloß Africas, sondern der ganzen Erde. Aber man vermag sich unschwer vorzustellen, daß alle Fluß- und Bachläufe auf die langgestreckten Seiten eines Gebirgszuges beschränkt bleiben, da an den schmalen Kanten kein Platz für deren Entwicklung vorhanden ist. So kommt es, daß, während die in keinem Monat des Jahres fehlenden und sehr reichlichen Regengüsse mehr als hinreichende Feuchtigkeit für den üppigsten Pflanzenwuchs von ganz Westafrica liefern, dennoch keine Trinkwasser spendenden Wasserläufe vorhanden sind.

Seitdem allein die Schweden in dieſer angeblich waſſerarmen Gegend zwei den Eingebornen völlig unbekannte Quellen entdeckt haben, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß es auch anderwärts nicht an Quellen fehlt, die ihr Waſſer in die an den Langſeiten des Gebirges dahinſtrömenden Flüſſe ergießen. Aber die geringe Ueberſichtlichkeit des Waldlandes und die unbeſchreibliche Läſſigkeit der ſich ſelbſt überlaſſenen Negernatur ſind der Auffindung ſolcher Quellen nicht günſtig geweſen. Anſtatt nach näherm Waſſer zu ſuchen, vererbt man von Geſchlecht auf Geſchlecht den alten Gebrauch, das wenige zum Trinken und Kochen benötigte Waſſer auf dem Rücken der Weiber herbeiſchleppen zu laſſen. Uebrigens beſchränkt ſich der Waſſermangel im weſentlichen auf die beiden Ortſchaften Mapanja und Lecumbi ſowie auf die höchſten, ſchon nicht mehr dauernd von Menſchen bewohnten Gebirgsgegenden. Schon ein wenig weſtlich von Mapanja und Lecumbi, nämlich bei Boando u. ſ. w., und ein wenig öſtlich, nämlich bei Buaſſa, Mimbia, Buea u. ſ. w., herrſcht eher Ueberfluß als Mangel an Waſſer. In der That glaube ich kaum, daß es, die Schweiz nicht ausgenommen, irgendein anderes Bergland der Erde gibt, das an Flüſſen und Bächen ſo reich wäre wie das Kamerun-Gebirge. Es fehlt ja auch in der Schweiz nicht an einzelnen hochgelegenen Ortſchaften, die unter dauerndem oder zeitweiligem Waſſermangel zu leiden haben.

Noch mochte ich mit meinen Kru-Leuten etwa einen Kilometer von Lecumbi entfernt ſein, als ein von Knutſon entſandter Bote zu mir kam und atemlos die Meldung herausſtammelte, daß Rogozinski mit einer Schar bewaffneter Victorianer in Lecumbi ſtehe und daß man ſchon ſo ziemlich handgemein geworden ſei. Ich ſandte den Boten weiter an Herrn Waldau, ließ die Gewehre laden und trieb meine Kru-Leute als den zuverläſſigſten Teil unſerer ganzen Mannſchaft ſo ſchnell wie nur irgend möglich vorwärts. Wenn ich auf meiner Taſchenpfeife das Signal dazu gäbe, ſollten die Laſten niedergeſetzt und die Gewehre zur Hand genommen werden. Als wir, im Gänſemarſch marſchirend (wie das hierzulande nicht anders möglich iſt), vorwärts eilend aus dem Walde heraus in das offenere Ackergelände und zu den erſten Hütten gelangten, bot ſich ein ſeltſamer und auch für mich, der ich doch ſchon ziemlich lange in Africa reiſte, recht fremdartiger Anblick dar: am jenſeitigen Ende der kleinen mit Hütten beſtandenen Hochebene,

zu der ich eben jetzt herunterstieg, eine dichtgedrängte Schar heulender, ihre Gewehre und Schwerter schwingender Neger und mitten unter ihnen, die Flinte im Arm, mein Freund Knutson; aber auf einem zweiten, durch eine tiefe Schlucht von diesem Plateau getrennten Hügel andere Hütten und andere nicht weniger aufgeregte Menschen.

Schon mit bloßem Auge sah ich, wie sie mit Feuergewehren hin und her liefen, hinter den Bäumen Posto faßten oder hinter zusammengerollten Felsblöcken niederkauerten. Als ich dann schnell das Operuglas zu Hülfe nahm, erkannte ich Rogozinski, wie er seine Leute hierhin und dorthin verwies, und es blieb mir kein Zweifel mehr, daß man sich auf beiden Seiten zum Kampfe vorbereite. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich meinen Leuten vorauf und so schnell mich meine Füße zu tragen vermochten, nach abwärts eilte; denn so klug auch mein lieber Gefährte Knutson sein mochte, so bangte mir doch vor seiner stark ausgeprägten Soldaten-Natur. Und thatsächlich bin ich noch heute überzeugt, daß es, wenn ich fünf oder zehn Minuten länger ausgeblieben wäre, Tote und Verwundete gegeben haben würde. Damit will ich durchaus nicht leugnen, daß die Sache auch ihre sehr stark ausgeprägte komische Seite hatte. Noch war ich nicht bei Herrn Knutson angelangt, als mit wilden Gebärden etwa fünfzig Neger mich umringten und mir zuschrieen, ob sie den jenseitigen Hügel erstürmen sollten. Drunten erfuhr ich dann von Knutson, daß Rogozinski just in dem Augenblick, als er (Knutson) auf dem diesseitigen Hügel erschien, auf dem jenseitigen, auf dem sich der Marktplatz für Lecumbi und die umliegenden Ortschaften befindet, den Union Jack gehißt habe. Dieser Union Jack ist eine Flagge, die bloß von den Gouverneuren der englischen Colonieen geführt werden darf und zu deren Aufhissen Rogozinski ganz gewiß nicht das Recht hatte. Herr Knutson und der inzwischen ebenfalls herbeigekommene Waldau brannten vor Kampfeslust, und die Eingebornen erklärten ein über das andere Mal, daß die Flagge trotz ihrer lebhaften Einsprache mit Gewalt gehißt worden sei und daß sie dieselbe, wenn ich ihnen Schutz gegen die Victorianer und Engländer versprechen wolle, wieder herunterreißen würden.

Meine Lage war keineswegs angenehm. Denn so sehr mich Rogozinskis Vorgehen ärgerte und so sehr ich überzeugt war, daß ich, als Friedensapostel auftretend, bei den Eingebornen an An-

ſehen verlieren würde, ſo glaubte ich dennoch nicht einmal als paſſiver Mithelfer bei dem gegen eine, wenn auch nur widerrechtlich gehißte engliſche Flagge gerichteten Vorgehen mitwirken zu dürfen. Hatte doch jener edle, ſeiner Geiſtes- und Charakteranlage nach vorwiegend zur Verſöhnung und Milde geneigte Mann (Dr. Nachtigal), von dem ich einzig und allein meinen Auftrag und meine (ſchriftlich ausgefertigte) Berechtigung zum Abſchluß von Schutzverträgen ableitete, ausdrücklich verlangt, daß meine Eroberungen friedlicher Natur ſein müßten. Anderſeits hinwiederum konnte ich mir nicht verhehlen, daß Lecumbi, wenn in engliſchem Beſitz, den Zuſammenhang zwiſchen Mapanja und den weiterhin von mir zu erwerbenden Gebieten unterbrach und daß meine Stellung Rogozinski und den Victorianern gegenüber wahrſcheinlich niemals wieder eine gleich günſtige ſein würde. Kam es zum Schießen, ſo konnte der Ausgang, da wir zu drei Weißen und etwa 100 Schwarzen einem Weißen mit 30—40 (allerdings beſſer als unſere Leute bewaffneten) Schwarzen gegenüberſtanden, nicht zweifelhaft ſein, während vorauszuſehen war, daß Rogozinskis Truppe von Tag zu Tag Zuwachs erhalten und vielleicht ſchon binnen kurzem der meinigen überlegen ſein würde. Ein Angriff oder feindliches Vorgehen von ſeiten Rogozinskis würde mir nicht unlieb geweſen ſein, aber davor hat ſich der Pole wohlweislich gehütet.

Das Ergebnis meiner Erwägungen war die an die Eingebornen von Lecumbi gerichtete Erklärung, daß ich mit dem gewaltſamen Herunterreißen der engliſchen Flagge nichts zu thun haben wolle, da Deutſchland und England befreundete Mächte ſeien, daß ich eine ſolche Handlung, wenn von den Eingebornen allein ausgeführt, weder billigen noch auch hindern würde, daß ich aber den König, den Häuptling und die übrigen Vornehmen auffordere, gegen das widerrechtliche Hiſſen der engliſchen Flagge einen von mir zu entwerfenden Proteſt zu unterzeichnen. Mein Zweites war der nachdrücklich eingeſchärfte Befehl, daß von unſern Leuten nicht gefeuert werden dürfe, falls nicht von gegneriſcher Seite der erſte Schuß fiele. Inzwiſchen türmten Peter und Freeman einige Koffer unter freiem Himmel zu einem improviſirten Tiſche auf und breiteten mein Schreibzeug darauf aus.

Aber noch war ich mit der Abfaſſung des Proteſtes beſchäftigt, als Herr Knutſon mir meldete, daß die Stimmung der von

victorianiſchen Sendlingen bearbeiteten Lecumbi-Leute ſich, und zwar nicht ganz zu unſern Gunſten zu ändern beginne. Es ſei die Aeußerung laut geworden, daß Deutſchland, wenn es wirklich ſo mächtig ſei, wie man behaupte, ſie auch vor den Victorianern ſchützen und das Herunterreißen der Flagge billigen könne; ſeien aber die Deutſchen hierzu nicht mächtig genug, ſo würde es gefährlich ſein, ſich allzuweit mit ihnen einzulaſſen. Dazu kam, daß Rogozinski, der die für ihn günſtige Wirkung unſerer friedlichen und den Eingebornen nicht recht verſtändlichen Zurückhaltung richtig beurteilt haben mochte, einen in Hauſſa-Uniform ſteckenden Menſchen herüberſandte mit einem Placat des Inhalts, daß die Court of Equity von Victoria im Intereſſe der Königin Victoria und nach dem Willen des Volkes von Lecumbi an dieſem Ort die engliſche Flagge habe hiſſen laſſen. Die Angabe, daß die Flaggenhiſſung nach dem Willen des Volkes von Lecumbi geſchehen ſei, war, wie man aus meinen obigen Ausführungen erſehen haben wird, eine offenbare Lüge. Obwohl das Placat, als ich den Rücken gedreht und mich wieder meinem Proteſt zugewandt hatte, zerriſſen und dem Manne, der es gebracht hatte, vor die Füße geworfen wurde, ſo verfehlen ſolche Dinge, wie die Ueberbringung eines Schriftſtücks durch einen uniformirten Mann, bei den leicht empfänglichen Schwarzen doch ſelten ihren Eindruck. Ich hielt es daher für angemeſſen, den König Yunge nebſt den übrigen Vornehmen vortreten zu laſſen und ihnen in kurzer Rede auseinanderzuſetzen, daß ſolch große und mächtige Länder wie Deutſchland und England nicht wegen hundert Kamerun-Gebirge, geſchweige denn wegen eines lumpigen Neſtes wie Lecumbi Krieg führen würden, daß man den von mir ausgearbeiteten Proteſt unterzeichnen möge und daß die Sache dann gelegentlich von Berlin aus im Sinne der Gerechtigkeit entſchieden werden würde.

Jene durch Reichtum der Kleidung und der Waffen hervorragenden Leute, welche ich als die vornehmen bezeichnet habe, drängten den alten König Yunge — einen der feigſten Menſchen, die ich jemals geſehen — mit lautem Beifall zur Unterzeichnung. Thatſächlich näherte ſich der alte Mann, obwohl zitternd und „Hexerei, Hexerei“ rufend dem improviſirten Tiſche. Dort angelangt fragte er, ob er ſeine Proteſt-Erklärung nicht mündlich abgeben könne, da die Feder ihn bange mache. Unklugerweiſe verweigerte ich dies. Eben griff ich zur Feder, als der König ſich

mit einer blitzschnellen, für sein Alter erstaunlichen Geschwindigkeit herumwandte. Mit wenigen Sprüngen war er aus dem Kreis der Umstehenden heraus

und ward nicht mehr gesehn. In einer Wolke
hat Venus ihn entrückt dem Volke.

Wir alle lachten. O, König Junge, Junge, was für ein Held bist du! Thatsächlich habe ich nie in meinem Leben einen Menschen mit solcher Geschwindigkeit auskneifen sehen. Während von den vornehmern Kriegern einige nacheilten, um den König wieder herbeizubringen, drängten sich die andern zur Unterzeichnung zu dem als Tisch fungirenden Bauwerk.

Aber sobald es sich darum handelte, die Feder in die Hand zu nehmen, habe ich doch auch mit den wenigen, die überhaupt unterzeichnet haben, sehr viel Last gehabt. Der Rest lehnte die Unterzeichnung so ernst und entschieden ab, daß ich jeden weitern Versuch mit ihnen als nutzlos aufgab. Mündlich, sagten die Leute, wollten sie gegenüber aller Welt wider das Hissen der englischen Flagge protestiren, aber ein Schriftstück zu unterzeichnen seien sie um so weniger geneigt, da die Victoria-Leute versicherten, daß es den Herren Knutson und Waldau darum zu thun sei, in Lecumbi Handel zu treiben und ihnen (den Lecumbi-Leuten) den namentlich auf ihrem Marktplatz betriebenen Handel wegzunehmen. Vergebens versuchten die Schweden, die kurz vorher das unbenutzte Buschland von Lecumbi käuflich erstanden hatten und das Kautschukgeschäft nun auch nach Lecumbi ausdehnen wollten, diese thörichte Ansicht zu widerlegen. Man brachte die von ihnen als Kaufpreis gezahlten Waren herbei und suchte, aber ohne Erfolg, den Kauf wieder rückgängig zu machen.

Mit alledem war es Nachmittag geworden, und obwohl die Schweden um ihrer eigenen Interessen willen noch gern in Lecumbi geblieben wären, so drängte ich dennoch mit aller Entschiedenheit zum Aufbruch. Denn ob wir in Buassa, in Mimbia und Buea bessern Erfolg haben würden, hing in erster Linie davon ab, daß uns Rogozinski und die Victorianer nicht zuvorkamen. Während wir den großen Troß unserer mit Waren beladenen Träger mit uns schleppten, hatte der mit den Schwarzen von Victoria verbündete Pole unbelästigt und ungehindert vorauseilen und ohne Verträge abzuschließen gegen den Willen der keinen Widerstand wagenden Bevölkerung eine Flagge aufhissen können, zu deren

Führung ihm und den ihn begleitenden Schwarzen alle und jede Berechtigung fehlte. Aber dieses Spiel sollte denn doch, wenn es nach meinem Willen ging, in Buassa, in Mimbia und Buea nicht zum zweiten Mal aufgeführt werden. Ich verweigerte daher die erbetene Erlaubnis zum Abkochen, nahm nach einigen letzten Ermahnungen Abschied von den Lecumbi-Leuten, befahl die Gepäckstücke wieder aufzuladen und ließ unsere Colonne in solcher Anordnung, daß ein etwaniger Angriff leicht hätte zurückgeschlagen werden können, den Weg nach Buassa einschlagen, der uns ganz dicht an der von Rogozinski eingenommenen Stellung vorüberführte.

Bis zu dem abermals einige Hundert Fuß höher gelegenen Orte Buassa waren wir in nordöstlicher Richtung 35 Minuten unterwegs. Einmal ging es steil zu einer sehr tiefen aber wasserlosen Thalrinne herunter und ebenso steil wieder aufwärts; im übrigen war der Weg lange nicht so beschwerlich wie der von Mapanja nach Lecumbi. Wald und Pflanzungen der Eingebornen, die man nach westafricanischem Sprachgebrauch Plantagen nennt, wechselten, ohne daß jedoch die ausgedehnte Lichtung des Waldes einen freiern Ueberblick ermöglicht hätte, häufig miteinander ab. Auch auf dieser Strecke habe ich mir über die Gestaltung des Bodens gar kein Urteil bilden können.

In Buassa angelangt, fragten wir, wie das üblich ist, nach König und Häuptling. Der erstere, sagte man, sitze, um Wein abzuzapfen auf einem Palmbaum (wörtlich in der Uebersetzung unseres Dolmetschers: „king live for palm-tree"), der letztere dagegen halte grade Gerichtssitzung.

„Ist es Frauen- oder Ziegen-Palaver?" fragten wir.

„Bloß ein Ziegen-Palaver", lautete die Antwort.

„Sehr schön, dann wird die Sache hoffentlich bald vorüber sein."

Obwohl der König mit Hülfe der Trommel-Sprache herbeibeordert wurde, so war doch bereits die das ganze Jahr hindurch mit unausstehlicher Regelmäßigkeit um 6 Uhr eintretende Dunkelheit hereingebrochen, als König Muimba und Häuptling Musinje ziemlich gleichzeitig erschienen. Der letztere, der uns in jeder Hinsicht besser gefiel als der König, schenkte mir gleich zum Empfang ein Schwein, aber nicht etwa aus überquellender Freigebigkeit, sondern wie das bei Negern gar nicht anders vorkommt, mit dem schlauen Hintergedanken, daß er an Geschenken noch mehr

als den denkbar höchſten Verkaufspreis des Tierchens erhalten würde. In Bezug auf ſolch kleine Charakterzüge und namentlich auch in Bezug auf die große Natürlichkeit, faſt möchte ich ſagen, Altertümlichkeit der Sitten und Lebensformen wird man unter den weſtafricaniſchen Negern unglaublich oft an Homer und namentlich an die Odyſſee erinnert.

Meine Leute ſchmunzelten vergnügt, als ſie die quiekende Stimme des Gaſtgeſchenkes vernahmen, und obwohl mein Dolmetſcher, der ſchlaue Mbua, mit heuchleriſch-ernſter Miene zum Himmel blickte, ſo argwöhnte ich doch nicht ohne Grund, daß auf ſeinen Rat ein Schwein anſtatt einer Ziege gewählt worden ſei, denn die letztere würden wir weißen Männer verſpeiſt haben, während das Fleiſch der kleinen ſchwarzen Schweine, ſo lange es noch irgendwelche andere Nahrung gibt, von den Europäern verſchmäht wird. Von allen Landeskundigen wird übereinſtimmend behauptet, daß, wenn auch nicht der einmalige, ſo doch der öfters wiederholte Genuß von africaniſchem (nicht aber von europäiſchem) Schweinefleiſch den weißen Mann krank mache. Ziegenfleiſch ſpielt dagegen im ganzen nördlichen Weſtafrica, und zwar bis ungefähr zum Congo herunter, dieſelbe Rolle wie bei uns das Rindfleiſch. Es iſt alſo kein Wunder, wenn unſern Schwarzen ein Schweinchen weit lieber war als eine Ziege.

Aber auch wir Europäer wurden in Buaſſa, deſſen Umgebung äußerſt fruchtbar und ſehr gut angebaut iſt, beſſer mit Lebensmitteln verſorgt, als dies in andern Negerdörfern der Fall zu ſein pflegt. Nachdem man uns dicht neben der langgeſtreckten königlichen Wohnung eine aus einem Raum beſtehende, natürlich nichts weiter als die vier nackten Wände, den Lehmboden und ein ſchadhaftes Dach zeigende Hütte, unſern Leuten dagegen einen Raum in der königlichen Wohnung angewieſen hatte und nachdem ſämtliche Koffer und Warenballen in unſerer Hütte aufgeſtapelt worden waren, begann jener kleine Handelsverkehr, wie er ſich nach der Ankunft von Europäern in jedem Negerdorf zu entwickeln pflegt. Man ſchleppte vortreffliches und ſehr wohlſchmeckendes Waſſer — nach den Entbehrungen von Mapanja und Lecumbi eine wahre Erquickung — herbei und bot uns Plantanen (unveredelte große Bananen), Koko, Palmwein, alte oder kranke Hühner und auch einige wenige, aber meiſtens verdorbene Eier zum Verkauf an. Es gilt als Regel, daß man Lebensmittel bloß mit

Tabakblättern bezahlen ſoll; Rum oder gar Zeug dafür auszugeben, würde als Verſchwendung angeſehen werden. Für zwei Eier, eine Kürbisſchale voll Palmwein oder eine Portion Plantanen wird man gewöhnlich je ein Blatt Tabak, für ein Huhn dagegen ein Bündel (head) von ſechs Blättern zu zahlen haben. Sind dieſe Preiſe auch gewiß nicht zu hoch, ſo wird einem doch das Schachern und Feilſchen bald zum Ueberdruß. Man vergegenwärtige ſich, daß in dieſem Augenblick um ein kleines Fürſtentum und im nächſten um ein paar, wahrſcheinlich nicht einmal friſche Eier, aber beides mit der gleichen Zähigkeit gehandelt und gefeilſcht werden muß. Es gibt Könige, die, da ſie 30 oder 40 Weiber und viele Kinder beſitzen, für ihre Verhältniſſe etwa ebenſo reich ſind, wie nach deutſchen Anſchauungen der Fürſt von Thurn und Taxis, und die dennoch mit der ernſteſten Miene ein einziges Ei zum Verkauf anbieten.

Nachdem wir den König Muimba und den ſehr viel einſichtsvollern und thatkräftigern Häuptling Muſinje ſowie etwa ein Dutzend der vornehmern Ortsbewohner über den Zweck unſeres Beſuchs aufgeklärt hatten, wurde vereinbart, daß, da es für den heutigen Abend zu ſpät zu ſein ſcheine, am folgenden Morgen eine Volksverſammlung einberufen werden ſolle. Freigebig verteilten wir Geſchenke, die nach Negerbegriffen ganz wunderſchön ſein mochten, und ſahen rings umher bloß freudige Geſichter. Aber ſo ſehr auch die Schweden in mich drangen, ſo verweigerte ich dennoch ſtandhaft die Herausgabe von Rum, denn ich wünſchte nicht, daß ſpäter geſagt werden könne, die Leute hätten im benebelten Zuſtand einen Entſchluß gefaßt, der ihnen andernfalls ferngelegen haben würde. Nach Erledigung aller dieſer Geſchäfte wurde zunächſt, indem wir als Zugabe zu dem Schweinchen Reis, Koko und ein wenig Rum austeilten, für unſere Leute geſorgt. Dann mußten Peter und der ſich als ſehr anſtellig erweiſende Tom ein paar Kiſten öffnen und es wurde für unſere eigene abendliche Mahlzeit Corned Beef, Zwieback, Thee und Cognac herausgenommen, wozu dann noch ein paar geröſtete Plantanen, welche öfters die Stelle des Brotes vertreten, hinzukamen.

König Muimba und Häuptling Muſinje leiſteten uns, obwohl ungebeten, Geſellſchaft, und ich vermochte nicht zu verhindern, daß der König, der aufmerſam zuſah, daß wir einige Tropfen Cognac in den Thee träufelten, das Verhältnis von Thee und Cognac

umkehrend, einen kleinen Rausch bekam. Nach allen Strapazen und Enttäuschungen des Tages freuten wir uns bei heiterster Stimmung der wohlverdienten Ruhe, als mit leisen Schritten mein Hauptmann Freeman hinter mich trat und mir mit klagender Stimme ins Ohr flüsterte, daß die Mapanja-Leute das ganze Schwein aufgegessen hätten (Mapanja people chop all them pig for themselves). Solch fürchterliches Attentat gegen die Magen meiner Kru-Leute durfte natürlich nicht geduldet werden. Auch war die Zeit, innerhalb deren das Schwein mit Haut und Haaren verschwunden sein sollte, so unglaublich kurz, daß ich der Sache nicht recht traute.

Während Herr Waldau, allerdings mehr wegen der Sicherheit unserer geöffneten Koffer als aus Höflichkeit, bei den Königen zurückblieb, traten Knutson und ich zur Erledigung des verwickelten Rechtsfalles in jenen rauchgefüllten Raum, in dem sich unsere Leute um ein großes qualmendes Feuer herum auf den Boden gelagert hatten. Alle mit Ausnahme eines einzigen, der mit vergnügtem Lächeln sitzen blieb, sprangen auf und umdrängten uns sprechend und schreiend und in jener theatralischen Manier, die eine Eigentümlichkeit der Neger-Rasse ist, mit allen Gliedern in der Luft herumfuchtelnd. An der Thatsache, daß das Schwein verschwunden sei, konnte kein Zweifel sein, denn in jener großen Kürbisschale, in welcher es gelegen hatte, waren bloß noch die gekochten Kokoscheiben zurückgeblieben. „So steh doch auf!" sagte Herr Knutson zu dem Manne, der, als die andern aufsprangen, sitzen geblieben war. Anstatt aller Antwort drehte er den Kopf herum und schaute, als ob es dort etwas besonderes zu beobachten gebe, zur Thür hinaus. „Steh auf!" hieß es jetzt in streng befehlendem Ton. Zitternd erhob sich der Mann, und da lag unter Laub versteckt, wenn auch nicht das ganze, so doch das halbe Schwein, welches jetzt mit gänzlicher Uebergehung der Mapanja-Leute meinen Kru-Jungen zugewiesen wurde. Solch kleine Diebstähle, bei allen übrigen Negern eins der häufigsten Vorkommnisse, sind unter den verhältnismäßig ehrlichen Gebirgsbewohnern ziemlich selten, und ich glaube kaum, daß aus unsern geöffneten Koffern, auch wenn wir sie unbewacht gelassen hätten, irgend etwas entwandt worden wäre.

Als mit zarter Gewalt die beiden Könige entfernt worden waren, machte ich bei dem versuchten Aufschlagen meines Feld-

bettes die unangenehme Entdeckung, daß als Folge des in Kamerun herrschenden Kriegswirrwarrs eins der wesentlichen Stücke des nützlichen Reisemöbels dort zurückgelassen worden sei. Wir schliefen demnach selbander auf Kisten und Warenballen, über die ein jeder von uns seine Decken und Mäntel ausbreitete.

Aus dem ersten süßen Schlummer aufwachend, vernahm ich einen argen Lärm, der mich gleichzeitig mit meinen beiden Gefährten aus der Hütte herausstürzen ließ. Wir sahen in der Beleuchtung des im Nebenhause brennenden Feuers einen großen Haufen kämpfender und teilweise am Boden liegender Männer, um die sich heulende und gesticulirende Weiber herumdrängten. Unsere Besorgnis wuchs, als wir erkannten, daß es unsere eigenen Leute seien, die hier mit einigen Bewohnern von Buassa handgemein geworden waren. Als meine Begleiter die Leute zu trennen und auseinanderzureißen begannen, hielt ich mich für verpflichtet, nach Kräften mitzuwirken. Man sieht, daß, wer in Africa reisen will, sich unter Umständen auch auf die Rolle eines die Straßenpolizei ausübenden Schutzmannes verstehen muß. Und was war die Ursache des nicht grade ernsten, aber doch schon bis zu einer gewissen Erbitterung gediehenen Kampfes? Einer meiner Leute war beim Suchen nach einem weichen Nachtlager mit zwei Eiern zusammengeraten, die eine Henne meuchlings dorthin gelegt hatte. Ein altes Weib nahm, die Schalen in der Hand, die Eier als ihr Eigentum in Anspruch und zeigte mir als unleugbaren Beweis der begangenen Schandthat auf der nackten Schattenseite des Frevlers die deutlichsten Spuren von Eigelb. Ich bezahlte der Megäre ihre Eier und damit war die Geschichte abgethan.

Kaum hatten wir unsere müden Glieder aufs neue auf dem harten Lager ausgestreckt, als entsetzliche Donnerschläge uns abermals aufwachen und den Erdboden, das Haus und die aufgetürmten Kisten wie bei einem Erdbeben erzittern ließen. Es schien beschlossen zu sein, daß wir in dieser Nacht nicht schlafen sollten, denn als nach etwa einer Stunde die Gewalt des heulenden Tornados nachließ und jene schweren Blitze, die bis dahin das Innere der Hütte fast ohne Unterbrechung tageshell erleuchtet hatten, immer seltener wurden, begann ein mehr als wolkenbruchartiger und wahrhaft fürchterlicher Regen herniederzusausen. Anfänglich kümmerten wir uns wenig darum. Als aber nicht mehr bloß Tropfen, sondern ununterbrochene kleine Ströme in das

Innere des unsoliden Gebäudes hereindrangen, sahen wir uns veranlaßt, Regenschirme aufzuspannen und Regenmäntel über uns auszubreiten. Auch damit nicht zufrieden, kam das Wasser in kleinen Bächen hereingeflossen, sodaß wir uns, als es die wertvollsten, das kostbare Seidenzeug enthaltenden Warenballen zu bedrohen begann, zu einem allgemeinen Umpacken bequemen mußten. Obwohl wir die geringwertigen Waren oben und unten, die bessern dagegen in der Mitte verstauten, so ist doch bei dieser Gelegenheit vieles verdorben worden und zugrunde gegangen.

An Schlaf war nicht mehr zu denken und, aufrecht sitzend, begannen wir unter aufgespannten Regenschirmen Cigarren zu rauchen und Palmwein zu trinken. Die Schweden erzählten mir, daß es im vorigen Jahre, als sie bei Manns Quelle wohnten, von Januar bis April gar nicht geregnet habe. Dann aber seien wolkenbruchartige Regen gefolgt und Güsse von geringerer Stärke hätten bis jetzt angedauert. Jene feinen, staubartigen Landregen, die bei bleiernem Himmel tagelang andauern, scheinen in Westafrica nicht vorzukommen. Wenn es dort regnet, so fällt auch gleich das Wasser in Strömen, ohne daß damit eine längere Dauer des Regens ausgeschlossen wäre. Die meisten Güsse sind kurz und ergiebig, aber in Buassa regnete es noch 10 Stunden nach dem Tornado, ohne daß die Heftigkeit im allermindesten nachgelassen hätte. Wie unsere Hütte am folgenden Morgen aussah, wird man sich auch ohne Beschreibung vorstellen können. Wir froren wie Espenlaub und eilten, als es 6 Uhr geworden war, mit schnellen Schritten zu der etwas behaglichern Wohnung unserer Leute hinüber. Dort brannte bereits ein belebendes Feuer und dufteuder Thee — diesmal hatte Peter ihn nicht, wie er es am verflossenen Abend gethan, mit dem kalten Wasser aufs Feuer gesetzt — erwärmte auch bald die etwas eingefrorene Stimmung.

Aber der Ort war wie ausgestorben und die Aussichten auf eine zahlreich besuchte Volksversammlung schienen sich so schlecht wie möglich zu gestalten. Als es 8 Uhr wurde und der Regen noch immer nicht nachgelassen hatte, wuchs meine Besorgnis, ob wir auch an diesem Tage noch nach Mimbia und dem wichtigen Buea gelangen würden. Vergebens veranlaßten wir einige Buassa-Leute, die Ruf-Trommeln ertönen zu lassen, und entsandten gegen hohen Lohn mehrere Boten. Die Schwarzen fürchten sich vor Regen und Kälte wie vor etwas, was sichern Tod mit sich bringt,

und obwohl wir den Abschluß des Vertrags schon am Abend vorher so ziemlich vereinbart hatten, so waren doch keinerlei Versprechungen imstande, den König und die Häuptlinge behufs Unterzeichnung zur Stelle zu bringen. Auch durften wir uns nicht übertrieben eifrig zeigen, weil dies, wenigstens wie ich die Negernatur beurteilte, das Gegenteil des Gewünschten zur Folge gehabt haben würde.

Endlich, endlich gegen 10 Uhr morgens hörte der Regen beinahe urplötzlich auf und wir genossen bei wunderbarer Klarheit der Luft einen Fernblick, wie das Kamerun-Gebirge mir noch keinen geboten hatte. Der Leser wird sich aus meiner Beschreibung des Götterberges entsinnen, daß ich von dieser gewaltigsten Berghöhe Westafricas zwar eine ganze Welt von Bergkegeln, Lavaströmen und ausgebrannten Vulcanen überblickte, daß mir aber der Anblick des darunter liegenden Waldlandes, der Küste und des Meeres durch eine tief unten zu unsern Füßen durcheinander wirbelnde Wolkenschicht versagt blieb. Anders hier in der — von mir, aber vielleicht etwas fehlerhaft, berechneten — verhältnismäßig geringen Höhe von 780m. Auch in Buassa wird eine ähnliche Fernsicht, wie sie uns zuteil wurde, zu den Seltenheiten gehören. Man möge nicht vergessen, daß in dieser feuchtigkeitsschwangern Tropenluft und ganz besonders im Gebirge, wo noch weit mehr Regen fällt als in der Ebene, klare Luft ebenso selten wie sonniger Himmel häufig ist. Bloß in einer gewissen Zeit des Jahres, während welcher der „Harmattan" genannte Wind weht, sonst aber kurz nach einem starken Tornado ist die Luft völlig klar, und zwar dann auch so klar, wie etwas ähnliches in den beiden gemäßigten Zonen, so viel mir bekannt, gar nicht vorkommt.

Die Aussicht von Buassa war unter diesen Umständen eine der großartigsten, die ich irgendwo auf der Erde genossen habe. In nordwestlicher Richtung und scheinbar zu unsern Häupten der schneebedeckte Gipfel des gewaltigen Götterberges, auf dem, obwohl er im Lande der schwarzen Männer liegt, noch kein schwarzer Mann gestanden hat und von dem ich eben jetzt im Begriff war, ein neues Stück für mein Vaterland zu erwerben. In südöstlicher Richtung flachte sich das Gebirge in Hunderten von herrlich bewaldeten Berggipfeln ganz sachte zur Ebene hin ab (als ich das zauberhaft schöne Waldland überblickte, ahnte ich noch nicht, daß

es mir wenige Tage ſpäter vergönnt ſein ſollte, in ſechs weitern Verträgen den größten Theil davon für Deutſchland zu erwerben). Die Ebene lag, ein einziges Netz von inſelartigem Land und wirr verſchlungenen Waſſeradern, bis nach Malimba und mehr nach Norden hin bis zu jenen niedrigen Höhenzügen, welche die Ebene des Flußgebiets von Kamerun dort abſchließen, wie eine Landkarte vor uns ausgebreitet. Vergeblich machte ich den Verſuch, dieſe zahlloſen, im Sonnenlicht glitzernden Waſſeradern zu zählen. Soviel Mündungsarme wie der Mungo- und der Kamerun-Fluß hat, glaube ich, nicht einmal der Nil.

Und wie nahe das alles gerückt war! Als ob man trotz der ungeheuren Entfernung danach hätte greifen können. Mit bloßem Auge erkannte ich (S. 30° O.) zwei große, zwiſchen Cap Kamerun und Cap Suellaba ankernde Schiffe und konnte mit Hülfe des Opernglaſes feſtſtellen, daß es Dreimaſter waren. Weniger gut, aber doch auch recht deutlich waren die bei Bells Stadt und König Acquas Stadt verankerten Hulks wahrzunehmen. Voll Entzücken über das herrliche Schauſpiel wollte ich einer von meinem Dolmetſcher überbrachten Nachricht gar keinen Glauben ſchenken. Das Volk, berichtete Mbua, ſei beſtürzt, weil der große, auf dem Götterberg thronende Gott weiße Kleider angelegt habe, und befürchte, daß entweder ein vornehmer Mann ſterben oder aber der abzuſchließende Vertrag dem Orte zum Unheil gereichen werde. Auch wolle man in der verfloſſenen Nacht von Kamerun her Kanonendonner vernommen haben. Lachend, obwohl es mir nicht ganz von Herzen kam, erwiderte ich, das ſei Loba (Gott) geweſen, der im Gewitter gedonnert habe. Aber Mbua ahmte das Geräuſch nicht bloß von Kanonendonner, ſondern auch von Salvenfeuer, das er und andere von Bimbia her vernommen haben wollten, ſo täuſchend nach, daß zum wenigſten meine ſchwediſchen Begleiter zweifelhaft wurden, ob nicht doch etwa die Möwe zu kriegeriſchem Vorgehen genötigt worden ſei. Kriegeriſche Ereigniſſe in der Bimbia-Gegend würden uns, da wir ja grade dorthin zu marſchiren und Verträge abzuſchließen gedachten, ſehr unwillkommen geweſen ſein. Der Kanonendonner von Kamerun, der erſte, den die an dieſer Seite des Gebirges lebenden Eingebornen überhaupt jemals gehört haben, muß eine ganz gewaltige und furchterweckende Wirkung ausgeübt haben, die jedoch unſern Zielen durchaus nicht förderlich war. Einige wenige Eingeborne hielten

an der Ansicht fest, daß der Geschützdonner die Stimme Lobas gewesen sei, die meisten jedoch schrieben ihn in richtiger Erkenntnis der Dinge einem gewaltthätigen Vorgehen der Weißen zu, wodurch ihr ohnehin schon vorhandenes Mißtrauen nicht grade beschwichtigt wurde.

Als wir von dem erklommenen Aussichtspunct wieder herunterstiegen, fanden wir zu unserm freudigen Erstaunen viel Volk, darunter den König und den Häuptling, unseres Erscheinens harrend. Sie begrüßten uns aufs herzlichste, sprachen zwar vom großen Gott und seinem weißen Gewande, ließen sich aber beschwichtigen und brachten uns in aller und jeder Beziehung, was nicht zum wenigsten dem Einfluß des Häuptlings Musinje zu verdanken war, das größte Vertrauen entgegen.

In mehrern Ortschaften des Bakwiri-Volkes habe ich die Beobachtung gemacht, daß, wo es einen König und einen Häuptling gibt, der letztere stets intelligenter ist als der erstere. Bei näherm Nachforschen glaubte ich herauszuhören, daß solche Häuptlinge, deren Stellung, wenigstens zunächst, keine erbliche zu sein scheint, bloß dort vorkommen, wo der König zufällig ein geist- oder energieloser Mann ist. In Buassa, das etwa 60 Krieger ins Feld stellen kann (Lecumbi bloß 40), war die Macht des Häuptlings Musinje bereits so hoch gestiegen, daß er sich mit stillschweigender Zustimmung des Volkes den Königstitel beilegen durfte, den ich dann auch in Anerkennung der uns geleisteten Dienste in die Vertrags-Urkunde mit aufgenommen habe.

Für den Vertrag mit Buassa wählte ich eine andere und freiere Form als in Mapanja. Damit Dr. Nachtigal in keiner Weise gebunden wäre, nahm ich einstweilen beide Exemplare mit mir und ließ bloß eine von mir und den Zeugen unterzeichnete Erklärung über das, was stattgefunden habe, zurück. (Es möge hier eingeschaltet werden, daß Dr. Nachtigal am 19. Januar auf der Möwe von Bimbia aus nach Victoria abdampfte, um an Ort und Stelle die Zöllerschen Verträge zu bestätigen, daß er aber, durch die Mahin-Angelegenheit und seine spätere Erkrankung verhindert, weder nach Mapanja noch nach Buassa gelangt ist. Der Vertrag mit Buassa wurde einige Wochen später von Capitän z. S. Karcher bestätigt. In Mapanja hatten die Victorianer widerrechtlich die englische Flagge gehißt. Aber als Capitän z. S. Karcher auf Grund des Zöllerschen Vertrags die Entfernung der

Flagge forderte, wurde dieselbe vom englischen Consul White ohne weiteres zugestanden und die Flagge thatsächlich heruntergenommen.)

Der Weg von Buassa nach Mimbia (45 Minuten guten Marschirens) führte in nordöstlicher Richtung durch eine paradiesisch schöne Landschaft. Hier zum erstenmal auf der ganzen Strecke von Mapanja her gab es namentlich nach oben hin herrliche Ueberblicke in Hülle und Fülle. Mimbia liegt nach meinen Messungen (ist ein Fehler dabei, so dürfte die Ziffer vielleicht höher, aber keinesfalls niedriger anzunehmen sein) in 2700 Fuß Meereshöhe.

Nun schien auffallenderweise, was vielleicht von der wunderbaren Klarheit der Luft herrührte, die scharf gezogene und wie mit einem Messer abgeschnittene Grenze des Hochwaldes so dicht über uns zu liegen, daß man sich kaum einzubilden vermochte, daß die Höhe um einige Tausend Fuß größer sein könne. Es wäre ja aber auch nicht unmöglich, daß an dieser bisher völlig unbekannten und von mir zum erstenmal in allgemeinen Zügen kartographisch aufgenommenen Südostseite des Gebirges der Wald weniger hoch als an der Südseite, wo ich die Grenze durch eigene Messung feststellen konnte, hinaufreichte. Als Grund, weshalb an dieser Seite der Wald in solchen Höhen fehlt, wo er auf dem Südabhang noch in voller Ueppigkeit gedeiht, würden vielleicht die sehr steilen Abstürze anzusehen sein. Wenn ich irgendwie Zeit dazu gehabt hätte, würde ich auch an dieser Seite die Grenze des Urwaldes festgestellt haben, aber so lange die Frage, ob das Gebirge deutsch oder englisch sein werde, noch nicht gelöst war, glaubte ich meine Kräfte wichtigern Aufgaben widmen zu müssen.

Ich möchte jedoch meinen etwanigen Nachfolgern in der Erforschung des Kamerun-Gebirges die Gegend zwischen Buassa und Buea als anscheinend eine der fruchtbarsten und jedenfalls in landschaftlicher Hinsicht eine der schönsten in Westafrica ganz besonders empfehlen. Drunten herrlich gegrünte und mit üppigem Wald umkleidete Hügel, über uns eine langgestreckte steilschräge Wand, die bis zu einer gewissen Höhe dunkelgrün und darüber hinaus intensiv rotbraun ist. Den in früher Morgenstunde gefallenen Schnee vermochten wir unterwegs nicht mehr wahrzunehmen, sei es nun, weil er inzwischen geschmolzen war, sei es, weil vielleicht der höchste Gipfel durch vorgelagerte Anhöhen verdeckt wurde. Das Gebirge stellt sich von dieser Seite her als langgestreckter Wall dar, während es, von Victoria aus gesehen,

eine an den sicilianischen Aetna erinnernde kegelförmige Gestalt zeigt.

Ich möchte an dieser Stelle eine Frage beantworten, die vielleicht schon bei diesem oder jenem meiner Leser aufgestiegen sein mag. Die Besteiger des Götterberges stimmen darin überein, daß auf einer gewaltigen Hochebene viele, viele Bergkegel, von denen die meisten erloschene Vulcane sind, aufsitzen. Wie nun, könnte man fragen, verträgt sich diese Hochebene mit der kegelförmigen oder wallförmigen Gestalt? Die Antwort würde dahin zu lauten haben, daß, was vom Gipfel des Götterberges gesehen eine Hochebene zu sein scheint, in Wirklichkeit ein sanft ansteigendes Berggehänge ist, dessen kraterförmige Auswüchse bei dem Gesamtbilde, wie es sich beim Anblick aus der Entfernung darstellt, gar nicht zur Geltung gelangen.

Kurz vor dem Aufbruch zu meiner zweiten Gebirgsreise las ich in den Zeitungen von einer Aeußerung Stanleys, die, wenn sie wirklich so gefallen ist, den Inhalt hatte, daß die Deutschen eine Eisenbahn auf den Götterberg bauen möchten. Wer durch eigene Anschauung das Gebirge kennt, wird diesen Ratschlag entweder für sehr kindlich halten oder aber annehmen müssen, daß der Redner sein Publicum habe zum Narren halten wollen. Eine Eisenbahn auf den Montblanc wäre im Vergleich zu einer solchen auf den Götterberg reine Spielerei. Aber auch angenommen, daß Stanley bloß eine Eisenbahn bis zu der als Ort für ein zu bauendes Sanitarium empfohlenen Mannschen Quelle im Sinne gehabt habe, würde doch noch die gewiß sehr wichtige Frage, was denn eine solche Eisenbahn befördern sollte, zu erledigen sein. Ein halbes oder ganzes Dutzend oder sagen wir sogar ein paar Hundert Passagiere im Jahr würden doch selbst mit Zuhülfenahme aller Reclame die Rentabilität nicht sichern können.

Der Ort Mimbia vermag, wie mir der König — ein riesenhafter Mann mit je sechs Fingern an jeder Hand — versicherte, etwa 90 bewaffnete Männer ins Feld zu stellen, und würde demnach volkreicher sein, als Mapanja, Lecumbi oder Buassa. Einem Schutzvertrage schien der König nicht abgeneigt zu sein, erklärte jedoch, sich vorab mit seinem zur Zeit abwesenden Nebenkönig und den Angesehensten des Volkes benehmen zu müssen. Da wir nicht darauf warten konnten, so wurde vereinbart, daß, wenn der andere König und das Volk einen Vertrag wünschten, die zum Abschluß desselben berechtigten Personen am folgenden Morgen,

bevor die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, in Buea erscheinen sollten.

Das Gebiet von Mimbia erstreckt sich bloß nach abwärts und nicht bergaufwärts, sodaß also dieser Ort für den Besitz der höher gelegenen Berggegenden und namentlich des Gipfels gar nicht in Betracht kommt. Trotzdem würde Mimbia als Kautschuk erzeugendes Land vielleicht von nicht geringerm Wert gewesen sein als Buassa oder Mapanja. Die Oelpalmen, die in den untersten Bergregionen den hauptsächlichsten und beinahe einzigen Ausfuhrartikel liefern, tragen in größerer Höhe als 1200 oder allerhöchstens 1500 Fuß keine Frucht mehr. Für solche Orte wie Mapanja, Lecumbi, Buassa und Mimbia kann daher zunächst bloß an eine Ausbeutung der Kautschuk-Lianen (die im Gebirge ein besseres Erzeugnis liefern als in der Ebene) gedacht werden. Buea hinwiederum (wenigstens 3200 Fuß Meereshöhe) liegt schon zu hoch, als daß dort die Lianen noch in einer die Ausbeutung lohnenden Menge vorkämen. Die Buea-Leute sind, vom Ackerbau abgesehen, in erster Linie Viehzüchter und namentlich Jäger.

Das Alpendorf Buea, der volkreichste und, soweit meine Erfahrung reicht, höchstgelegene Ort des Kamerun-Gebirges, ist in nordnordöstlicher Richtung eine Stunde Gehens oder in der Luftlinie etwa 4km von Mimbia entfernt. Der sanft ansteigende, abwechselnd durch Wald und kleine Pflanzungen führende Weg folgt dem von Südsüdwest nach Nordnordost verlaufenden Hauptwall des Kamerun-Gebirges und ermöglicht an vielen Stellen einen hübschen Ausblick nach oben, aber des Waldes wegen viel seltener nach unten. Dicht vor Buea muß man einen in tiefer Thalrinne munter dahinrauschenden Bach überschreiten, der Mossola heißt und der Hauptrichtung nach von Nordnordwest nach Südsüdost zu fließen scheint. Das Wasser ist krystallklar, sehr wohlschmeckend und wird, wie wir zu beobachten Gelegenheit hatten, auch zu Naturbädern benutzt. Dem Umstande, daß die Buea-Leute so sehr viel von kalten Bädern halten, schreiben die übrigen Bakwiri ihre abgehärtete und kriegerische Natur zu. Wahrscheinlicher ist es, daß solch spartanische Tüchtigkeit, wenn sie wirklich in nennenswertem Maße vorhanden ist, auf der beliebten Jagd nach Antilopen und anderm Wild erworben wird.

Die Grenze zwischen Wald- und offenem Grasland, von denen das letztere zwar nicht wildreicher, wohl aber für die Jagd

viel geeigneter ist, liegt bei Buea so nahe, daß sie von tüchtigen Bergsteigern in wenigen Stunden erreicht werden kann. Dies wird wohl vorwiegend der Grund sein, weshalb von allen Bakwiri besonders die Buea-Leute der Jagd huldigen, und zwar in solch planmäßiger Weise, daß sie an allen entlegenern Punkten ihres ungeheuren Jagdgebietes durch sogenannte Jägerhütten für ein nächtliches Unterkommen gesorgt haben. Auch in mancher andern Hinsicht, namentlich in Bezug auf eine gewisse Rauheit und Ursprünglichkeit der Sitten, könnten die Buea-Leute als die Tiroler unter den Bakwiri bezeichnet werden. Sie sind starkknochige musculöse Menschen, deren erster Anblick mir sofort den Gedanken nahelegte, am Abend so etwas wie athletische Spiele zu veranstalten.

Es mochte gegen 3½ oder 4 Uhr nachmittags sein, als unsere kleine Schar vom Ufer des Mossola-Baches heraufsteigend vor dem Hause des zweiten Königs, dessen Namen ich vergessen habe, Halt machte. Der sogenannte Großkönig Letongo, erklärte unser Dolmetscher Mbua, wohne noch eine halbe Stunde weiter, aber da er (Mbua) seinerzeit mit einer von Letongos Frauen ein Liebesverhältnis unterhalten habe und dieserhalb geächtet worden sei, so werde er uns um keinen Preis bis dorthin geleiten.

Buea und das über Sopo hinaus in ostnordöstlicher Richtung gelegene Lissoka, das ich aber nicht besucht habe, streiten sich um den wahrscheinlich dem erstern Dorfe gebührenden Ruhm, die volkreichste Ortschaft des Gebirges zu sein. Wie ich aus eigener Anschauung bezeugen kann, bedeckt Buea mit seinen weit zerstreuten Hütten zum wenigsten einen eben so großen Flächenraum wie die Stadt Köln. Die Zahl der waffenfähigen Männer wird übereinstimmend auf über 250 geschätzt, sodaß sich also die Bevölkerung kaum auf weniger als 1000 bis 1200 Seelen beziffern dürfte. Besonders auffallend wirkt der in Westafrica gar nicht häufig anzutreffende Reichtum an Vieh, nämlich an Kühen, Ziegen, Schweinen, Hühnern und kleinen häßlichen hyänenartigen Hunden mit spitzem Kopf und langen Ohren.. Nirgendwo in Westafrica habe ich so schöne, glatte und wohlgenährte Kühe gesehen wie grade in Buea. Diese Rindviehrasse, unter der ebenso wie bei uns alle Farbenschattirungen von Schwarz, Braunrot und Weiß vorkommen, ist größer und zeigt vollere Euter als die wenigen kleinen und schlechtgenährten Kühe, die man sonst in den

Negerdörfern zu sehen bekommt. Nach solcher Beobachtung in den Gebirgsgegenden eines andern Erdteils zu urteilen, muß es also doch wohl mehr von Klima und Nahrung als von Rasse und besonders guter Pflege abhängen, wenn das schweizerische Vieh in Europa so sehr berühmt ist.

Nachdem uns in Abwesenheit des zweiten Königs von dessen Weibern eine Hütte angewiesen worden war und die Lärm-Trommeln die Nachricht von unserer Ankunft weithin verbreitet hatten, erschien auch schon bald, einen gewaltigen Cavalleriesäbel unter dem Arm und von großem Gefolge begleitet, der König Letongo. Er war ein Albino oder Kakerlak, aber nicht von jener rosigen Hautfarbe, wie sie sonst unter den Albinos der Neger-Rasse die Regel ist, sondern ganz ebenso gelb wie ein Japaner oder Chinese. (Dr. Nachtigal, dem ich später von diesem Naturspiel erzählte, äußerte seine Ansicht dahin, daß solch helle Hautfarbe eine besondere Ausgangsform der in Africa viel verbreiteten Lepra sei. Eine andere Ausgangsform sei Verschwärung.) Nachdem wir uns die Hände geschüttelt und uns im Halbkreise auf Felsblöcken, Koffern und Kisten niederlassend die gewöhnlichen Höflichkeitsformen ausgetauscht hatten, wurden als Geschenk für unsere Leute ein Schweinchen und als Geschenk für uns einige Hühner sowie mehrere Flaschen voll Palmwein herbeigebracht. Käuflich aber haben wir bloß etwas Koko und einige Bündel Plantanen erstehen können. Mbua, der anfänglich unsichtbar geblieben war, wagte sich im Verlauf der von Molla Musinje verdolmetschten Unterredung schüchtern herbei und schien von Letongo gar nicht ungern gesehen zu werden.

Aus allem, was wir sahen und hörten, gewannen wir die wohlbegründete Ueberzeugung, daß, wenn überhaupt etwas erreicht werden sollte, keinesfalls mit Uebereilung vorgegangen werden dürfe. Denn Letongo schien ebenso stolz wie listig zu sein und würde sich durch allzu hitziges Vorgehen beleidigt gefühlt haben. Bei den Negerkönigen, für die ein längerer Besuch weißer Männer in doppelter Hinsicht — nämlich wegen des Ansehens, das sie sich bei solcher Gelegenheit ihrem Volke gegenüber geben, und wegen der unvermeidlichen Geschenke — von großem Vorteil ist, gilt es durchaus nicht als guter Ton, mit der Thür ins Haus zu fallen. Solch africanischer Höflichkeitscomment kann schon eher bei kleinen Königen, wie Junge und auch Muimba

als bei beſonders ſtolzen, wie Letongo, beiſeite geſetzt werden. Wir faßten daher den gewiß richtigſten Entſchluß, zunächſt die Zuneigung des Volkes für uns zu gewinnen und alles weitere einer für den folgenden Morgen zu vereinbarenden Zuſammenkunft mit den Königen und Häuptlingen zu überlaſſen.

Letongo bezeigte, jedoch ohne ſich ſeiner teils natürlichen, teils bloß zur Schau getragenen Würde zu vergeben, große Freude, als wir von den in Ausſicht genommenen Feſtſpielen ſprachen, und ſo luſtig wie bei dieſer Gelegenheit habe ich kaum jemals die Ruf- und Melde-Trommeln des Kamerun-Landes ertönen hören. Hätten wir damals gewußt, daß ſchon zwölf Stunden ſpäter unſer Leben in ziemlicher Gefahr ſchweben ſollte, ſo würden wenigſtens wir Weiße etwas weniger froh zu Werke gegangen ſein. Aber ich will dem Verlauf der Ereigniſſe nicht vorgreifen. Unter meinen Kru-Leuten befanden ſich einige, wie z. B. Peter, Freeman und auch der ſchwächlich ausſehende Mbua, von deſſen Kraft und Gewandtheit ich aber ſchon Proben geſehen hatte, die ich zu den ſtärkſten Leuten der Erde zu zählen geneigt war. Und da auch die Herren Knutſon und Waldau Proben ihrer meiſterhaften Treffſicherheit zu geben gedachten, ſo erſehnte ich mit unverhehlter Freude den Augenblick, wo die Buea-Leute, denen ich vor allem zu imponiren gedachte, jubeln, ſtaunen und bewundern würden. Wenn ich mich in dieſer Hinſicht vielleicht ein wenig getäuſcht habe, ſo kann ich zur Entſchuldigung anführen, daß ich den ebenſo hinterliſtigen wie im Grunde genommen feigen Charakter dieſes Volkes weder kannte noch auch nach meinen bisherigen geringen Erfahrungen kennen konnte. Ich mußte mich in dieſer Hinſicht völlig auf den Rat meiner beiden, ſeit langer Zeit im Bakwiri-Land lebenden Begleiter verlaſſen.

Nachdem dieſe für die Sieger beſtimmten, aus baumwollenem und geringwertigem Seidenzeug beſtehenden Preiſe öffenlich zur Schau ausgeſtellt worden waren, wurde durch Striche auf der Erde ein länglich ovaler Platz abgegrenzt, den die bereits nach Hunderten zählenden Zuſchauer nicht übertreten durften. Herr Waldau erklärte ſich bereit, das Amt eines Preisrichters zu übernehmen. Meine Kru-Leute, welche mit Stolz die herculiſche Musculatur ihrer gewaltigen Arme zeigten, hatten zur Feier des Tages ganz neue und bunte Hüftentücher angelegt; ſiegesbewußt ſtanden ſie da, als ob der Ausgang des Ringkampfes gar nicht zweifelhaft

ſein könne. Der kleine Molla Muſinje gebärdete ſich vor Freude wie toll, zupfte mich bald an dieſer, bald an jener Seite am Rock und ſtellte ſich zur großen Beluſtigung der Buea-Leute dicht vor mir auf den Kopf. Als auf meinen Befehl Mbua in die Mitte des ovalen Kampfplatzes vortretend zu einem Preisringen einheimiſcher Knaben aufforderte, erſchienen, von einer Schar erwachſener Männer vorgeſchoben, zwei gutgewachſene Rangen, deren wohlgeſtalte Glieder an die Ringerfamilien unſerer Circuſſe erinnerten. Während ich ihre gar nicht geringe Geſchicklichkeit und Gewandtheit bewunderte, verdolmetſchte mir Mbua, daß ſolche Kampfſpiele, die man hier „Fla-Fla" nenne, bei allen Bakwiri und namentlich bei den Buea zu den allergewöhnlichſten Dingen gehörten. Als ich dem Sieger das als Preis ausgeſetzte ſeidene Taſchentuch überreichte, wollte der Jubel der Menge (ich ſchätze ſie auf etwa 400 Köpfe) gar kein Ende nehmen. Es folgte ein Ringen erwachſener Buea-Männer, bei dem ein ſchmächtiger Kerl, der die Manieren eines Circus-Clowns zur Schau trug, den Sieg errang.

Da ich den Zeitpunct für gekommen erachtete, nun auch die Kraft meiner eigenen Leute zu zeigen, ſo forderte ich den Peter auf, ſich bereit zu halten. Die Bakwiri überlegten lange, wen ſie dieſem Hercules gegenüberſtellen ſollten. Endlich fiel ihre Wahl auf denſelben Clown, den wir ſchon vorher hatten kämpfen ſehen. Der Gegenſatz zwiſchen den beiden Geſtalten, die ſich jetzt in der Arena gegenüberſtanden, hätte gar nicht größer ſein können. Auf der einen Seite denke man ſich den farneſiſchen Hercules, bloß mit einem andern Kopfe, nämlich mit einem freundlich lächelnden und ſo gutmütig ſiegesbewußten Geſicht, wie bloß äußerſte körperliche Kraft und Geſundheit es in ſolchem Augenblick erklären konnte. Auf der andern Seite eine nichts weniger als ſchöne Geſtalt mit dünnen Beinen, verhältnismäßig ſchmaler Bruſt, kränklicher Geſichtsfarbe und unangenehm prahleriſchen Manieren. Die beiden Kämpfer begrüßten ſich ſo ritterlich, wie ich das bei Negern gar nicht erwartet hätte, gingen dann aufeinander los, umklammerten mit ihren Armen die Schultern des Gegners und verſuchten in dieſer Stellung, wer den andern aus dem Gleichgewicht bringen würde. Nicht ohne eine gewiſſe Freude bemerkte ich, wie der Buea-Mann mehr und mehr das Gleichgewicht verlor und bald mit dieſem, bald mit jenem Fuß in der Luft ſchwebte. Aber urplötzlich riß er ſich

los, schlug herausfordernd mit den Händen auf die Brust und ging abermals, aber diesmal mit vorgestreckten Armen und in gebückter Stellung, auf Peter los.

Der Kru erwartete aufrechtstehend und mit ungewissem Blick, als ob ihm dieses Manöver fremd sei, den Angriff des Gegners. Schon umklammerten die Arme des Clowns seine Hüften und ich fürchtete das Schlimmste. Aber Peter riß die Hände los und schleuderte, dieselben fest haltend, den Bakwiri so weit von sich, daß derselbe, sich mehrmals um seine Achse drehend, auf ein Haar nach zu Boden gestürzt wäre. Dennoch war es schon jetzt ersichtlich, daß Peter, obwohl an Kraft überlegen, doch in Bezug auf Ringkunst bei weitem hinter dem Bakwiri zurückstand. Der Clown erneuerte, während Peter ruhig stehen blieb, genau in der gleichen Form wie vorher seinen Angriff. Vergebens stemmte Peter seine knorrigen Fäuste gegen den Kopf und die Schultern des Gegners. Er vermochte ihn nicht wegzudrücken, und Knutson flüsterte mir ins Ohr, daß es um ihn geschehen sei. Zwei Secunden später lag er am Boden und die Bakwiri ließen ein Freudengeheul erschallen, in das ich, wenn ich ein Bakwiri gewesen wäre, selbst mit eingestimmt haben würde. Um nur ja mein Mißvergnügen nicht bemerkbar werden zu lassen, befahl ich zur großen Befriedigung des Volkes, dem sich mir nähernden Clown das Doppelte des ausgesetzten Preises zu geben.

Ich will den Leser nicht mit der Schilderung eines Spieles ermüden, das im weitern Verlauf nicht viel Neues mehr bot. Mein Hauptmann Freeman teilte Peters Schicksal und bloß der kleine untersetzte Tom sowie der gar nicht kräftig und sogar kränklich aussehende Mbua retteten, indem sie vier Buea-Leute zu Boden streckten, die Ehre meiner Truppe. Es folgte ein Wettlaufen, zuerst von Knaben, dann von Erwachsenen, und um die ohnehin schon sehr vergnügte Stimmung des Volkes noch mehr zu erheitern, ließ ich mit vollen Händen soviel Tabak ausstreuen, als Buea wohl kaum jemals vorher gesehen haben mochte. Aber mit aller Entschiedenheit widerstand ich der unaufhörlich an mich gerichteten Bitte, außer dem Tabak auch Rum herauszugeben. Außer andern und mehr moralischen Beweggründen war die Befürchtung, daß solch zahlreiche und kräftige Bevölkerung unter dem Einfluß geistiger Getränke zu unüberlegten Handlungen hingerissen werden könnte, für mich maßgebend. Denn wie ich

ſchon mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, kann derſelbe Neger, der dir in dieſem Augenblick die leidenſchaftlichſten Freundſchaftsverſicherungen gibt, ſchon im nächſten Augenblick, namentlich wenn ſein Dünkel und ſeine Ueberhebung durch geiſtige Getränke oder durch fremden Zuſpruch angefacht werden, zur unverſchämteſten Beſtie werden, gegen die nur noch Gewalt hilft.

Schon begann die kurze Dämmerung in Dunkelheit überzugehen und ich befürchtete, daß es für jene Proben unſerer Treffſicherheit, an denen mir beſonders viel gelegen war, zu ſpät ſein würde, als ich einen ſehr großen Vogel auffliegen und die Richtung nach uns hin nehmen ſah. Knutſons beiſeite geſtelltes Gewehr ergreifend eilte ich, ein paar Neger beiſeite ſchiebend, auf ihn zu und übergab es ihm. Ein paar Secunden ſpäter krachte der Schuß. Ich bereute ſchon meine Eile, denn ich befürchtete, daß es ein Fehlſchuß ſein würde, der gewiß noch einen ſchlechtern Eindruck gemacht haben würde als Peters und Freemans Niederlage. Aber mit ſtarkem Aufklatſchen ſtürzte beinahe mitten in der Arena ein gewaltiger Geier — mit ausgeſpannten Flügeln maß er 2½ Fuß — zu Boden nieder. Ein wohlvorbereiteter Theater-Coup hätte keine beſſere und imponirendere Wirkung ausüben können. Nun zeigten wir den von allen Seiten herandrängenden Leuten recht oſtenſibel und prahleriſch unſere Repetirgewehre (Knutſon hatte allerdings mit einer Jagdbüchſe geſchoſſen), die ohne Unterbrechung 17 Schuß hintereinander abzugeben vermochten.

Dann forderte Knutſon die Umſtehenden auf, ihr längſtes und ſchwerſtes Gewehr herbeizubringen. Die alte verroſtete Waffe ganz vorn am Lauf anfaſſend, hob er ſie mit ausgeſtrecktem Arm wagerecht empor, was trotz aller Mühe, die ſie ſich gaben, kein Bakwiri und kein Kru-Mann nachzumachen verſtand. Wohlweislich hüteten wir uns, weitere Proben unſerer Kraft zu geben, die der ausgezeichneten Wirkung bloß hätten Eintrag thun können. Nur dazu ließ ich mich noch herbei, in raſcher Aufeinanderfolge ſämtliche Schüſſe meines vielbewunderten Revolvers abzufeuern.

Jeder Schuß ein Mann? fragte König Letongo.

Jeder Schuß ein Mann! erwiderte ich mit ernſteſtem Geſichte. Der Leſer natürlich braucht es nicht zu glauben. Aber es gibt Lebenslagen, in denen man ſich bei ein bißchen Schauſpielerei weitaus am beſten ſteht.

Noch eine kleine Bemerkung über das Verhältnis zwiſchen der

körperlichen Kraft weißer und schwarzer Männer. Ich habe an anderer Stelle erwähnt, daß unter allen Eigenschaften, die Europäer besitzen mögen, eine riesige Musculatur dem Neger am allerwenigsten imponirt, daß ich noch keinen gewaltsamen Zusammenstoß zwischen einem einzelnen Europäer und einem einzelnen Neger gesehen habe, bei dem nicht stets und unweigerlich der erstere Sieger geblieben wäre. Das moralische Element hat daran den allergrößten Anteil. Denn sobald erst der Europäer Furcht zu zeigen beginnt, so ist es auch um ihn geschehen. Aber davon abgesehen bin ich durch mehrfache Schauspiele von solcher Art, wie ich sie oben geschildert habe, zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Körperkraft des Durchschnitts-Negers doch nicht ganz so groß ist, als man beim Anblick seiner gewaltigen Musculatur mutmaßen sollte.

Als wir abends in unserer Hütte saßen, bat ich Knutson, Peter, Freeman und Tom, ihren rechten Arm zu zeigen und durch Beugen des Gelenkes die Muskeln hervortreten zu lassen. Peters Arm hatte mehr denn den doppelten Umfang als derjenige Knutsons und die einzelnen Muskelbündel prägten sich so kräftig ab, wie man das von einer Statue nicht besser hätte erwarten können. Aber Knutsons Muskeln fühlten sich hart wie Stahl oder Eisen, diejenigen Peters, Freemans und sogar Toms dagegen verhältnismäßig weich an. Auch habe ich die Beobachtung gemacht, daß unter allen Negern, die mich auf meinen vielfachen Streifzügen begleitet haben, kein einziger, selbst wenn er auch keine Last trug, in Bezug auf Marschiren, Bergsteigen oder allgemeine Strapazen mit mir zu wetteifern vermochte. Und doch mußte ich bei schlechter Kost nicht bloß wie die Neger einen Körper, sondern auch ein sehr in Anspruch genommenes und daher auch anspruchsvolles Gehirn ernähren. Solch scheinbares Wunder vermag man sich bloß durch den Einfluß der edlern Rasse zu erklären. Man denke an ein Vollblutpferd und einen Karrengaul. Hatten meine Neger einmal eine Nacht nicht geschlafen oder einen Tag lang ungenügende Kost erhalten, so waren sie unbrauchbar schlaff, während die geistige Thatkraft dem Europäer über derartige Kleinigkeiten hinweghilft.

Mbuas Wünschen nachgebend, waren wir bei dem noch immer abwesenden zweiten König abgestiegen, aber nach Negerbegriffen würde Letongo, der sich „Großkönig" nannte, es als Beleidigung

empfunden haben, wenn nicht auch ihm zum wenigsten ein Anteil an der Ehre unseres Besuches zugefallen wäre. Dem entsprechend entschloß sich Herr Waldau, was unter den obwaltenden Verhältnissen und bei der obwaltenden Stimmung kaum anders denn als selbstlose Aufopferung bezeichnet werden konnte, mutterseelenallein mit Letongo zu gehen und Knutson, mich und unsere Leute in den für uns ausgeräumten Hütten zurückzulassen. Mir wollte diese Trennung gar nicht gefallen, und die Ereignisse der folgenden Nacht haben bewiesen, daß ich im Rechte war.

Knutson und ich bewohnten eine Hütte für uns allein, unsern Schwarzen war dagegen der mittlere Raum eines 30 bis 40 Schritt entfernten und sehr weitläufigen Gebäudes angewiesen worden. Als wir beim Abendessen saßen und uns mit Mühe der allerzudringlichsten Zuschauer entledigt hatten, erschienen als Boten Letongos zwei von dessen Brüdern, um uns mit verschmitztem Lächeln zu fragen, ob wir einige von den Frauen oder von den Töchtern des Königs zu sehen wünschten. Daß die Gastfreundschaft der Neger und mancher andern unter den sogenannten Naturvölkern sich auf die innersten Seiten des Familienlebens erstreckt, ist allbekannt, und auf schwache Anklänge an diese seltsame und ungeheuerliche Sitte war ich bereits anderwärts im Innern des Togo- und Kamerun-Gebiets aufmerksam gemacht worden. Aber so drastisch wie hier in Buea war mir solcher Gebrauch doch noch nicht vorgeführt worden. (Einige Wochen später, als ich mit zwei deutschen Officieren den König Etoka von Wuri besuchte, haben wir etwas annähernd Aehnliches erlebt.) Die Sache war uns insofern höchst unangenehm, als wir äußerst vorsichtig sein mußten, um nicht etwa das stark entwickelte Selbstgefühl des Königs, mit dem wir am folgenden Tage einen Vertrag abzuschließen gedachten, zu verletzen. Herr Knutson sprach, da er sich nicht besser zu helfen wußte, allerlei wenig zusammenhängendes Zeug, aus dem, wenn die Boten es wirklich verstanden haben, ungefähr so etwas hätte entnommen werden können, als ob wir katholische Priester seien und der große Fetisch des weißen Mannes uns allerlei Gelübde auferlege.

Die zwei Boten lachten, plauderten und veranlaßten uns thatsächlich, mit den zwei letzten Flaschen Bier herauszurücken. Wenn wir betreffs der Aufrichtigkeit Letongos irgendwelchen Verdacht gehabt hätten, so wäre solcher Argwohn bei dem harmlosen Ge-

plauder ſeiner Sendlinge ganz gewiß dahingeſchwunden. Urplötzlich aber zeigte ſich im Eingang der Hütte ein wild ausſehender Menſch mit falſchem Barte — von dieſer ſeltſamen Mode werde ich ſpäter noch ſprechen — und rief einige Worte hinein. Die freundliche Miene der beiden Sendlinge war verſchwunden. Ohne ſich weiter um uns zu bekümmern oder auch nur Abſchied zu nehmen, eilten ſie hinaus, und an dieſem Abend haben wir ſie nicht mehr wiedergeſehen. Auch fiel es uns auf, daß, obwohl von mehrern Seiten aus großer Entfernung her deutlich vernehmbares Stimmengewirr herüberſcholl, der noch kurz vorher ſo ſehr lebhafte Platz vor unſerer Hütte gänzlich verödet blieb. Außer einem Hunde, der knurrend umherlief, war nichts Lebendes dort zu ſehen. Wir riefen nach Peter und Freeman. Sie erſchienen nicht. Den Carabiner unter dem Arm haltend, ſchritten wir zur Wohnung unſerer Leute. Wir fanden ſie in einer Ecke des Raumes zuſammengedrängt, aber ihr ohnehin ſchon gedämpftes Geplauder ſchwieg gänzlich, als ſie uns gewahr wurden. Das iſt bei plauderhaften Negern etwas ſo Seltſames, daß es uns unwillkürlich auffallen mußte.

Wo iſt Mbua, der Dolmetſcher? fragte ich. Niemand wußte es, niemand konnte ihn finden.

Wo iſt Molla Muſinje?

Er hat Herrn Waldau begleitet.

Gut. Wenn Mbua kommt, ſo ſendet ihn ſofort zu uns herüber.

All right, Masser.

Dieſes all right, das ich tauſendmal vorher gehört hatte, war mir ſtets viel luſtiger und froher erklungen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, ſagte ich, als wir wieder heraustraten, aber ich habe ſo eine Ahnung, als ob nicht alles in Ordnung ſei. Welches Recht hat dieſer verteufelte Mbua, grade jetzt, da der kleine Molla fehlt, von uns wegzulaufen?

Er wird wieder eine Liebſchaft haben, aber ſagen Sie mir: Iſt es wirklich ſo haarſträubend kalt oder habe ich Fieber?

Das verhüte der Himmel, denn unſere Leute ſcheinen heute Abend nicht grade an einem Uebermaß von Mut zu leiden.

Sie glauben doch nicht etwa, daß man uns angreifen werde?

Warum nicht, wenn unſere wunderbaren Schätze die Begierde der Neger gereizt haben.

Unſinn, Sie unterſchätzen die Feigheit der Negernatur. Aber auf alle Fälle können wir Büchſen und Revolver bereit halten.

Sollen wir nicht auch unſere Leute zu etwanigem Widerſtand vorbereiten?

Ich glaube nicht, daß es in der Stimmung, in welcher ſich dieſelben ohnehin ſchon befinden, ratſam ſein würde. Wir verweilen in einem friedlichen Dorfe. Letongo hat ſeine Leute zurückrufen laſſen und die übrigen haben ſich ins Bett gelegt.

Knutſon zitterte, als er vor das Licht der in einer leeren Flaſche ſteckenden Kerze trat, und ſeine Lippen waren blau angelaufen. Seine Hände und Stirn waren heiß, der Puls ging ſchnell und ich überredete ihn, ſich ſofort auf einem Lager, das ich inzwiſchen herrichtete, niederzulegen. Alle Decken und Mäntel, die wir beſaßen, breitete ich über ihn aus, gab Chinin und rief Peter, damit er ſchweißtreibenden Thee koche. Aber Peter erſchien nicht; faſt mit Gewalt mußte ich ihn zur Stelle holen.

Was iſt dir denn, Peter? fragte ich.

Nothing, Masser.

Du ärgerſt dich wohl, daß du heute zu Boden geworfen worden biſt, aber das kann dem beſten und ſtärkſten Manne vorkommen.

Peter gab keine Antwort, bloß beim Hinausgehen knurrte er: Me no like mountains (ich liebe das Gebirge nicht).

Das wundert mich nicht, meinte Herr Knutſon, denn dieſe Kru-Leute ſind ja halbe Amphibien. Wenn ſie nicht im Mangrove-Sumpfe ſtecken, ſo meinen ſie, daß nicht alles in Ordnung ſei.

Das Fieber wurde ſtärker und ſtärker, ohne daß die erlöſende und beruhigende Schweiß-Abſonderung eintreten wollte. Die Kerze war heruntergebrannt und die dunkle Nacht, in die wir durch die bloß unten verſchloſſene Thüröffnung hinausblickten, außer einigem Zirpen und Summen feierlich ſtill. Trotz des Wunſches wach zu bleiben und trotz des harten Lagers war ich eingeſchlafen, als Knutſon mich am Arme faßte und mich aufforderte, zu lauſchen. Ich weiß nicht, ſagte er, ob es die Wirkung des Fiebers oder Chinins iſt, aber mir tönt ſo etwas in den Ohren wie der Trommel-Ruf, durch den die Leute in Kriegszeiten zu alarmiren pflegen.

Trommeln hörte ich ganz deutlich, aber ob es der Kriegsruf ſei, vermochte ich, dem die Trommel-Sprache der Bakwiri ganz unbekannt war, natürlich nicht zu unterſcheiden.

Sehen Sie noch einmal zu, wo Mbua iſt, riet Knutſon.

Als ich zu unſern Leuten kam, ſah ich, wie eine menſchliche Geſtalt ſchnell in eine dunkle Ecke huſchte. Mbua, rief ich. Es erfolgte keine Antwort. Nun trat ich auf die ſich verſteckende Geſtalt zu und erkannte unſern edlen Dolmetſcher, vor dem ich von dieſem Augenblick an (trotzdem meine Begleiter ihn mehrfach reinzuwaſchen verſuchten) einen unüberwindlichen Abſcheu und Widerwillen gefühlt habe. Auf dem Rückweg nach unſern Hütten vernahm ich deutlich aus gar nicht großer Entfernung ein von vielen Menſchen herrührendes Stimmengewirr, das mir ganz ſo klang, als ob man ſich ſtritte und von verſchiedener Seite verſchiedene Meinungen geltend zu machen ſuche. Befragt, was es gebe, wollte Mbua uns glauben machen, daß es ſich um ein Weiber-Palaver handle.

Mitten in der Nacht, das iſt unmöglich, erklärte Herr Knutſon.

Ich höre von allen Seiten das Wort Velande, ſchaltete ich ein. Was bedeutet das?

Rum.

Und das Wort Kelati?

Papier oder Schriftſtück.

Und das Wort Mukalla?

Weißer Mann!

So hat alſo Mbua gelogen, denn bei einem Ehebruchs-Palaver würde doch ſchwerlich von Papier, Rum und weißen Männern die Rede ſein.

Wir hielten es für angezeigt, zu einer etwa nötig werdenden Verteidigung alle in unſerer Lage möglichen Vorbereitungen zu treffen. Während ich Waffen und Schießbedarf zuſammentrug, wurde Mbua beauftragt, unſere ſämtlichen Schwarzen unverzüglich zur Stelle zu bringen. Als er nach 5 oder 10 Minuten noch nicht zurück war, trat ich ſelbſt, das Gewehr in der Hand, hinaus, um nachzuforſchen, was an der Verzögerung ſchuld ſei. Ich ſah mit Flinten bewaffnete Menſchen und rief ihnen, da ich ſie für die eigenen Leute hielt, zu, ſie ſollten doch herankommen. Aber ſie blieben ruhig ſtehen und erwiderten auch nichts. Da ſah ich denn, daß es nicht bloß zwanzig, ſondern fünfzig, achtzig, hundert bewaffnete Männer waren, die unſere Hütte ſo ziemlich umſtellt und uns völlig von unſern Schwarzen abgeſchnitten hatten. Obwohl mir das Herz faſt hörbar in der Bruſt pochte, ſo zeigte ich doch beim Zurückſchreiten zur Hütte wohlweislich keine allzu

große Eile. Knutſon, der bisher nicht an Gefahr hatte glauben wollen, war jetzt überzeugt, daß man Böſes im Schilde führe.

Noch ſtand ich, über das Geſehene berichtend, an ſeinem Lager, als die bloß unten geſchloſſene, oben dagegen dem Sternenlicht den Durchlaß geſtattende Thüröffnung durch mehrere Köpfe, die jedoch beim Anblick der beiden blinkenden Gewehrläufe ſofort wieder zurückprallten, verdunkelt wurde. Obwohl die leichte Bambushütte gar keinen Schutz gegen Kugeln gewährte und auch mit Leichtigkeit angezündet werden konnte, ſo beſchloſſen wir doch, darin auszuharren. Denn der Neger fürchtet, was er nicht ſieht, mehr, als was er ſieht. Zum Eindringen durch die Thüröffnung würde, unſern Waffen gegenüber, mehr Mut gehört haben, als wir den Schwarzen zutrauten. Begann man in das Gebäude hineinzuſchießen, ſo konnten wir durch die breiten Spalten zwiſchen den Bambusſtäben hindurch das Feuer erwidern, ohne doch ganz ſo ſehr wie draußen in freier Luft als Zielſcheibe zu dienen. Und wenn endlich Feuer angelegt wurde, ſo war, ehe uns dasſelbe läſtig werden konnte, noch immer Zeit genug vorhanden, um hinauszuſtürzen.

Mit Vergnügen nahm ich wahr, daß das Sternenlicht grade ausreiche, um mich das Korn auf meiner Flinte erkennen zu laſſen. Schwieriger war es ſchon, im Schatten der dichten Büſche irgend etwas und beſonders eine ſchwarze Negergeſtalt zu erkennen. Unklar war es mir, ob die Neger ſich zu verbergen trachteten oder nicht. Denn während das Gros grade im Schatten jener Büſche ſtand und lagerte, kamen jeden Augenblick einzelne Leute oder kleine Gruppen, und zwar augenſcheinlich zu dem Zweck, gewahr zu werden, was drinnen vorgehe, ganz dicht heran. Zwei- oder dreimal wurden ſogar, während ich an der Thüröffnung ſtand, gegen die andere Seite der Hütte wuchtige Schläge geführt. Schnell eilte ich dorthin, und da wurde es denn wieder ſtill.

Eine halbe, eine ganze Stunde verſtrich, ohne daß man, abgeſehen davon, daß zuweilen einige ihre Gewehre ſchwingende Leute, aber dann jedesmal recht ſchnell vor der Thür vorüberliefen, auch nur im leiſeſten Miene gemacht hätte, uns anzugreifen. Dabei wurde ſo laut geſprochen und geſtritten, daß ich, wenn mir die Bakwiri-Sprache bekannt geweſen wäre, jedes Wort hätte verſtehen können. So habe ich denn, gleichzeitig pflegend und nach draußen horchend, oder ſo zu ſagen die Theekanne in der

Digitized by Google

einen und die Flinte in der andern Hand, eine nichts weniger als angenehme Nacht verbracht. Als sich gegen 4 Uhr morgens die immer stiller und stiller gewordenen Belagerer unserer Hütte gänzlich zurückgezogen und um 5½ Uhr die Dämmerung hereinbrach, fühlte ich mich wie gerädert. Aber ich hatte die Beruhigung, daß Knutson nach starkem Schwitzen in tiefen, erquickenden Schlaf versunken war. Meine Leute wußten entweder nichts von dem, was in der verflossenen Nacht vorgefallen sei, oder gaben sich wenigstens den Anschein, nichts davon zu wissen. Auch war ihre Stimmung derart, daß sie mir schon bald weit mehr Sorge bereiten sollte, als alle Bueas miteinander.

(Das seltsame Betragen der Buea-Leute ist auch später nicht völlig aufgeklärt worden. Als sieben Tage nachher, nämlich am 17. Januar, vor Dr. Nachtigal und Herrn Schmidt ein Verhör mit Mbua und meinen Kru-Leuten angestellt wurde, sagten einige von den letztern aus, daß Mbua sie vor Menschenfressern bange gemacht und ihnen geraten habe, entweder von uns wegzulaufen, oder aber, falls wir angegriffen würden, sich ganz ruhig und teilnahmlos zu verhalten. Mbua erkannte dies widerstrebend an, entschuldigte sich aber mit der eigenen Furcht und erzählte des weitern, daß in jener Nacht von den Victorianern gedungene Bakwiri-Leute — wie er glaube, Einwohner von Bongola und Bonjongo — in Buea eingetroffen seien, um die Bevölkerung gegen uns aufzuhetzen. Die Stimmung sei geteilt und der kleinere Teil für, der größere gegen uns gewesen. Ob man uns habe angreifen wollen, wisse er nicht. Jedenfalls sei. beschlossen worden, für Ueberlassung des unbenutzten Grundes und Bodens eine übertrieben hohe Summe zu fordern, um sich zunächst zu vergewissern, wie viel Waren wir denn eigentlich bei uns führten. Den Mbua noch über Letongo im besondern zu befragen, habe ich, da mir damals andere Sachen und neue Aufgaben im Kopfe steckten, vergessen.)

Die Morgenstunden des 10. Januar sollten mich vor einen Entschluß stellen, der mir härter geworden ist, als irgend ein anderer in meinem Leben. Herr Knutson hatte sich von dem Fieber der verflossenen Nacht bereits soweit erholt, daß er vor der Thür unserer Hütte sitzend die frische Morgenluft einatmen konnte. Aber auffallenderweise waren von allen unsern Schwarzen bloß einige wenige Kru-Leute, die über den Verbleib der übrigen

nichts zu wiſſen vorgaben, zur Stelle. Wir waren im höchſten Grade beſorgt wegen des Herrn Waldau, deſſen Ausbleiben wir uns, als es bereits 7, 7½ und 8 Uhr geworden war, nicht zu erklären vermochten und dem wir entgegenmarſchirt ſein würden, wenn dies wegen des Verſchwindens unſerer Leute überhaupt möglich geweſen wäre. Aber es war klar, daß, wenn die Buea-Leute wirklich auf Feindſeligkeiten ſannen, nach Knutſons und meinem Weggehen von unſerm Nachtquartier nicht bloß das Gepäck — das wir ohne Träger nicht mit uns nehmen konnten — verloren, ſondern unſere ganze Colonne der Gefahr der Vernichtung ausgeſetzt war. In ſolcher Lage war Zerſplitterung der Kräfte die größte Unklugheit. Hatten wir am vorigen Abend, durch Vertrauensſeligkeit eingelullt, Fehler über Fehler begangen und unſere ohnehin ſchon ſo kleine Truppe in drei getrennte Abteilungen ſpalten laſſen, ſo hielten wir uns doch nach den Erfahrungen der letzten Nacht nicht mehr für berechtigt, durch ein neues Wagnis unſer und unſerer Leute Leben in noch größere Gefahr zu ſetzen.

Es mußte alſo, ſo hart dies auch dünkte, auf Herrn Waldau gewartet werden, und erſt wenn alle unſere Leute zur Stelle waren, konnten wir daran denken, ihm entgegen zu gehen. Meine Kru-Leute erwieſen ſich als eben ſo große Lügner wie erbärmliche Feiglinge, und trotz ihrer mannigfachen guten Eigenſchaften begann meine Achtung vor ihnen immer mehr in die Brüche zu gehen. Aehnliche Erfahrungen machen die meiſten in Weſtafrica lebenden Weißen. Zuerſt, d. h. gleich nach der Ankunft, mißfallen ihnen die Schwarzen, weil ſie im Vergleich zu Europäern häßlich und außerdem lärmend und zudringlich ſind. Hat man dann einige Zeit mit dem Neger verkehrt, ſo beginnt man, ihn um ſeiner mannigfachen Tugenden und Vorzüge, namentlich aber um ſeines liebenswürdigen Benehmens willen — das von allen Naturvölkern in gleichem Maße nur noch die Südſee-Inſulaner beſitzen — lieb zu gewinnen. Erſt nach längerm Aufenthalt im Lande wird dieſes günſtige Urteil durch die Verachtung, die jeder charakterſtarke Menſch vor der unüberwindlichen Feigheit, Unzuverläſſigkeit und Habgier des Negercharakters fühlen muß, wieder aufgewogen.

Bei Miſſionaren, Aerzten, Forſchungsreiſenden u. ſ. w. haben theoretiſche Betrachtungen zu den mannigfaltigſten und höchſt

verſchiedenen Urteilen über die Negernatur geführt, aber wenn man den im praktiſchen Leben ſtehenden Kaufmann, ſei er nun Deutſcher, Engländer oder Franzoſe, befragt, ſo wird das Urteil ſtets und unweigerlich „Canaille, reine Canaille" lauten. Verwahrt man ſich dagegen mit einem Hinweis auf die vielerlei Vorzüge des Negers, namentlich auch im Vergleiche zu dem americaniſchen Indianer, ſo wird ein Achſelzucken und etwa noch die Aeußerung folgen, daß man die Grundzüge des Negercharakters, nämlich Feigheit, Unzuverläſſigkeit und Habgier, wohl noch nicht hinreichend kennen gelernt habe. Ich perſönlich halte ſolches Urteil, obwohl es äußerlich — und beinahe ohne Ausnahme — zutreffend ſein mag, dennoch dem innerſten Weſen nach für ungerecht. Denn ich bin überzeugt, daß Feigheit, Unzuverläſſigkeit und Habgier im Kampfe ums Leben erworbene, nicht aber tief eingewurzelte und unauslöſchbare Fehler der Negernatur ſind, wie denn der von Weißen erzogene Neger — ſo z. B. die nordamericaniſchen Schwarzen — weder feige, noch unzuverläſſig, noch habgierig genannt werden kann. Schade allerdings, daß derſelbe Neger, der die Grundfehler ſeiner unciviliſirten Stammesgenoſſen aufgibt, dafür faſt in allen Fällen das Laſter des Dünkels und eines unerträglichen Hochmuts annimmt.

Von der geſamten Einwohnerſchaft Bueas ließ bis 8½ Uhr morgens niemand ſich blicken, dann aber wurde, während ſich unſere Leute nach und nach wieder einfanden, in ſolcher Nähe, daß wir die einzelnen Stimmen deutlich unterſcheiden konnten, ein äußerſt ſtürmiſches Palaver, bei dem es mehrfach zu Thätlichkeiten kommen zu wollen ſchien, abgehalten. Grade in dem Augenblick, als wir zu dem nunmehr ermöglichten Marſche nach Letongos einige Kilometer entfernter Wohnung Waffen und Munition nachſahen, erſchien zu unſerer unbeſchreiblichen Freude, und zwar von Letongo ſelbſt begleitet, Herr Waldau, dem am verfloſſenen Abend und in der verfloſſenen Nacht bloß das eine aufgefallen war, daß, nachdem auch er die Kriegstrommeln gehört hatte, keine erwachſenen Männer mehr zu ſehen geweſen waren. Letongo war von einem noch zahlreichern Gefolge als am vorherigen Abend begleitet, und zwar trugen dieſe Leute ſämtlich nicht bloß alte Cavallerie- und Artilleriefäbel, ſondern auch noch einen andern und viel originellern Schmuck, nämlich lange falſche Bärte, teils von ſchwarzer, teils von roter Farbe — ein Schmuck, wenn

man es ſo nennen will, wie ich ihn in ganz Weſtafrica einzig und allein in Buea geſehen habe. Durch Molla Muſinjes Mund in ſtrengem Tone befragt, was es in der Nacht und am Morgen gegeben habe, ſprach auch Letongo von einem Frauen-Palaver und umkleidete dieſe jedenfalls unwahre Angabe mit Albernheiten, die der Wiedergabe nicht wert ſind. Für den Neger iſt Lüge nichts Entehrendes; er lügt ſozuſagen aus Grundſatz; jedenfalls iſt ihm die Thatſache, daß Wahrheit beſſer ſei als Lüge, völlig unbekannt.

So viel war trotz des ungünſtigen Eindrucks, den dieſes Lügengewebe hervorrief, klar, daß Letongo und die übrigen Häuptlinge, die er mit ſich gebracht hatte, Unterhandlungen zu beginnen wünſchten. Wir ließen ſämtliche Vornehmen in unſere Hütten eintreten und ſetzten uns, aber ohne Gewehre und Revolver wegzulegen, ihnen gegenüber. Letongo, der die Bedeutung eines Schutzvertrags entweder nicht verſtand oder doch wenigſtens vorgab, dieſelbe nicht zu verſtehen, ſprach bloß von einem mit Abtretung der Hoheitsrechte verknüpften Verkauf des Gebietes. Von Mbua — den Herr Knutſon inzwiſchen zur Stelle gebracht hatte — befragt, wie viel er dafür fordere, nahm er ein Bananenblatt und trennte ſieben Streifen davon ab, was, wenn Mbua (woran ich zweifle) richtig verdolmetſchte, 700 Pfund Sterling oder 14 000 ℳ bezeichnet haben würde. Später ging man nach langer Beratung zwiſchen den Vornehmen auf 500, 400 und gar auf 300 Pfund Sterling herunter.

Schon glaubte ich, da die letztere Summe zwar etwas hoch, aber doch immerhin annehmbar zu ſein ſchien, dem Abſchluß nahe zu ſein, als plötzlich auf eine mir unverſtändliche Botſchaft hin die ganze Verſammlung zur Thüröffnung hindrängte und wie von einem paniſchen Schrecken erfaßt auseinanderſtob. Alle Bemühungen, die Leute wieder zuſammenzubringen, waren vergebens. Bloß Letongo erſchien noch einmal, um mir den anſcheinend und vielleicht auch in Wirklichkeit wohlgemeinten Rat zu geben, ich möchte, wenn ich eine Flagge hätte, dieſelbe hiſſen. Man werde nichts dagegen unternehmen. Zu meiner unbeſchreiblichen Beſchämung habe ich dann die Thatſache, daß diejenigen unter meinen Landsleuten, die mich zu dieſer Reiſe beauftragt und bevollmächtigt, mir die Mitnahme einer Flagge nicht hatten zugeſtehen wollen, durch allerlei Ausflüchte verheimlichen und umkleiden müſſen.

So hiſſe denn deine Flagge, wenn du eine haſt, rief Letongo faſt mit höhniſcher Stimme, und auch auf den Geſichtern meiner ſchwediſchen Begleiter glaubte ich ſo etwas wie einen leichten Anflug von Argwohn und Enttäuſchung zu entdecken.

Vermag der Leſer ſich vorzuſtellen, welche Bitterkeit ich bei dieſer peinlichen Scene empfunden habe? Ich beſaß keine Flagge, nicht nur keine Kriegsflagge, ſondern nicht einmal eine ſchwarz-weiß-rote; vergebens hatte ich vor der Abreiſe abermals und abermals darum gebeten; mein Wunſch war mit Rückſicht auf die Befürchtung, daß durch das Hiſſen einer Flagge Verwicklungen hätten entſtehen können, nicht berückſichtigt worden.

Nun hätte ich allerdings eine ſchwarz-weiß-rote Flagge, wie jeder Deutſche ſie führen darf, ſelbſt kaufen können. Aber da ich mich unter den obwaltenden Verhältniſſen als freiwilligen und unbeſoldeten Beamten meines Vaterlandes betrachtete, ſo hielt ich mich für verpflichtet, den Befehlen, die mir in der Form von Ratſchlägen zukamen, ganz ebenſo genau, als ob ich ein in aller Form angeſtellter Beamter geweſen wäre, Folge zu leiſten. Trotzdem kann ich nicht umhin, auszuſprechen, daß, wenn ich eine Kriegsflagge beſeſſen hätte, nicht bloß Lecumbi und Buea, ſondern mit Ausnahme der bereits unter engliſchen Schutz geſtellten Gebietsteile das ganze Gebirge ſchon damals und nicht erſt infolge der mit London gepflogenen Unterhandlungen deutſch geworden wäre.

Das ſeltſame Benehmen der Buea-Leute dürfte nach allem, was ich nach und nach darüber erfahren habe, in der Weiſe zu erklären ſein, daß die in der Nacht vom 9. auf den 10. eingetroffenen Agenten der Victorianer beinahe einen gegen uns gerichteten Angriff erreicht hätten, der bloß deshalb unterblieben zu ſein ſcheint, weil ein Teil des Buea-Volkes unſere Partei nahm. Trotz des lebhaften Verlangens nach unſern Schätzen wagten die Buea-Leute es aus Furcht vor Engländern und Victorianern nicht, einen Vertrag mit uns abzuſchließen. Aber da ſie den Victorianern, die ſie ebenſo ſehr wie alle übrigen Bakwiri fürchten, im Herzen abhold waren, ſo würden ſie das ohne ihr Zuthun vor ſich gehende Hiſſen einer Flagge, von der ſie doch annahmen, daß ſie ihnen vielleicht gegen Engländer und Victorianer Schutz gewähren könne, nicht ungern geſehen haben. Als es dann aber klar wurde, daß ich keine Flagge mit mir führe, ſcheinen die Buea-Leute den Ge-

danken, als ob ich sie gegen die gefürchteten Victorianer schützen könne, ganz fallen gelassen zu haben. Und von diesem Augenblick an wollte man mit mir als einem Menschen, dessen Bekanntschaft gefährlich sei, nichts mehr zu thun haben. Hatten doch auch Rogozinski und die Victorianer überall das Gerücht verbreitet, ich hätte in Kamerun mit eigener Hand fünf Menschen getötet.

Als es mir klar wurde, daß, selbst wenn wir noch eine Woche blieben, in Buea nichts weiteres als das bereits abgegebene (und ganz wertlose) Versprechen, mit Rogozinski und den Victorianern keinen Vertrag abzuschließen, erreicht werden könne, beschloß ich, so schnell wie möglich den Weitermarsch nach Sopo anzutreten. Durch die während mehrerer Wochen unablässig angestellten Nachforschungen bei den Eingebornen und namentlich auch durch die mir zur Verfügung gestellten Mitteilungen der beiden Schweden war es mir geglückt, mir von der Gestaltung des Gebirges, dem Verlauf der von den Negern benutzten Handelsstraßen und der Lage der zahlreichen Ortschaften — von denen selbst die Kaufleute außer den Küstenplätzen bloß Mapanja kannten — ein wenigstens oberflächliches Bild zu entwerfen.

Nun führte, wie ich mit Sicherheit wußte, von Victoria aus über Mapanja, Buea, Sopo, Lissoka und Kata oder Ikata eine natürlich bloß von Negern benutzte Handelsstraße nach Bakundu. Ein von Buea abzweigender Arm dieser Straße führte über die bei der Besteigung des Götterberges von mir erwähnte Jägerhütte nach dem an der andern Seite des Gebirges gelegenen Bomana und von dort weiter zum Rio del Rey und nach Calabar. Ein anderer von Sopo abzweigender Arm sollte, eine ganze Anzahl größerer Orte berührend, nach Mbinga führen und solchergestalt den Verkehr mit Bimbia vermitteln. Da nun Bimbia und in neuester Zeit auch Bakundu (durch Dr. Buchner und Herrn Wölber) deutsch geworden waren, so mußte mir an dem Knotenpunct Sopo, über welchen ich den aus dem Innern kommenden Handelsverkehr nach dem deutschen Bimbia (anstatt nach dem englischen Victoria) abzuleiten gedachte, besonders viel gelegen sein. Von Sopo aus würde ich, wenn ich diesen Ort damals erreicht hätte, bergabwärts nach Mbinga marschirt sein und mich dann mit den von den Eingebornen zu requirirenden Canoes auf dem Bimbia-Creek nach Bimbia eingeschifft haben.

Aber es war beſchloſſen, daß ich mein Ziel nicht ſo leichten Kaufes erreichen ſolle.

Macht euch fertig, ihr Jungen, rief ich den Kru-Leuten zu; wir wollen weiter marſchiren.

Keine Antwort und keine Bewegung.

So ſteht doch auf; es iſt Zeit.

Totenſtille.

Was fehlt euch denn? fragte ich jetzt, auf Freeman zutretend.

Oh, Maſſer, Maſſer, begann, ſich ehrerbietig erhebend, der Hauptmann meiner Kru-Leute, laſſe uns, wenn du weiterziehen willſt, hier zurück; denn uns gefällt dieſes wilde, häßliche (!) Land ganz und gar nicht und wir würden dir doch nicht von Nutzen ſein können.

Du haſt alſo Furcht, Freeman?

Der musculöſe Schwarze lächelte verſchämt wie ein kleines Mädchen.

Weißt du denn nicht, Freeman, fügte ich hinzu, daß Kru-Jungen, die keinen Weißen bei ſich haben, gefangen genommen und als Sklaven verkauft zu werden pflegen?

Das iſt immer noch beſſer als totgeſchlagen und aufgefreſſen zu werden.

Unſinn, Freeman! Wenn ihr bei mir ſeid, wird euch nichts Böſes zuſtoßen. Aber wenn ihr allein zurückbliebet, würde ich nicht für eure Sicherheit einſtehen können.

Aber die Mapanja-Leute wollen ja auch nicht mehr mitziehen!

Sie wollen nicht? Wer hat dir das geſagt?

Mbua.

Gut, wir werden ſehen.

Den Mapanja-Leuten mich nähernd, befahl ich, die Laſten aufzuladen. Niemand gehorchte und einige drückten ſich wie ſcheue Hunde zur Seite. Meinen Wincheſter-Carabiner in der Hand, ging ich auf den Mann los, der mir am nächſten war, und befahl abermals, ſeinen Warenballen in die Höhe zu heben. Er gehorchte nicht. Da gab ich ihm mit dem Kolben des Carabiners einen tüchtigen Puff. Als dies die andern ſahen, begannen einige von denen, die ſich bereits am weiteſten weggedrückt hatten, zu laufen. Steht (stop), ſchrie ich, ſo laut ich nur konnte. Aber ſie liefen, obwohl den Kopf nach mir umdrehend, weiter, und Mbua, der in dichteſter Nähe ſtand, begann laut und höhniſch

zu lachen. Schon war der vorderſte der Ausreißer, um eine Waldecke biegend, meinen Augen entſchwunden; aber in dem Gefühl, daß um jeden Preis, und koſte es, was es wolle, die Autorität wiederhergeſtellt werden müſſe, eilte ich ſchnell auf den Weg, hob, während ich abermals stop, stop ſchrie, mein Gewehr und zielte auf den zweiten. Glücklicherweiſe blieb der Mann, der, mit zurückgewandtem Kopfe weglaufend, mein Thun beobachtet hatte, thatſächlich ſtehen. Aber er machte auch keine Miene, zurückzukommen. Da ſchritt ich denn auf ihn zu, legte, als er einige Schritte weiter lief, abermals auf ihn an und gab ihm dann mit der Hand ein Zeichen, daß er zu den übrigen zurückkehren ſolle. Diesmal gehorchte er und auch den andern ſchien die Luſt am Ausreißen vergangen zu ſein. Vergebens ſah ich mich nach den Schweden um und winkte, da ich ſie nicht entdecken konnte, Tom herbei, dem ich noch am meiſten Zuverläſſigkeit zutraute. Ich muß mit Mbua abrechnen, ſagte ich ihm, in der Zwiſchenzeit nimm mein Gewehr und ſorge dafür, daß die Leute nicht weglaufen.

Mbua, der auf einem Steine ſaß, wandte zuerſt den Kopf ab, als ich mich zu ihm kehrte. Aber kaum hatte der Lauf des Revolvers, den ich in der Hand trug, ſeine Stirn berührt, als er bemerkbar zu zittern begann und ſo etwas wie: „Ich will alles, alles thun, was Sie befehlen", murmelte.

Mbua, ſagte ich jetzt und ſo laut, daß alle Umſtehenden es hören konnten, du biſt freiwillig in meine Dienſte getreten, nicht bloß wie dieſe Träger hier, ſondern verſprechend, mir in allem treu zur Seite zu ſtehen als mein Dolmetſcher und Vertrauter. Und trotzdem biſt du nicht bloß ungehorſam geweſen, ſondern haſt mich, während wir wie im Kriege durch ein feindliches Land zogen, treulos verraten. Auf ſolches Thun ſteht nach den Geſetzen aller Völker bloß eine Strafe, nämlich der Tod. Wenn ich dir jetzt den Kopf zerſchmetterte, würde niemand ſagen können, daß ich unrecht gehandelt habe. Aber ich will durch den Tod eines ſo elenden Subjects, wie du biſt, das Werk, dem ich diene, nicht verkleinern. Du magſt leben und drunten in Bimbia unverkürzt den unverdienten Lohn, den ich dir ausgeſetzt habe, in Empfang nehmen. Nur das Eine ſage ich dir, daß bei der nächſten Treuloſigkeit, ſo klein ſie auch ſein möge, oder beim erſten Fluchtverſuch dein Leben verfallen iſt; wenn ich dich nicht

ſelbſt niederſchieße, werde ich dich alsdann von meinen Kru-Leuten füſiliren laſſen.

Mbua, der durchaus nicht dumm war, verſtand ganz genau, was und wie ich es meinte, und obwohl durch dieſe Erkenntnis ſeine Thatkraft und ſeine Glieder halb gelähmt worden zu ſein ſchienen, ſo verrichtete er doch mit ſchlotterndem Körper alles, was ich ihm anbefahl. Thatſächlich befand ich mich in der unangenehmen Lage, der Dienſte dieſes Mannes, ſo widerwärtig er mir ſein mochte, dennoch nicht entraten zu können. Denn abgeſehen von ſeinem unleugbar großen Einfluß auf die Mapanja-Leute hatte ich kein Vertrauen in die noch wenig erprobten Dolmetſchertalente des kleinen Molla. Das nächſte, was ich Mbua anbefahl, war die Verteilung der Laſten unter ſeine Landsleute von Mapanja. Ich bin feſt überzeugt, daß Mbua ſich hierbei wirklich die denkbar größte Mühe gegeben hat, denn als er mir meldete, daß die Mapanja-Leute, und wenn ich ſie zur Hälfte niederſchöſſe, dennoch nicht marſchiren würden, war ſein ſonſt ziemlich ſchwarzes Geſicht vor Furcht beinahe aſchgrau geworden.

So werde ich, überlegte ich mir, gemeinſam mit den Schweden einen neuen und letzten Verſuch machen, und wenn auch der nicht glückt, zwei Drittel des Gepäcks aufopfernd bloß mit den Kru-Leuten weitermarſchiren. Meine beiden weißen Begleiter ſtanden abſeits hinter der Hütte, als ob ſie die Unbotmäßigkeit und Deſertion meiner Leute nichts anginge. Iſt es Ihnen recht, fragte ich, daß wir die Mapanja-Leute hier zurücklaſſen und bloß von meinen Kru-Jungen begleitet nach Sopo aufbrechen?

Nach den Erfahrungen der letzten Nacht, erwiderte Herr Knutſon, würde das ſicherer Untergang ſein.

Sie wollen mich alſo nicht begleiten?

Es thut uns herzlich leid, aber . . . .

Ich ſah mir den Mann an, ob er ſcherzen wolle, dann aber wurde mir mit Einem Schlage klar, was ich mir bis dahin nicht hatte zugeſtehen wollen, daß ich nämlich am Ende meines kleinen Feldzugs angelangt ſei.

Stunde um Stunde verſtrich, während ich auf einem kleinen Felsblock ſitzend dahinbrütete oder Pläne um Pläne ſchmiedend und wieder verwerfend durch den nahen Buſch wanderte. Ein gütiges Geſchick muß mir ſonderlich hold geweſen ſein, ſonſt würde ich, da ich nicht an meinen in der Hütte liegenden Helm dachte,

in der glühenden Mittagshitze gewiß einen Sonnenstich davongetragen haben. Es war 3 Uhr nachmittags geworden, als ich mich zu dem Unvermeidlichen aufraffte, nämlich den Befehl zum Rückmarsch zu geben. Es war mir dabei zu Mut, als ob ich das Todesurteil meiner eigenen Ehre aussprechen sollte. Vorab noch ein allerletzter, wenn auch von vornherein ziemlich aussichtsloser Versuch. Zu meinen Kru-Leuten gehend sagte ich nicht in befehlendem, sondern beinahe in bittendem Ton: Ich habe während der kurzen Zeit, seid ihr mich begleitet, für euch gesorgt wie ein Vater für seine Kinder. Ihr wißt, daß es mir am Herzen liegt, nach Sopo zu gelangen, und daß, wenn überhaupt welche, dann doch nur sehr wenig Gefahr dabei sein kann. Wer mich begleiten will, wird es nicht zu bereuen haben. Außer allem übrigen Lohn und einem guten Geschenk werde ich ihm so viel geben, daß er sich daheim im Kru-Lande ein Weib kaufen kann. Wer also mit mir gehen will, komme hierher zu mir, damit ich ihn für den bravsten unter allen meinen Leuten erkläre.

Es meldete sich niemand. Drei Krus lagen sogar keuchend und erbrechend auf dem Boden. Sie behaupteten, sehr schwer krank zu sein; da sie aber am Abend, als die Eßportionen ausgeteilt wurden, wieder völlig genesen waren, so bin ich überzeugt, daß sie bloß einen ihrer vielen Kniffe zum besten gaben.

Mein Befehl, die Lasten aufzuladen, weil wir noch am gleichen Abend bis Mapanja marschiren würden, entfesselte den allgemeinsten Widerspruch.

Unmöglich, rief Herr Knutson, wir müssen in Buassa übernachten!

Wir werden nicht in Buassa übernachten, weil ich mich mit einem neuen Plan trage, für dessen Verwirklichung jede Stunde, die wir gewinnen, von Wichtigkeit ist.

Es ist noch niemand in einem Tage, geschweige denn an einem Nachmittag von Buea nach Mapanja gegangen.

Desto besser, weil wir alsdann die ersten sein werden.

Als die langgestreckte Colonne sich endlich in Bewegung setzte, machte ich den Schluß. Mbua, der wußte, daß ich ihn beim leisesten Fluchtversuch niederschießen würde, mußte dicht vor mir gehen. Wer zurückblieb, seine Last zu Boden setzte oder in anderer Weise Aufenthalt verursachte, bekam mit dem Kolben meines Carabiners einen solchen Hieb, daß er die Sache gewiß nicht zum zweiten Mal versuchte. Die einzige Rettung des einmal

begonnenen Unternehmens schien mir darin zu bestehen, daß ich, wenn auch auf dem ungeheuren Umweg über Victoria, Bimbia und Mbinga, doch noch vor Rogozinski nach Sopo gelangte und dort jene Flagge hißte, die ich jetzt endlich in Bimbia zu erhalten hoffte. Aus dem leidenschaftlichen, beinahe bis zur Wut sich steigernden Drange, dieses Ziel zu erreichen, ergab sich die fieberhafte Eile, mit der ich meine Leute in beständigem Laufschritte vorwärts trieb. In solcher Weise habe ich sie denn in einem einzigen vierstündigen Gewaltmarsch (20km weit über scharfes Lavagestein) nach Mapanja geführt. Allerdings war, als wir dort anlangten, die Haut an den Füßen sämtlicher Schwarzen ganz zerfetzt und zerschnitten; auch will ich nicht verhehlen, daß neun von ihnen durch Fehltritte und Niederstürzen mit ihren Lasten zum Teil ziemlich schlimm aussehende, obwohl ungefährliche Wunden an Schienbeinen, Knieen, Ellbogen u. s. w. davongetragen hatten.

Es erübrigt nur noch zu erwähnen, daß wir dicht hinter Buassa dem dorthin marschirenden Rogozinski begegneten. Während der Pole und ich uns begrüßten und einige Worte wechselten, hatten unsere Colonnen etwa 100 Schritt voneinander auf einem kleinen waldlosen Plateau Halt gemacht.

In Kamerun war später eine Art von Legende verbreitet, als ob ich Rogozinski damals hätte gefangen nehmen können und gefangen nehmen sollen, und als ob ich dies aus Freundschaft für den Polen nicht gethan hätte. Ich möchte aber daran erinnern, daß mir selbst auf dem deutschen Schutzgebiet von Buassa, auf dem Rogozinski sich damals befand, jeder Rechtstitel zur Gefangennahme eines Mannes gefehlt haben würde, der sich bis dahin keines andern Vergehens als des widerrechtlichen Hissens einer englischen Flagge schuldig gemacht hatte. Und dann hängt man auch niemand, es sei denn, daß man ihn habe! Rogozinski aber verfügte außer seinem Begleiter Janikowski über fünfzehn mit funkelnagelneuen Snidergewehren bewaffnete Victorianer, denen ich bloß eine demoralisirte und beinahe meuterische Truppe hätte entgegenstellen können.

In Rogozinskis Begleitung befand sich auch Mundjua, das schöne Mädchen von Bonjongo; ihr Heimatsort steht ja, wie ich bereits an anderer Stelle erwähnte, wenn nicht unter der Herrschaft, so doch unter dem directen Einfluß von Victoria.

Capitel XI.

Mein friedlicher Eroberungszug im Kamerun Gebirge.

(Neuer Feldzugsplan. — Zur See hinunter. — Einschiffung in Victoria. — Freundliche Aufnahme auf der im Bimbia-Fluß ankernden Möwe. — Neue Ausrüstung. — Capitän Hoffmann läßt mein Boot durch die Dampfpinasse schleppen. — Das Geheimnis africanischer Handelsstraßen. — Neue Elefantenspuren. — Der liebenswürdige König Njeka. — Die Culturfähigkeit der Neger-Rasse. — Das kleine Reich Mbinga. — Palmölsuppe. — Von Mbinga nach Bongandjo. — Die wasserreichen und fruchtbaren Ausläufer des Gebirges. — Der Benanga- und der Ombe-Fluß. — König Esuka von Bongandjo führt Krieg gegen Buea. — Ein Fetischpriester, der in Ketten gelegt werden soll. — Die deutsche Flagge in Bongandjo gehißt. — Der Marsch nach Bullikova. — König Menjoli in preußischer Uniform. — Bullikova unter deutschen Schutz gestellt. — Vorwärts, vorwärts! und doch zu spät. — Ueber Sopo weht die englische Kriegsflagge. — Vertrag mit Bonjoko. — Bonganga, Bonjemal und Bomote werden deutsches Colonialgebiet. — Dr. Nachtigal marschirt mir entgegen.)

Am Abend des 10. Januar, kurz nach 8 Uhr, mit meiner ganzen kleinen Armee in Mapanja eintreffend, bezahlte und verabschiedete ich die unzuverlässigen Mapanja-Leute, um für den folgenden Morgen vollkommen frei und unabhängig zu sein. Zu meiner großen Freude fand ich im Hause der Schweden Herrn Stehr, den Woermannschen Agenten für Victoria, der mit einem an mich gerichteten Briefe Dr. Nachtigals heraufgekommen war und mir meldete, daß die Victoria-Leute beschlossen hätten,

mich, wenn sie meiner habhaft werden könnten, gefangen zu nehmen. Dr. Nachtigals mit wahrhaft mikroskopisch kleinen Buchstaben geschriebener Brief lautete wie folgt:

Herrn Hugo Zöller in Mapanja.

Hochgeehrter Herr!

Bimbia-Fluß in der Nähe des Mbinga-Creek,
am 8. Januar 1885.

Ihr wertes Schreiben habe ich soeben durch Bimbia-Leute, welche nach Mbinga zu Markt fuhren, erhalten, und beeile mich, mit dem Briefe, den Herr Schmidt wegen des von Ihnen gewünschten Rum an seinen Agenten in Bimbia schickt, zu antworten. Möchten diese Zeilen intact in Ihre Hände gelangen, wie ich wohl mit Rücksicht auf diese mikroskopische Handschrift erwarten darf. Ich habe gestern mit dem König von Mbinga, der ein sehr freundlicher Mann ist, einen Schutzvertrag abgeschlossen und werde in einer halben Stunde wieder abfahren, um seine Nachbarn gegen den Mungo-Fluß hin zu demselben Schritte zu bewegen. Ich habe diese drei Nachbarkönige gestern auf heute an einen Ort bestellt, wo ich sie gegen Mittag vorzufinden hoffe. Dann würde die zu den Füßen des Gebirges gegen den Mungo-Fluß sich hinziehende Ebene festgelegt sein, und es würden nur noch die Resultate Ihrer Bestrebungen für das Gebirge selbst erübrigen. Vielleicht können Sie die Könige und Häuptlinge bewegen, nach Mbinga zu kommen, das nur einige Stunden von seiner Beach liegt. Sopo soll, wie mir König Njeka erzählt hat, eine Tagereise von Mbinga entfernt sein und Buea ganz nahe bei Sopo liegen. Bisher haben wir keinerlei Nachricht über verdächtige Bewegungen der Joss-Leute gehört, und die „Möwe" wird, wenn auch nicht an gegenwärtiger Stelle, von der aus man den Mbinga-Creek fast sehen kann, so doch im Flusse selbst bis zu Ihrer Rückkehr verbleiben. Gute Verrichtung, fröhliche Gesundheit und bonne chance! Mit herzlichen Grüßen von Herrn Schmidt, der die Präliminarien in trefflicher Weise besorgt, grüßt ebenfalls bestens Ihr ganz ergebenster (gez.) G. Nachtigal.

Das war wenigstens ein Hoffnungsstrahl, aber der Unmut und die Beschämung über die beiden Niederlagen von Lecumbi und Buea erhitzten mein Gehirn so stark, daß ich anfänglich weder Ruhe noch Schlaf finden konnte. Während der ganzen Nacht soll ich wie im Fieberdelirium phantasirt haben, sei es nun, daß ich wirklich Fieber hatte, sei es, daß die Ueberreizung der Nerven daran schuld war. Als ich gegen 5 Uhr morgens aufwachte, dünkte es mich, meine Glieder seien gelähmt. Aber als ich zur Hütte hinaus in die frische Morgenluft trat, fühlte ich alle Energie des Europäers zurückkehren, weckte meine Kru-Leute und mahnte zum Aufbruch.

So sollen wir also wirklich heute das Meer sehen? fragte Freeman.

Ganz gewiß! Aber bloß, wenn Ihr brav ſeid.

Und wir werden heute noch nach Bimbia kommen?

Ich hoffe es.

Und dann werden wir nach Kamerun zurückkehren?

Nein, ihr müßt mich noch einmal ins Gebirge begleiten.

Des Hauptmanns Miene verdüſterte ſich, aber ich ſuchte die Wunde durch das Geſchenk einiger Bündel Tabak zu ſchließen, und die Freude, doch wenigſtens nach Bimbia zurückzukehren, behielt denn auch die Oberhand. Anders mit dem Dolmetſcher Mbua, den wir, damit er uns nicht entwiſche, in unſerer Hütte hatten ſchlafen laſſen. Ihm bangte, weil er uns Hülfe geleiſtet habe, vor der Rache der Victorianer, und mit ſchlotternden Gliedern flehte er, daß man ihn doch wenigſtens nicht zwingen möge, uns nach Victoria zu begleiten.

Kennſt du das, Mbua? fragte ich, auf meinen Revolver deutend.

Der Dolmetſcher nickte melancholiſch mit dem Kopfe.

Du weißt, fuhr ich fort, was dir bevorſteht, ein kleines Vermögen, mit dem du dir Frauen oder Ziegen kaufen kannſt, oder — der Tod.

Sie werden dich angreifen, o Herr!

Sie werden es nicht thun, denn Victoria liegt am Meer und innerhalb des Machtbereichs deutſcher Kriegsſchiffe. Aber wenn ſie es thäten, was wäre denn ſchlimmes dabei?

Deine Kru-Leute haben Furcht.

Das weiß ich, aber wir weißen Männer haben keine Furcht. Merke dir das, Mbua!

Herr Stehr, den die Victorianer drunten in Victoria auf jede denkbare Weiſe beläſtigten, beſchloß, noch einen Tag in Mapanja zu bleiben, ſodaß alſo Knutſon, Waldau und meine Wenigkeit mit ſieben Kru-Leuten und einem Dolmetſcher den Marſch antraten. Was von den mitgeſchleppten Waren nicht bereits verſchenkt worden war, wurde in Mapanja — wo Herr Stehr es durchſehen und dann meine Rechnung aufſtellen ſollte — zurückgelaſſen. Unterwegs bekam Mbua, deſſen Furcht beſtändig zu wachſen ſchien, Dyſenterie und gebärdete ſich ſo erbärmlich, daß das Mitleid, welches ich allenfalls für ſeine Krankheit hätte empfinden können, durch das Gefühl der Verachtung erſtickt wurde. Ich befahl Tom, ſich jedesmal, wenn er in den Buſch ginge,

mit geladenem Gewehr neben ihn zu stellen und ihn beim ersten Fluchtversuch niederzuschießen.

Als wir in halbstündiger Entfernung von Victoria den früher erwähnten Fluß überschritten, wurde, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, die kleine Colonne kampfbereit gemacht und wir Weiße begannen unsere eigenen Gewehre selbst zu tragen. Damit nicht etwa gesagt werden könne, ich habe mich heimlich hindurchgeschlichen, wählten wir den längern Weg quer durch den Ort und marschirten mit geschultertem Gewehr über die Hauptstraße. Da es grade die Zeit des Gottesdienstes war und auch ein großer Teil der erwachsenen Männer ins Gebirge ausgerückt sein mochte, so befanden sich in den Häusern, an denen wir vorbeischritten, nur sehr wenig Menschen. Aber diese wenigen eilten in solcher Aufregung hin und her, als ob sie die Schildwachen eines Ameisenhaufens wären, in dem man mit einem Stocke herumrührt. Den alten Brew sah ich mit einer für seine Jahre und seine Würde (als Vorsitzender der court of equity) durchaus nicht geziemenden Eile zur Mission rennen, wobei er sich so sorgfältig hinter Häuser und Hecken duckte, als ob er überzeugt gewesen wäre, daß wir auf ihn schießen würden. Dieser im übrigen ziemlich unbegründete Aufruhr gab einen Anhalt mehr zu der Annahme, daß die Victorianer kein reines Gewissen hatten und nun befürchteten, daß man ihre eigenen schlimmen Absichten gegen sie selbst anwenden werde.

Im Bootschuppen der Woermannschen Factorei lag unversehrt die von mir mitgebrachte Gigg, die nun ins Wasser geschoben und aufs reichlichste mit Bier und andern der Factorei entnommenen Vorräten (Herr Stehr hatte einen darauf bezüglichen Zettel an seinen schwarzen Clerk geschrieben) ausgestattet wurde. Der edle Mbua glaubte noch immer, daß die Victorianer unsere Einschiffung verhindern würden, und sein Mut hob sich erst wieder, als wir, an der bewaldeten Felsküste entlang steuernd, die Bucht von Victoria verlassen hatten. Trotz des sonnigen Tages war das Meer sehr aufgeregt und die ohnehin ziemlich gefährliche Bootfahrt längs dieser felsenstarrenden Küste wurde dadurch nur noch schwieriger. Aber es war herrlich anzusehen, wie an diesem menschenleeren, steil abfallenden und doch aufs schönste bewaldeten Gestade die Wellen sich brachen und ihren weißschimmernden Gischt emporspritzen ließen. Der Seegang legte sich ein wenig, als die

vor die Bimbia-Bucht gelagerte Nicol-Inſel in Sicht kam, und als wir um das letzte Cap herum in die breite Mündung des ſogenannten Bimbia-Fluſſes einbogen, war der Waſſerſpiegel ſo glatt wie an Sommertagen auf einem Binnenſee.

Herr Krohn, der Verwalter der Bimbia-Factorei, empfing uns mit unverhehlter Freude, ſchleppte auch ſofort Cocosmilch und Cognac herbei und berichtete, daß die Möwe, nachdem ſie einen Teil der Flußmündung vermeſſen habe, ein wenig oberhalb der Nicol-Inſel ankere, daß aber Generalconſul Dr. Nachtigal, der mit dem Woermannſchen Hauptagenten, Herrn Schmidt, nach Kamerun gereiſt ſei, ſich nicht an Bord befinde. Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht und geſtärkt hatten, fuhren wir, den Mbua mitnehmend, aber mit friſchen Ruderern, die Herr Krohn uns lieh, zu der in zwei Seemeilen Entfernung ankernden Möwe. Corvetten-Capitän Hoffmann und das ganze Officiercorps empfingen uns aufs herzlichſte, trotzdem wir ausſahen wie Trapper, wenn man es poetiſch, und wie Landſtreicher, wenn man es recht proſaiſch benennen will. Capitän Hoffmann ließ nicht nach, bis meine etwas verſchämten ſchwediſchen Freunde darein willigten, trotz ihrer ſeltſamen Tracht, in welche die Dornen des Urwaldes große und unheilbare Löcher geriſſen hatten, bei ihm zu ſpeiſen. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, den Mbua in Begleitung eines Matroſen das Schiff beſichtigen zu laſſen, damit er, der bisher noch kein großes Schiff, geſchweige denn ein Kriegsſchiff geſehen hatte, von den Machtverhältniſſen der europäiſchen Nationen eine etwas richtigere Vorſtellung bekäme.

Capitän Hoffmann, dem ich die von uns entworfene Karte des Kamerun-Gebirges zeigte, billigte meinen Vorſatz, ſo ſchnell wie nur möglich und ohne auf Dr. Nachtigal zu warten nach Sopo aufzubrechen. Er verſprach, mir für den folgenden Morgen eine Anzahl ſchwarz-weiß-roter Flaggen ſowie die Dampfpinaſſe der Möwe, welche behufs ſchnellerer Beförderung mein Boot ſchleppen ſollte, zur Verfügung zu ſtellen. Aber meine dringende Bitte, daß er einem ſeiner Officiere geſtatten möge, an der Expedition teilzunehmen, glaubte er, da meine Unternehmung nach des Generalconſuls und des Admirals Anſicht eine ganz private ſein ſolle, abſchlagen zu müſſen.

Durch die fröhliche Unterhaltung und den genoſſenen Wein in heiterſte Stimmung verſetzt, kehrten wir am ſpäten Abend zur

Factorei zurück, wo ich, von Herrn Krohn unterstützt, mit dem Aussuchen und Verpacken meiner Waren begann, was bis 2 Uhr nachts dauerte. Meine sämtlichen Kru-Leute hatten sich krank gemeldet, obwohl sie aufs beste verpflegt und mit solch herrlichen Genüssen, w. z. B. Salzfleisch, Zwieback, Reis und Rum, beinahe überhäuft wurden. Aber da von zweien nicht ganz genau festgestellt werden konnte, daß sie bloß heuchelten, so mußte ich mich entschließen, sie zurückzulassen, was auch nicht allzu schlimm war, da mir Herr Krohn drei andere lieh. Auch Peter versuchte, vor meinen Augen durch künstliches Würgen zu schließlichem Erbrechen zu gelangen. Aber da ich ihm gar keine Beachtung zuteil werden ließ und bloß lachte, so sah er sich schließlich veranlaßt, selbst in das Lachen mit einzustimmen.

Mbua war äußerst gehorsam, aber auch ganz mäuschenstill geworden und wußte, über die Möwe befragt, nichts anderes als them big ship and cannon be big too much (großes Schiff, sehr große Kanonen) zu sagen. Der ausgezeichnete Eindruck, den der freundliche Empfang auf der Möwe auch auf meine schwedischen Begleiter gemacht hatte, war nicht zu verkennen. Die kleine Meinungsverschiedenheit, die in Buea zutage getreten war, ist nie wieder zur Sprache gekommen. Es war augenscheinlich, daß meine bei Buea ein wenig ins Wanken geratene Autorität durch den kurzen Verkehr mit meinen Landsleuten neue Stärkung und Befestigung erlangt hatte.

Am Morgen des 12. Januar ruderten wir mit acht Kru-Leuten, einem Dolmetscher und neun Warenballen, also insgesamt zu zwölf Personen, abermals zur Möwe hinüber. Die Pinasse lag unter Dampf zur Abfahrt bereit und Capitän Hoffmann erklärte, daß er selbst uns eine Strecke weit begleiten werde — eine Höflichkeit, deren Wert wir wahrlich nicht gering anschlugen. Eine ganze Stunde lang dampfte die Pinasse, die mein vollgepfropftes Boot ins Schlepptau genommen hatte, auf breiter, mangrove-umsäumter und in vielfachen Krümmungen sich windender Fahrstraße, von der überall andere und ebenso breite Wasserwege abzweigten, in nordöstlicher Richtung stromaufwärts; ohne des ortskundigen Capitäns Hoffmann Begleitung würden wir ganz gewiß den Weg nicht haben finden können. Gleich hinter Dekullu Town tritt flaches, sumpfiges und mangrovebestandenes Ufer auf, welches, wenn man von den herrlichen Berggeländen Bimbias

kommt, doppelt unerfreulich ausſieht; nach den durch das Ausſehen des Landes bloß noch wahrſcheinlicher gemachten Angaben der Eingebornen würde es längs des ganzen Ufers von Bimbia bis Mbinga kein einziges Dorf und keine einzige menſchliche Anſiedlung geben. Das Fahrwaſſer iſt überall ſo tief, daß ſelbſt größere Schiffe als die Möwe mit Bequemlichkeit dort ankern könnten. Aber die große Anzahl der einen geſunden Schlaf faſt zur Unmöglichkeit machenden Moskiten läßt ſolchen Ankerplatz nicht allzu verlockend erſcheinen.

Nach einſtündiger Fahrt gelangt man in einen ſchmälern, in nordnordöſtlicher Richtung abzweigenden und vielfach geſchlängelten Seiten-Creek, der uns nach kurzer Fahrt in die Nähe des noch 6½ km von dem Orte Mbinga entfernten Marktplatzes von Mbinga brachte. Der Creek endet hier in einer kleinen Bucht, in die, ſoweit wir uns darüber zu vergewiſſern vermochten, kein irgendwie bedeutender Waſſerlauf einmündet. Wie aber ſind dieſe Creeks entſtanden? Es würde mir lieb ſein, aus dem Munde eines tüchtigen Geologen darüber eine befriedigende Antwort zu erhalten.

Da es Ebbe war und unſer Boot bloß bis auf etwa 200 Schritt ans Ufer herankommen konnte, ſo mußten wir uns auf den Schultern meiner Schwarzen ans Land tragen laſſen, was nicht bloß wegen der verhältnismäßig großen Strecke, ſondern auch wegen der Eigenart des mit ſcharfkantigen Muſcheln bedeckten Bodens ziemlich unangenehm war. Mein Hauptmann Freeman trug bei dieſer Gelegenheit eine ſo ſehr tiefe Schnittwunde davon, daß wir mit den uns zur Verfügung ſtehenden primitiven Verbandmitteln den Blutverluſt kaum zu ſtillen vermochten.

Trotz der ſchönen hohen Bäume, die ihr ſchattenſpendendes Blätterdach faſt bis zum Waſſerſpiegel ausbreiteten, hatte der Strand von Mbinga etwas unbeſchreiblich Troſtloſes, was wohl vorwiegend von der moraſtigen Beſchaffenheit des durch die Regengüſſe der letzten Nacht aufgeweichten Bodens und von den übelriechenden Dünſten des im Brackwaſſer ſtehenden Mangrovegebüſches herrühren möchte. Es gibt tropiſche Landſchaften, die ſchon demjenigen, der ſie zum erſtenmal betritt, das Gefühl einflößen, daß er ſich in einer Fiebergegend befinde. Von ſolcher Art war der Strand von Mbinga, der ſich jedoch wegen des mehrmals wöchentlich dort abgehaltenen Marktes unter der Negerbevölkerung dieſer

Ein Kru-Mann.
(Aus der Gartenlaube.)

Gegenden einer gewiſſen Berühmtheit erfreut. Wahrſcheinlich iſt der troſtloſe Strand von Mbinga, an dem übrigens niemand beſtändig lebt und an dem keine einzige Hütte ſteht, deshalb als Marktplatz gewählt worden, weil dies der einzige Ort zu ſein ſcheint, wo eine Waſſerſtraße durch das dieſes ganze Geſtade umſäumende Mangrove-Dickicht hindurch bis dicht an das feſte Land heranführt. Ueber Mbinga-Markt führt denn auch der einzige Weg, deſſen ſich die Bimbia-Leute bei ihrem Handelsverkehr mit den Oel erzeugenden Dörfern am Obſtabhang des Gebirges bedienen.

Nach Negerart werden die Exiſtenz und der Verlauf ſolcher Handelsſtraßen möglichſt geheim gehalten, und obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß ſchon ſehr viele Mbinga-Leute nach Bimbia gekommen waren und weiße Männer geſehen hatten, ſo ſcheint doch vor Dr. Nachtigal noch kein weißer Mann nach Mbinga-Markt und vor mir noch niemand nach Mbinga-Stadt gelangt zu ſein. In Mapanja hörte ich zum erſtenmal den Namen Mbinga und gelangte zur der Ueberzeugung, daß ich von Sopo aus auf gradeſtem Wege bloß über Mbinga nach Bimbia werde gelangen können. Dem entſprechend ſchrieb ich an Dr. Nachtigal, und dieſer fand in dem Bimbia-Häuptling Ikongolo einen ortskundigen Mann, der gegen gute Bezahlung dem Capitän des Küſtendampfers Dualla (auf dem Dr. Nachtigal dorthin fuhr) den Weg nach Mbinga-Markt zeigte. Darüber aber waren die acht übrigen Bimbia-Häuptlinge ſo erboſt, daß ſie den Ikongolo ächteten und ihn, wäre nicht die Furcht vor Strafe geweſen, ganz gewiß getötet haben würden. Bei Dr. Nachtigals Ankunft in Mbinga-Markt, wo die Zuſammenkunft mit König Njeka ſtattfinden ſollte, machte man, da es kein anderes Mittel gab, mit dem Lande in Verbindung zu treten, aus Brettern ein Floß zurecht, auf dem dann einige Matroſen, um von dort Canoes herbeizuholen, ans Land ſchwammen.

Uns gelang dies, wie oben erwähnt, auf leichtere Art. Während die Matroſen der Möwe auf der Pinaſſe zurückblieben und auch mein Boot in Verwahr nahmen, entſchloß ſich Capitän Hoffmann, uns auf dem Wege nach Mbinga-Stadt noch eine Strecke weit zu begleiten. Obwohl es beſtändig durch herrlichen Hochwald (Eriodendren) ging, ſo war doch der Untergrund ein einziger zäher Moraſt, in den nach den zahlreichen Spuren zu urteilen erſt vor wenigen Stunden einige Trinkwaſſer aufſuchende Elefanten ihre

breiten und beinahe kreisrunden Füße eingeſtampft hatten. An einzelnen Stellen war der Boden ganz überdeckt mit den duftenden und wohlſchmeckenden, aber von den Eingebornen nicht genoſſenen Früchten einer wilden Feigenart.

Capitän Hoffmann gab ſeinem Staunen über die ſeltſame Art unſeres Reiſens unverhohlenen Ausdruck.

Mit ſolchen Leuten und ſolcher Ausrüſtung, die eigentlich gar keine Ausrüſtung iſt, wagen Sie es, in ein fremdes, unbekanntes und vielleicht feindliches Land vorzudringen?

Ich würde mit Vergnügen beſſere Leute in Dienſt nehmen, wenn ich nur wüßte, wo ich ſie bekommen könnte. Und für eine vollſtändigere Ausrüſtung iſt mir, wenn nicht das ganze Gebirge in Rogozinskis Beſitz übergehen ſollte, keine Zeit geblieben. Uebrigens ſind meine Leute weit beſſer als ihr Aeußeres. Es täuſcht wohl, daß wir alle ſo zerlumpt und landſtreichermäßig ausſehen.

Sie haben ja nicht einmal ordentliches Verbandzeug.

Woher hätte ich es bekommen ſollen?

Wenn Ihnen nun einige Leute angeſchoſſen würden, womit würden Sie dieſelben dann verbinden?

Ich würde zuerſt mein Taſchentuch, dann mein Hemd, dann den Rock und zu allerletzt — aber bloß in der äußerſten Not — die Hoſe dazu verwenden. Uebrigens vergeſſen Sie, daß wir eine ganze Menge Zeug bei uns haben.

Ich hoffe von Herzen, daß alles ſo gut und glatt ablaufen wird, wie Sie anzunehmen ſcheinen. Was die kaiſerliche Marine für Sie thun konnte und thun durfte, iſt mit der Beförderung nach Mbinga-Markt bereits geſchehen. Wann ſoll ich Ihnen das Boot wieder hierherſenden?

Am Donnerstag, bitte! Donnerstag Nachmittag. Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für dieſes Anerbieten einer Sache, die ich nicht zu erbitten wagte. Meine Abſicht iſt, zur Sicherung der nach Bakundu führenden Handelsſtraße nach Sopo hinauf zu marſchiren, Vertrag zu ſchließen, Flagge zu hiſſen und ſofort wieder zurückzukehren.

Capitän Hoffmann reichte den Schweden und mir zum Abſchied die Hand und wir ſetzten unſern Marſch fort ins unbekannte, noch von keinem Weißen betretene Land hinein. Zweimal überſchritten wir einen kleinen, von rieſigen Eriodendren überſchatteten

und Iſuke (Ton auf der erſten Silbe) genannten Fluß, der, wie ich ſpäter ſah, auch ganz dicht bei Mbinga-Stadt vorbeifließt. Dann ging es ganz ſachte und auf trocknerm Boden aber ſtets und beſtändig durch Hochwald bergaufwärts. Die Entfernung von Mbinga-Markt bis Mbinga-Stadt beträgt in nordweſtlicher Richtung 1½ Stunden tüchtigen Marſches und die Meereshöhe von Mbinga-Stadt nach Dr. Nachtigals ſpätern Meſſungen (ich ſelbſt habe keine gemacht) etwa 300 Fuß.

Ich will hier gleich erwähnen, daß, als ich ſechs Tage ſpäter in Dr. Nachtigals Geſellſchaft zurückkehrte, ein anderer und ein klein wenig kürzerer Weg gewählt wurde, der uns gar nicht über den Iſuke-Fluß, wohl aber über einen winzigen Bach (anſcheinend ein Zufluß des Iſuke) führte.

Dumpfgrollender Donner verriet, als wir etwa eine Stunde unterwegs waren, das Herannahen eines Gewitters, und wir beeilten uns — was dem verwundeten Freeman beſonders ſchwer fiel —, noch vor dem bevorſtehenden Platzregen ein ſchützendes Obdach zu gewinnen. Thatſächlich erreichten wir rechtzeitig eine am Wege liegende Hütte, deren mit der Bereitung von Palmöl beſchäftigte Bewohner durch unſer Eintreten in nicht geringen Schrecken verſetzt wurden. Obwohl wir die an langen Trögen ſtehenden Weiber aufforderten, mit dem Zerquetſchen der braunroten Palmnüſſe fortzufahren, ſo legten ſie doch ihre von Oel triefenden Finger auf den Bauch (ebenſo wie man bei uns die Hände in die Seite ſtemmt) und ſchauten uns an, als ob wir Geſpenſter geweſen wären. Hier zum erſtenmal erblickten wir bei den Männern eine ſeltſame Mode, nämlich einen um die Hüfte gewundenen Schurz von Bananenblättern, die an der untern Seite in gleichmäßig breite Streifen zerſchnitten waren. Genau ebenſo muß vor 1½ Jahrtauſenden ein niemals fehlendes (bloß aus Leder anſtatt aus Bananenblättern gefertigtes) Kleidungsſtück der römiſchen Krieger ausgeſehen haben. Auch eine Art von urwüchſigen Sonnenſchirmen wird hierzulande aus Bananenblättern hergeſtellt, wie denn überhaupt die Cultur der Bewohner von Mbinga ein wenig höher ſteht als diejenige der Buea-Leute und anderer Hochlandsbewohner.

Als nach halbſtündigem Warten der Regen ein wenig nachgelaſſen hatte, wanderten wir weiter und gelangten an zahlreichen, von Wohlſtand zeugenden Hütten vorbei und durch wunderbar

üppige Bananenpflanzungen hindurch zu einem großen viereckigen Platz und einem mehrere Hundert Schritt langen, aber sehr schmalen Gebäude.

Das war König Njekas Palast; der König selbst, sagte man, sei durch eine Gerichtssitzung am Erscheinen verhindert, habe aber befohlen, uns und unsern Leuten Gemächer anweisen zu lassen.

König Njeka, der nach Beendigung seiner Gerichtssitzung zu unserer Begrüßung erschien, war ein stattlicher Mann von sehr angenehmen und gewinnenden Manieren. Welch ein Gegensatz zwischen ihm und den „wilden" Königen des Hochgebirges! Leider hat mich die spätere Erfahrung gelehrt, daß in dem wohlwollenden Njeka nicht weniger Arglist stecke als in dem rauhen Letongo. Aber der erste Eindruck war derart, wie er in Anbetracht der unleugbaren Thatsache, daß man bloß einen Neger vor sich hatte, gar nicht günstiger hätte gedacht werden können. Bekleidet war der Mann mit sauberm Hüftentuch und einem funkelnagelneuen, aber auch sehr in Ehren gehaltenen Strohhut, der ihm gar nicht übel zu Gesichte stand. Zudem trug er trotz seines verhältnismäßig jugendlichen Alters von kaum vierzig Jahren einen stattlichen schwarzen Vollbart, was um so auffallender war, da reichlicher Bartwuchs bei den Negern sonst bloß im Greisenalter aufzutreten scheint. Einen liebenswürdigern und sorgsamern Wirt als Njeka habe ich nirgendwo im Negerlande kennen gelernt. Sein Benehmen war ebenso würdevoll wie freundlich — eine Vereinigung von Eigenschaften, die bei Schwarzen bloß deshalb so selten zu sein scheint, weil die Würde, die sie zur Schau zu tragen lieben, meistens affectirt ist und die Herzlichkeit ausschließt. Njeka aber war, was man nach unsern Begriffen einen gebildeten und wohlerzogenen Menschen hätte nennen können.

Uns Europäern erscheint der Neger meistens als ein Zerrbild. Wir thun ihm in dieser Hinsicht ein bitteres Unrecht; denn es kann für den, der längere Zeit mit ihm verkehrt hat, keinem Zweifel unterliegen, daß er ziemlich ebenso fühlt und denkt wie wir, daß er alle und jede Anlagen besitzt, deren wir uns rühmen, nur in geringerm Grade oder auf einer niedrigern Stufe der Ausbildung. Und wenn sogar Leute wie Dr. Nachtigal thatsächlich und allen Ernstes die Frage, ob weiße oder schwarze Haut schöner sei, erörtern können, was bliebe dann schließlich noch übrig, das als ein wesentlicher Unterschied der Negernatur

aufgefaßt werden könnte? Man möge ſich doch vergegenwärtigen, daß der plumpſte Bauer des abgeſchloſſenſten Gebirgslandes im Grunde die gleichen Geiſtes- und Charakter-Anlagen beſitzt wie der blaublütige Ariſtokrat der Reſidenz. Nur die Ausbildung und Entwicklung dieſer Anlagen iſt verſchieden. Und wäre es nicht auch ſehr leicht möglich, ja, ſogar wahrſcheinlich, daß ſich vor 1½ bis 2 Jahrtauſenden die galliſchen und germaniſchen Häuptlinge in ganz ebenſo abgeſchmackter Weiſe, wie dies heute der Neger thut, mit den aufgeleſenen Brocken einer höhern Cultur lächerlich gemacht haben? Der Neger iſt weder ein Zerrbild noch dem Weſen nach ſo ſehr von uns verſchieden, wie man in Europa anzunehmen geneigt iſt.

Aber ich will nicht über das Ziel hinausſchießen, ich will an dieſer Stelle noch einmal, wie ſchon mehrmals vorher, meiner Ueberzeugung dahin Ausdruck verleihen, daß der Neger ebenſo wenig jemals ein Europäer werden wird, wie der Mops ein Pudel. Der Schwarze mag als nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft unter und neben Europäern leben, einzelne bevorzugte Individuen mögen es als Advocaten, Aerzte, Politiker u. ſ. w. zu einer angeſehenen und geachteten Stellung bringen, aber der Weg, auf dem die Neger-Raſſe als ſolche zu einer höhern Entwicklung gelangen kann, wird keinesfalls derſelbe ſein, auf dem wir Europäer es zu unſerer heutigen Culturſtufe gebracht haben. Eines ſchickt ſich nicht für alle. Durch eine Veredlung ardenniſcher Karrengäule iſt die Percheron-Raſſe, durch eine Veredlung ruſſiſch-polniſcher Steppenpferde die Trakehner-Raſſe entſtanden. Die Individuen beider Raſſen haben dem Weſen nach die gleiche Anlage. Und dennoch, welche Verſchiedenheit! Es würde lächerlich erſcheinen, wenn ein Percheronhengſt auf dem Rennplatz erſchiene. Und ebenſo widerſinnig iſt es, wenn man einen Negerſtaat mit Parlament, Verfaſſung und ähnlichem Plunder ausſtatten will. Wo ſolche europäiſche Culturformen mit Gewalt aufgepfropft werden ſollen, wie z. B. in Liberia, in Sierra Leone und in geringerm Grade auch an der Goldküſte und in Lagos, da iſt bisher noch nie etwas Ordentliches herausgekommen.

Ein urwüchſiger Negerkönig, wie z. B. Njeka, iſt gegenüber dem Präſidenten der Republik Hayti eine ſehr ſympathiſche Erſcheinung. Die Neger-Raſſe hat es aus eigenem Antriebe zu einer gar nicht ſo niedrigen Culturſtufe gebracht, von der ich, an

die zu Hause gelesenen Werke unserer Culturhistoriker zurückdenkend, zu behaupten wage, daß sie fast noch gar nicht bekannt ist. Ein Reisender, dem es vor allem um die politischen Verhältnisse und ein seinen Lesern zu bietendes Gesamtbild zu thun ist, kann solchen Dingen nicht die gebührende Zeit und Aufmerksamkeit widmen. Trotzdem habe ich es, da solch einheimische Culturformen unter dem Hauch der europäischen Cultur wie Schnee vor dem Wüstenwinde dahinschwinden, für meine Pflicht gehalten, aus solchen Gegenden, die ich als der erste Weiße betrat, über einzelne, ganz besonders meine Aufmerksamkeit reizende Erscheinungen der Negercultur, wie z. B. über Freude an Naturschönheit, Architekturformen, Höflichkeitscomment, Staatenbildung und religiöse Anschauungen, wenigstens einige oberflächliche Andeutungen zu geben. Es wäre ja sehr leicht möglich, daß schon meine Nachfolger vieles von dem, was ich noch beobachten konnte, nicht mehr vorfinden werden. Wenn eine Weiterentwicklung der unleugbar vorhandenen eigenen Cultur des Negers überhaupt möglich wäre, so könnte man sich gar nichts Wünschenswerteres vorstellen. Aber ehe es zu einer solchen Weiterentwicklung kommt, wird, wie oben angedeutet, diese Cultur dahingeschwunden sein. Mit Berücksichtigung seines heutigen Standpunctes eignet der Neger sich am besten zum Diener und Arbeiter. Auch bei uns gibt es dienende und herrschende Classen. Warum also sollte nicht der schwarze Mann der Diener des weißen Mannes sein? Wird dieses wechselseitige Verhältnis der beiden Rassen sich jemals ändern? Manche Kaufleute behaupten, der Neger besitze solch außerordentliche Begabung für den Handel, daß er in nicht allzuferner Zeit dem Weißen den Rang ablaufen werde. Ich für meinen Teil glaube nicht daran und halte an der Ueberzeugung fest, daß sich an der Dienerstellung des Negers, welcher schon in Aegypter-, Griechen- und Römerzeiten ebenso wie heute vorhanden war, auch in weitern zwei Jahrtausenden nichts ändern wird. Damit soll dem einzelnen Neger, falls er höhere Begabung zeigt, der Weg zu einer höhern Laufbahn nicht abgeschnitten sein. Es gibt namentlich in Nordamerica und in Brasilien, aber auch schon an einzelnen Orten Westafricas schwarze Advocaten, Aerzte und Kaufleute, die in keiner Weise hinter ihren europäischen Berufsgenossen zurückstehen. Aber es ist auffallend, daß der Neger, der im Nachahmen ein so großes und auffallendes Geschick zeigt,

bloß sehr wenig oder gar kein schöpferisches Talent zu besitzen scheint. Es gibt ein allerdings erst in den Kinderschuhen steckendes Kunstgewerbe des uncivilisirten Negers. Jene Schwarzen dagegen, die einmal mit europäischer Cultur in Berührung gekommen sind, scheinen für etwas anderes als die sklavische Nachahmung europäischer Formen gar nicht mehr befähigt zu sein. Ob auch das sich einmal ändern wird? Es ist mir kein einziges Beispiel bekannt, welches zu solcher Hoffnung irgendwelchen Anlaß gäbe.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu König Njeka zurück, den auch Dr. Nachtigal für einen der liebenswürdigsten Neger des ganzen Kamerun-Landes gehalten hat. Nach Negerbegriffen äußerst wohlhabend, liebte er es, seinen Reichtum zu zeigen, ließ uns nicht bloß sein eigenes, mit den Frauengemächern in Verbindung stehendes Wohnzimmer anweisen, sondern führte uns auch seine sämtlichen elf Gattinnen vor und bewirtete uns und unsere Leute mit einer Palmölsuppe, in der, was für gewöhnlich als Verschwendung angesehen werden würde, wenigstens drei oder vier in kleine Stücke zerlegte Hühner umherschwammen. Von den elf Königinnen, von denen die älteste in bescheidener Weise die Rolle einer Hausfrau spielte und sich auch nach unserm Befinden erkundigte, hatte keine einzige etwas Imponirendes oder Majestätisches — Eigenschaften, die ich überhaupt noch bei keinem Negerweibe beobachtet habe. Njekas kleines Reich, das etwa 1000 Einwohner zählen mag, umfaßt außer Mbinga-Stadt noch die kleinen Ortschaften Mubita, Mbinga-Bwokwai, Debanda und Mututu, über deren Lage ich nichts Näheres erfahren konnte.

Wenn nicht am Tage die winzig kleinen Sandfliegen — die sich mit Eintritt der Dunkelheit zurückziehen und die auch bloß, wenn man sitzt oder steht, aber niemals, wenn man in Bewegung ist, stechen — so sehr lästig würden, könnte Mbinga als ein verhältnismäßig angenehmer Aufenthaltsort bezeichnet werden. Etwa 100—200 Schritt westlich von der königlichen Wohnung fließt rauschend (von NNO. nach SSW.) der waldbeschattete Isuke-Fluß vorüber, den wir mehrmals zu erfrischenden Bädern benutzten. Das wellig-hügelige Gelände, auf dem Mbinga liegt, gleicht wegen des Ueberwucherns des nicht zu bändigenden Pflanzenwuchses einem Walde, in dem die weitzerstreuten Hütten und Gehöfte und sogar trotz aller Ueppigkeit die ausgedehnten Bananenpflanzungen beinahe völlig verschwinden. Kokospalmen sind im

ganzen Gebirge, zu dem doch auch ſchon Mbinga gerechnet werden muß, ſo ſehr ſelten, daß davon eigentlich kaum die Rede ſein kann. Deſto häufiger und deſto üppiger ſind die Oelpalmen. Aber während dieſelben in der Höhe von Buaſſa und Buea keine Frucht mehr tragen und bloß noch Palmwein liefern, gehört jenes ſchöne, die ſüdöſtlichen Ausläufer des Gebirges umfaſſende Berg- und Hügelgelände, welches ich in der Zeit vom 12. bis zum 17. Januar für Deutſchland erworben habe, zu den ölreichſten Gebieten des ganzen Kamerun-Landes. Mapanja und Buaſſa erzeugen Kautſchuk, aber Bongandjo, Bonjoko, Bullikowa, Bonganga, Bonjemal und Bomote erzeugen faſt all das Oel, welches über Bimbia in den Handel gelangt. Obwohl die „Plantanen" genannte unveredelte Bananen-Art außer Koko (Taro) und Caſſada oder Mandiokka das hauptſächlichſte Nahrungsmittel darſtellt, ſo ſind doch veredelte und in rohem Zuſtande eßbare Bananen ſehr ſelten.

Eine Speiſe, die auf Verlangen jederzeit, wenn auch nicht in ſehr reinlicher Weiſe bereitet wird, iſt die berühmte Palmölſuppe (palm-oil-chop), die aus dem mit Caſſadamehl vermiſchten Oel der zwiſchen den Fingern zerquetſchten friſchen Palmnüſſe aus den gekochten Scheiben der möhrenartigen Kokowurzel und aus geſottenen und in Stücke geſchnittenen Hühnern beſteht. Durch einen ſtarken Zuſatz von Landespfeffer (eine Art Paprika) und zuweilen auch noch von andern Gewürzen wird dieſe breiartige Speiſe ſo beißend und „heiß", wie man es zu nennen pflegt, daß im Vergleich mit ihr indiſcher Curry ein mildes Gericht heißen könnte und Uneingeweihte wohl auch nach dem erſten Löffel allerlei Geſichter ſchneiden.

Freemans Wunde hatte ſich bei näherm Zuſehen als ſo ſchlimm und tief erwieſen, daß ich mich notgedrungen entſchließen mußte, ihn in Mbinga zurückzulaſſen. Die gleiche Vergünſtigung, nämlich bei guter Pflege in Mbinga zurückbleiben zu dürfen, mußte dem Peter zugeſtanden werden, da er an einem Halsübel erkrankte, welches meine ſchwediſchen Begleiter für Diphtherie zu halten geneigt waren. König Njeka verſprach Erſatz für den Ausfall und entſchloß ſich, wenn wir bis zum folgenden Morgen warten wollten, uns nach Bongandjo zu begleiten, um bei König Eſuka (Ton auf der erſten Silbe), der ſein Freund ſei, für unſere Sache einzutreten.

Am Morgen des 13. Januar ſetzte ſich um 6 Uhr 50

Minuten unsere durch zahlreiche Mbinga-Leute verstärkte Colonne in Bewegung, überschritt nach einer Viertelstunde den in steinigem Bette dahinplätschernden Isuke-Fluß — am jenseitigen Ufer steht dicht bei der Furt ein gewaltiger Eriodendron, der bloß etwas kleiner ist als der berühmte Riesenbaum von Weida — und hielt dann, obwohl mit gelegentlichen kleinen Abweichungen nach Westen, so doch im großen und ganzen eine streng nördliche Richtung inne. Am äußerst steilen Gehänge ging es zu dem sich in den Isuke-Fluß ergießenden muntern Uende-Bach hinunter und dann an der andern Seite ebenso steil wieder aufwärts. Um 8 Uhr 45 Minuten wurde, während es zu donnern und zu blitzen begann, an einem landschaftlich bevorzugten Orte, wo Njeka früher ein inzwischen verschwundenes Landhaus besessen hatte, Rast gemacht. Von Westen her vernahmen wir das Tosen eines Wasserfalles, das laut Njekas Aussage von einem Benanga genannten, mit dem Isuke nicht zusammenhängenden und auch etwa zwei- oder dreimal soviel Wasser enthaltenden Flusse herrühren sollte. Gehe man 1—2 Stunden weit nach Osten — erzählte Njeka —, so komme man zu einem sehr großen Strom namens Ombe, welcher der größte Wasserlauf sei, den er gesehen oder von dem er gehört habe.

Auf schmalen und schlüpfrigen Negerpfaden durch schönen Hochwald bergan steigend, gelangten wir um 9 Uhr 10 Minuten auf den Kamm eines mächtigen, dem Hauptwall des Kamerun-Gebirges vorgelagerten Höhenrückens, von dem sich ein entzückender Ausblick auf das Gebirge eröffnete. Leider habe ich es unterlassen, genau festzustellen, in welcher Richtung der sehr scharf hervortretende Gipfel des Götterberges lag, so ungefähr war es NNW. Beim Heruntersteigen von diesem langgestreckten und hohen, aber verhältnismäßig schmalen Bergrücken wurde ich mit einer neuen Art von africanischem Aberglauben bekannt gemacht. Als ich nämlich ins Stolpern geriet, kam erregt und beinahe zitternd König Njeka herbeigestürzt, um mich aufrecht zu halten. Da die Sache sich gleich darauf wiederholte, so ließ er mich durch Mbua aufs flehentlichste bitten, ich möchte doch vorsichtiger sein, denn wenn ich zu Boden stürze, so würde das für ihn, dessen Gast ich sei, ein entsetzliches Unglück bedeuten.

Und warum denn?

Weil die Götter beleidigt sein würden.

Die Götter des weißen oder die Götter des schwarzen Mannes? fragte ich.

Aber Mbua erklärte, der König, der von Dingen, die Geheimnis seien, schon zu viel gesagt habe, wolle nicht weiter mit der Sprache herausrücken.

Um 9 Uhr 30 Minuten überschritten wir drunten im Thale nicht ohne Schwierigkeit einen sehr breiten, aber gar nicht tiefen, von Ost nach West strömenden Fluß, von dem Njeka, aber mit großer, seine Unwissenheit verratender Unsicherheit in der Stimme, behaupten wollte, daß es der Benanga sei, der sich dann später in den Ombe-Strom ergieße. Die letztere Behauptung war jedenfalls aus der Luft gegriffen; denn wie könnte sich ein nach Westen strömender Fluß in einen Strom ergießen, von dem erst so eben behauptet worden war, daß man eine Stunde lang nach Osten gehen müsse, um zu seinen Ufern zu gelangen? Um 10 Uhr mußte derselbe Fluß (also wahrscheinlich wohl der Benanga), der aber hier von West nach Ost floß und dicht bei der durch große Steine gangbar gemachten Furt einen von Norden kommenden Bach aufnahm, abermals passirt werden. Um 10 Uhr 10 Minuten erblickten wir, während gleichzeitig in nordnordwestlicher Richtung der Götterberg sichtbar wurde, die ersten Häuser von Bongandjo und um 10 Uhr 20 Minuten wurde, nachdem wir noch zum Schlusse nach Nordwest umgebogen waren, vor dem Hause des Königs Esuka Halt gemacht.

Wir waren grade 3½ Stunden unterwegs gewesen, und da wir bloß einige Minuten gerastet hatten, aber sonst sehr schnell vorwärts gekommen waren, so dürfte die Entfernung von Mbinga-Stadt bis Bongandjo kaum auf weniger als 14 bis 15km anzuschlagen sein. Wir waren dabei fortwährend, aber doch im großen und ganzen ziemlich sachte bergan gestiegen. Dr. Nachtigal schätzte die Höhe von Bongandjo auf 550 bis 600m. Der Weg, den wir zurückgelegt hatten, führte durch eine herrliche, niemals ermüdende Scenerie und entzückte durch eine Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses, von der unsere schönsten europäischen Wälder auch nicht einmal ein annähernd zutreffendes Bild zu geben vermöchten. Dabei marschirte man fast stets im Schatten, sodaß die Gefahr eines Sonnenstichs gar nicht in Frage kam. Mbua, der schon früher einmal von Bongandjo nach Mbinga gegangen war, hatte damals einen noch bequemern, aber auch sehr viel längern

Weg (angeblich 5 Stunden) gewählt. Dörfer sind auf der ganzen 15km langen Strecke nicht vorhanden, diejenigen Ortschaften, mit denen ich einige Tage später Verträge abschloß, liegen sämtlich eine kleine Strecke weiter östlich. Ueber den rätselhaften Ombe-Fluß habe ich auch in Bongandjo nichts weiteres erfahren können, als die wiederum ziemlich zweifelhafte Angabe, daß er bei Mebio, einem, soviel ich weiß, nordwestlich von Bongandjo gelegenen Orte, vorbeifließe. Es wäre nicht undenkbar, daß dieser angeblich größte Fluß des Gebirges trotz Njekas Angabe, daß man, um ihn zu erreichen, nach Osten gehen müsse, zwischen Bimbia und Mbinga in den Bimbia-Creek einmündete. Und in diesem Falle würde auch der Benanga recht gut als einer seiner Zuflüsse angesehen werden können. Soviel steht außer Zweifel, daß dieser von Flüssen und Bächen wimmelnde Südost-Abhang des Kamerun-Gebirges zu den wasserreichsten und fruchtbarsten Teilen von Westafrica gehört und sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch recht gut zur Cultur des in den Thälern von Bergflüssen am besten gedeihenden Cacaos eignen würde.

Da Njeka mir erzählte, daß König Esuka von Bongandjo mit Buea Krieg führe, obwohl er den 250 Kriegern dieses Ortes bloß 120 Bewaffnete entgegenzustellen vermöge, so glaubte ich guten Grund zu der Annahme zu haben, daß der mir noch unbekannte Herrscher, um sein Ansehen zu stärken, mit Vergnügen einen Vertrag unterzeichnen würde. Bongandjo, das bisweilen auch Bondongo genannt wird, zählt neben Buea, Lissoka, Sopo und Mbinga zu den volkreichsten Ortschaften des Gebirges und besitzt außerdem wegen der Größe und Fruchtbarkeit des Gebietes eine verhältnismäßige Wichtigkeit. Njeka, der in Esukas Wohnung völlig heimisch zu sein schien, führte uns mit der Bemerkung, daß der hochbejahrte König krank sei und vielleicht gar nicht erscheinen könne, in ein außergewöhnlich großes und sehr reinliches, aber, vielleicht als Folge eines religiösen Opfers, rings herum mit frischem Blut besprengtes Gemach.

Als wir auf den niedrigen, fußbankähnlichen und kreisförmig geschweiften Neger-Schemeln Platz genommen hatten, zeigte sich in der Thüröffnung die ehrwürdige, auf einen Stab gestützte Gestalt des weißhaarigen und hochgewachsenen, aber leider etwas furchtsamen Herrschers, der sich, wenn ich nicht irre, ganz ebenso wie Letongo von Buea den Titel „Großkönig" beilegt. Auf unsern

dringenden Wunſch begannen die Trommeln dem Volke und namentlich den Häuptlingen zu melden, daß in wichtiger Angelegenheit eine Volksverſammlung abgehalten werden ſolle. Eſuka lauſchte inzwiſchen aufmerkſam der einſchmeichelnden Beredſamkeit Njekas und ließ uns durch Mbua verdolmetſchen, daß ihm ein Vertrag ſehr willkommen ſein würde, daß wir aber zum mindeſten 1—2 Tage bei ihm bleiben müßten, damit er Ziegen und Schweine ſchlachten und ein großes Feſt herrichten laſſen könne. Da unſer dringender Wunſch, Sopo womöglich noch vor Rogozinski zu erreichen, die Gewährung der königlichen Bitte unmöglich machte, ſo befahlen wir, um Eſukas Sinn zu erweichen, ſchnell und noch vor Ankunft des Volkes die allein für den König beſtimmten Geſchenke herbeizubringen.

Es waren das vorwiegend ſeidene Tücher, während der eigentliche Kaufpreis für abgetretenes Land und dergleichen in ſo und ſo viel Stück des „Satin Stripes“, „Big Madras“, „Big, big Madras“ (das Wort big wird bei der erſten Sorte achtmal wiederholt) u. ſ. w. genannten Baumwollzeuges bezahlt zu werden pflegt. Die ſchlechteſte Sorte, nämlich die in keiner Factorei fehlenden Satin Stripes (woher die ſeltſame Bezeichnung kommt, vermag niemand anzugeben), ſind ſolch fadenſcheiniges, bloß durch farbigen Kleiſter zuſammengehaltenes Gewebe, daß dasſelbe ſchon nach einmaligem Waſchen überhaupt nicht mehr exiſtiren würde. Von der Mitnahme buntſeidener Familien-Regenſchirme, alter Uniformröcke und blankgeputzter Säbel aus Napoleoniſchen Zeiten hatte ich diesmal, da ſolche Dinge ſich nur ſchwer befördern laſſen, Abſtand nehmen zu müſſen geglaubt und wegen der geringen Anzahl der Träger meine Warenballen bloß mit der landläufigen Münze, nämlich baumwollenen Zeugen, einigem Seidenzeug für die Könige und Häuptlinge und einigem Tabak zum Einkauf von Lebensmitteln ausgefüllt, wozu dann noch zwei Demijohns nötigenfalls zur Aufheiterung der Volksſtimmung zu verwendenden Rums hinzukamen. Da der Neger die einzelnen Zeugſorten ganz ebenſo gut wie der erfahrenſte Kaufmann zu unterſcheiden weiß, ſo hatte ich, um bei einem beſtimmten Gewicht, das nicht überſchritten werden durfte, möglichſt viel Geld zur Verfügung zu haben, faſt lauter teure und nach africaniſchen Begriffen ſogar ſehr wertvolle Zeuge ausgeſucht, ohne daß jedoch die berühmten Satin Stripes, mit denen der Neger nun einmal

am besten vertraut ist, ganz hätten fehlen dürfen. Da in den Factoreien, ohne daß ich mich näher um die Sache bekümmert hätte, über das, was ich anfänglich mitnahm, und dann später über das, was ich zurückbrachte beziehentlich ausgegeben hatte, eine Rechnung aufgestellt wurde, und da meine schwedischen Freunde die Gefälligkeit hatten, mich der Sorge um den kaufmännischen Teil unserer Reise zu entheben, so vermag ich dem Leser nicht einmal anzugeben, wie viel denn eigentlich diese herrlichen Manufacturwaren wert gewesen seien. Aber es schwebt mir so etwas vor, als ob jedes Stück „big big big big big big big Madras“, also wohl das non plus ultra des africanischen Kleiderluxus, etwa einen Doppel-Sovereign (40 ℳ) gegolten habe. Aus meinen Rechnungen, in denen, wie ich mit Recht argwöhne, meine liebenswürdigen Wirte bloß europäische Einkaufspreise ohne Fracht und Spesen notirt haben und in denen es von Blue Prints, White Prints, Victoria cloth und Fancy Prints wimmelt, vermag ich nicht klug zu werden. So viel ist sicher, daß meine Schätze, die noch dazu von den Herren Knutson und Waldau mit großer Geschicklichkeit grade im geeignetsten Augenblick gezeigt zu werden pflegten, ein kaum verhehltes Staunen hervorriefen und für diese Gegenden wirklich etwas Außerordentliches, niemals vorher Gesehenes darstellten.

Auch der Großkönig Esuka vermochte sich, obwohl er einiges zu tadeln und auszusetzen hatte, dennoch ebensowenig als alle übrigen diesem Zauber zu verschließen und als, von vielem Volk begleitet, die drei Häuptlinge Motumbe, Gbame und Gombi angelangt waren, glaubte ich mich der Ueberzeugung hingeben zu dürfen, daß Esuka, soviel an ihm liege, so angelegentlich wie nur möglich unsere Sache vertreten werde. Anfänglich schien alles gut zu gehen, und nachdem außer Esuka und den drei Häuptlingen noch einige andere Weißköpfe (graues Haar ist bei sehr alten Negern ebenso häufig wie Kahlköpfe selten sind) erklärt hatten, daß sie gern einen ähnlichen Vertrag, wie Njeka ihn unterzeichnet habe, abschließen möchten, begann ich mit der Abfassung des Schriftstückes, welche jedoch durch einen kleinen Zwischenfall verzögert wurde. Da wir energisch erklärten, daß wir für diesmal keinesfalls länger als einige Stunden bleiben könnten, so hatte Esuka mir doch wenigstens das landesübliche Geschenk eines Schweines machen wollen, und wie gewöhnlich war

das Gaſtgeſchenk den es mit Jubel empfangenden Laſtträgern (Kru- und Mbinga-Leute) überwieſen worden.

Als ich nun durch einen Ausruf des Herrn Waldau aufmerkſam gemacht aus der Hütte trat, ſah ich, wie man dem ſtark quiekenden Tier, ohne daß etwas zu ſeiner Tötung geſchehen wäre, den Bauch geöffnet und die Hinterbeine, die bereits im Topfe lagen, abgeſchnitten hatte. In der Nerven-Ueberreizung, in der ich mich ohnehin ſchon befand, ſtieg mir bei dieſem häßlichen Anblick der Zorn zu Kopfe und ich verſetzte dem tierquäleriſchen Mbinga-Mann mit dem Kolben meines Carabiners einen ſo wuchtigen Schlag, daß er blutend zu Boden ſtürzte. Das Schwein war auf meinen ſtrengen Befehl von Tom getötet worden und auch der Mbinga-Mann, deſſen Haut bloß ein wenig zerkratzt zu ſein ſchien, war längſt wieder aufgeſtanden. Aber durch die bereits ſehr zahlreiche Menſchenmenge lief ein Gemurmel, welches mir Mbua mit den Worten „weißer Mann behandle ſchwarzen Mann ſehr ſchlecht" verdolmetſchte. Von jener Freude an der Tierquälerei, wie ſie vom nord- und ſüdamericaniſchen Indianer zu einer teufliſchen Kunſt entwickelt worden iſt, findet ſich beim Neger, der im Grunde genommen ein guter Kerl iſt, auch nicht die leiſeſte Spur; aber der Schwarze iſt Tieren (und bisweilen auch Menſchen) gegenüber unglaublich roh und gefühllos und kann inſofern, obwohl mehr in paſſiver Art, faſt ebenſo grauſam ſein wie der zum Quälen erzogene Indianer.

Obwohl ich mir des ungünſtigen Eindrucks, den meine unüberlegte Hitzköpfigkeit hervorgerufen hatte, ſehr wohl bewußt war, ſo begann ich doch in aller Ruhe an meinem Schriftſtück weiterzuarbeiten, bis die Blicke, die Mienen und das Geflüſter der vor mir Sitzenden mich darauf aufmerkſam machten, daß jemand hinter mir ſtehe und ſich über meine Schulter beuge. Mich umwendend, ſchaute ich in das häßliche und verſchmitzte Geſicht eines mir völlig unbekannten Negers.

Was willſt du? fragte ich.

Ich möchte mit dir ſprechen, o Herr, erwiderte der Schwarze in ſehr ſchlechtem Engliſch, denn ohne mich wirſt du keinen Vertrag abſchließen können.

Unſinn! Laß mich in Ruhe!

Ich bin Fetiſchprieſter oder Medicinmann aus Money Town im Bimbia-Lande.

Das iſt mir ſehr gleichgültig.

Wie viel willſt du mir bezahlen, wenn ich für dich ſpreche und ohne, daß du dir Mühe damit zu geben brauchſt, deinen Vertrag zuſtande bringe?

Kerl, laß mich in Ruhe und verſuche nicht, das Volk gegen mich aufzureizen, oder ich werde dich in Ketten legen laſſen.

Herr Waldau zupfte mich, als er dieſe Worte hörte, am Arme und winkte mir, mit ihm auf die Seite zu treten. Es wäre am beſten, meinte er, wenn wir mit einem Stück Zeug dieſem Manne den Mund ſtopften.

Unmöglich, erwiderte ich, wie würden ſpäter die Engländer jubeln, wenn ſie auch nur den leiſeſten Anhalt zu der Behauptung bekämen, als ob wir durch Beſtechung und andere unerlaubte Mittel zum Ziele gelangt ſeien.

Aber kennen Sie denn auch die Macht und den Einfluß eines ſolchen Medicinmannes? Er könnte uns recht unangenehm werden.

Das iſt mir höchſt gleichgültig. Unſere Verträge müſſen rechtlich und moraliſch unanfechtbar ſein, ſonſt haben ſie keinen Wert. Und wenn der Mann nicht klein beigibt, ſo können wir ihn ja mit uns herunter nach Bimbia ſchleppen, um ihn dort aburteilen zu laſſen.

Der Medicinmann war verſchwunden, aber Mbua berichtete, daß dieſer ſchlaue Halunke, der doch ganz gewiß nicht leſen konnte, den Leuten und beſonders dem König vorgeredet habe, mein Vertrag enthalte „ſchlechtes Palaver“.

Jetzt erſt verſtand ich, weshalb er ſich über meine Schulter gebeugt und ſich den Anſchein gegeben hatte, zu leſen, was ich ſchrieb.

Als es zur Unterzeichnung kommen ſollte, weigerte ſich der König, die Feder in die Hand zu nehmen. Er wünſche ſein Land unter deutſchen Schutz zu ſtellen und die deutſche Flagge gehißt zu ſehen, aber meine Feder ſei Hexenwerk, mit dem er nichts zu thun haben wolle. Als ich den König an ſein kurz vorher gegebenes Verſprechen und an Njekas Vertrag erinnerte, ſchien er wieder ſchwankend zu werden und die Unterzeichnung doch noch vornehmen zu wollen. Aber unglücklicherweiſe fielen ſeine Blicke grade im entſcheidenden Augenblick auf den Fetiſchprieſter, der, als ob er Geiſter beſchwöre, mit den Händen allerlei Faxen machte. Eſuka legte die Feder wieder hin und ging weg.

Mich dagegen übermannte zum zweiten Mal der Zorn und ich befahl meinen Leuten, den Medicinmann in Ketten zu legen. Tom und Mbua (der ſich wieder bei mir einſchmeicheln wollte) drangen durch die Volksmenge, konnten jedoch des ſchlauen und gewandten Prieſters nicht habhaft werden, und als die eiſernen Handſchellen gebracht wurden, ohne daß der Frevler, für den ſie beſtimmt waren, zur Stelle geweſen wäre, erkannte ich, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte. Man wird nie zu alt, um zu lernen, und ſollte ich noch einmal in meinem Leben auf ähnliche wunderbare Eroberungen ausziehen, ſo würde ich es wahrſcheinlich beſſer machen. Der Hoffnung, daß Eſuka doch noch ſein Handzeichen unter den Vertrag malen werde, mußte ich jetzt entſagen und begnügte mich damit, ein Schriftſtück abzufaſſen, in welchem alle des Schreibens kundigen Anweſenden bezeugten, daß der König, die Häuptlinge und das Volk von Bongandjo vorbehaltlich der Genehmigung durch die deutſchen Autoritäten ihr Land unter den Schutz des deutſchen Reiches geſtellt hätten. Angeſichts der Stimmung des Volkes und im Hinblick auf etwanige ſpätere Verſuche der Victorianer ſchien es mir wünſchenswert zu ſein, dem Schutzverhältnis auch einen äußerlichen Ausdruck zu geben, und zwar dadurch, daß eine deutſche Flagge, und ſei es auch einfach die ſchwarzweißrote, gehißt würde.

Auf dem großen Platze vor Eſukas Wohnung ließ ich einen mächtigen Flaggenbaum aufpflanzen und die anweſenden Bongandjo-Leute auffordern, ſich, der König und die Häuptlinge in der vorderſten Reihe, rund herum aufzuſtellen. Nach einer kleinen von mir gehaltenen Anſprache ſtieg, begleitet von den ſchnell erlernten Hurras des Volkes, die Flagge empor, die dann noch durch ein Salvenfeuer aus ſämtlichen Gewehren begrüßt wurde.

Soweit dies in der Eile überhaupt geſchehen konnte, war unſere Aufgabe, die alles in allem nur ſechs Stunden in Anſpruch genommen hatte, erreicht und ich befahl ohne Verzug den Marſch nach Bullikova anzutreten, um wenn möglich dieſen Ort noch vor Eintritt der Dunkelheit zu erreichen. Von allen weitläufig gebauten Ortſchaften des Kamerun-Gebirges ſcheint mir Bongandjo den allergrößten Flächenraum zu bedecken. Wenn man an einer Hütte vorbeigegangen iſt, ſo dauert es jedesmal volle fünf Minuten, wenn nicht mehr, bis man zu einer zweiten gelangt. Falls wirklich der ganze Ort, von dem ich doch nur einen kleinen Teil geſehen

habe, auf dieſe Weiſe angelegt iſt, ſo dürfte, da ſämtliche Felder innerhalb des Ortes zu liegen ſcheinen, der geſamte Flächenraum etwa 1/4 oder 1/2 Mal ſo groß ſein als derjenige von Berlin.

Die Entfernung nach Bullikova, das ganz genau öſtlich von Bongandjo liegt, wird kaum weniger als 4 1/2km betragen, und wir haben ſie wegen der mannigfaltigen kleinen Schwierigkeiten, die dieſe kurze Wegſtrecke darbietet, trotz ſehr ſtarken Gehens bloß in etwas mehr als einer Stunde zurücklegen können. Obwohl man drei waſſerreiche Bäche namens Jje, Lebbe und Beja (die beiden erſtern fließen von WNW. nach OSO., der letztere dagegen beinahe von W. nach O.) zu überſchreiten hat, ſo ſind doch Steigung und Senkung ſehr gering. Viel Aufenthalt verurſacht dagegen der ſchlechte Zuſtand der Fußpfade, die ſtellenweiſe von Laubwerk und von übermannshohem Schilfgras dermaßen überwuchert ſind, daß man ohne Buſchmeſſer gar nicht durchkommen kann. Uebrigens trifft man auf der ganzen Strecke bis Bullikova ab und zu immer wieder Oelpalmen oder auch teils friſchgerodete, teils mit Bananen, Koko oder Caſſada beſtandene Plantagen. Den Wald ſcheint man hier genau ebenſo wie in Braſilien zu roden, nämlich durch Umhauen der größten Bäume, deren verdorrendes Laub in der trockenen Jahreszeit angezündet wird, während die Baumſtümpfe, bis ſie ſchließlich vermodern, im Felde ſtehen bleiben. (Zwiſchen Bongandjo und Bullikova muß es verſchiedene Fußpfade geben, denn als ich ſpäter mit Dr. Nachtigal dieſe Strecke abermals zurücklegte, führte man uns einen andern Weg als den, den ich kennen gelernt hatte.)

Schon näherten wir uns dem Orte Bullikova, als Tom in größter Eile heranſtürzend mir mit ernſter Miene mein Gewehr überreichte, weil wir demnächſt angegriffen werden würden. Thatſächlich bemerkte ich eine ganze Anzahl mit Lanzen und Steinſchloßgewehren ausgerüſteter Leute, die ſeitwärts vom Wege durch das hohe Gras hüpfend uns zu überholen und, wie es anfänglich ſchien, uns den Weg abzuſchneiden verſuchten. Bei der Ankunft an einer kaum 100 Schritt entfernten Furt ſtellte es ſich jedoch heraus, daß wir es bloß mit Neugierigen zu thun hatten, denen das große (und von wegen unſeres Anzuges etwas zweifelhafte) Glück, uns zu ſehen, in Bongandjo nicht zu teil geworden war und die nun mit ziegenbockähnlichen Sprüngen nachgeeilt waren, um doch auch ſagen zu können, daß ſie mit dabei geweſen ſeien.

Es kommt unſer einem ganz ſeltſam vor, wenn man außer ſeinen ſonſtigen guten und böſen Eigenſchaften auch noch als Schauſtück verwandt wird. Man iſt das nicht gewohnt und man hat ſo ein Gefühl, als ob man ſich das eigentlich gar nicht gefallen zu laſſen brauchte. Aber bei einigem Nachdenken wird man ſich nicht ohne einen Anflug von Beſchämung geſtehen müſſen, daß die eigenen werten Landsleute im Puncte der Neugierde zum wenigſten nicht beſſer, vielleicht viel ſchlimmer ſind. Ja wirklich, in dieſer Hinſicht können die Wilden denn doch als beſſere Menſchen gelten. Namentlich das zarte Geſchlecht. Solch ſchwarze Tanten befühlen wohl mit aller Ungenirtheit dein Haupthaar, deine Haut, deinen Bart, weil ſie gar nicht glauben wollen, daß das alles echt ſei. Aber eine derartige Beſchäftigung mit ſeinen Mitmenſchen iſt doch von ſehr unſchuldiger Art, wenn man ſie mit jenem unglaublichen Maße von Roheit vergleicht, wie es ſich bei uns in den feinſten wie in den niederſten Geſellſchaftsſchichten hinter der Ausbildung des edlen Klatſches verbirgt.

Als wir die erſten Hütten von Bullikova erreichten, kam uns ein großer Teil der Bevölkerung entgegen, geführt von König Menjoli, der zur Feier des Tages eine Interims-Officier-Uniform des 51. preußiſchen Infanterie-Regiments angelegt hatte. Obwohl in Bezug auf geiſtige Anlagen und Weltklugheit weit hinter Njeka zurückſtehend, übertraf Menjoli denſelben wo möglich noch an Liebenswürdigkeit und von Herzen kommender Gaſtlichkeit. Hätte nicht Njeka, der uns bisher als Führer und Vertrauensmann gedient hatte, Schwierigkeiten gemacht, ſo würde, trotzdem vier von meinen Schwarzen ernſtliche Krankheitserſcheinungen zeigten und einer thatſächlich vor Ermattung zuſammengebrochen war, noch am gleichen Abend trotz der hereinbrechenden Dunkelheit der Weitermarſch nach Sopo angetreten worden ſein. Aber Njeka, dem irgendein Gerücht von Feindſeligkeiten im Gebirge zu Ohren gekommen zu ſein ſchien, zeigte die gewöhnliche Feigheit des Negers und erklärte, daß er wegen des bevorſtehenden Frühlingsfeſtes am folgenden Morgen in Mbinga zurückerwartet werde. Vergebens verſprach ich, da mir an ſeiner Begleitung ſehr viel gelegen war, goldene Berge. Meine Bemühungen fruchteten nichts, und als Mbua mit allen Anzeichen der Wahrheit ausſagte, daß Njeka, der um ſeine Handels-Intereſſen beſorgt ſei, in Bongandjo doppeltes Spiel getrieben und, während er unſere Partei zu nehmen ſchien,

den Fetiſchmann heimlich unterſtützt habe, da drangen auch meine ſchwediſchen Freunde in mich, den allzu ſchlauen König unbehelligt ziehen zu laſſen, weil er uns andernfalls auch noch den Abſchluß der Verträge mit Bullikova und andern Orten erſchweren könnte.

Obwohl Mbua, der ſeit dem Beſuch auf der Möwe wie umgewandelt war, ſich anheiſchig machte, bei Verluſt ſeines ganzen Lohnes für ſeine Ausſage den Beweis der Wahrheit zu erbringen, ſo iſt doch, da Dr. Nachtigal eine ſehr gute Anſicht von Njeka hatte, nichts gegen denſelben unternommen worden, was auch wohl das allerklügſte war.

Kaum hatte der ſtattliche und uur allzu kluge König von Mbinga ſich verabſchiedet, als wir durch die Tromueln das Volk von Bullikova zur Verſammlung berufen ließen und noch am gleichen Abend mit König Menjoli und den zwei Häuptlingen Gotto und Bokke einen ähnlichen Schutzvertrag wie mit Buaſſa abſchloſſen. Das Gebiet, welches auf dieſe Weiſe dem deutſchen Colonialbeſitz zugefügt wurde, iſt äußerſt fruchtbar, überreich an Palmöl und wird von 200 bis 300 Menſchen, unter denen 50 waffenfähige Männer ſein ſollen, bewohnt. Kautſchuk ſoll nach Ausſage der Ortsbewohner bei Bullikova nicht vorkommen, doch dünkt es mir viel wahrſcheinlicher, daß die betreffenden Lianen den Eingebornen nicht bekannt ſind. Wildwachſenden Kaffee, den ich bei der Beſteigung des Götterberges in großer Menge antraf, habe ich ſeltſamerweiſe an dem ſehr viel fruchtbarern Süd- oſt- und Oſtgehänge des Gebirges nirgendwo finden können. Ueber den auf hügeligem Anſtieg gelegenen, von zahlloſen Palmen und üppigſter Buſchvegetation beſchatteten Ort Bullikova weiß ich, da er ſich in keiner Weiſe von den übrigen Gebirgsorten unterſcheidet, nichts weiteres zu ſagen, als daß die Bewohner ihr Trinkwaſſer einem Uange genannten Bach entnehmen, der ſich angeblich in den rätſelhaften Ombe-Fluß ergießen ſoll.

Da ein dumpfes Gerücht von dem Vordringen der Victorianer bereits bis Bullikova gelangt war und außerdem zwei Tage vorher dicht bei Sopo ein angeblich ſehr blutiges Gefecht ſtattgefunden haben ſollte (wahrſcheinlich war einigen „Helden" die Naſe wund geſchlagen worden), ſo fand ſich in Bullikova trotz der dafür ausgeſetzten ſehr hohen Belohnung niemand, der uns nach Sopo hätte begleiten wollen. Mbua kannte den Weg nicht und wir verfielen ſchließlich auf das Auskunftsmittel, uns nach einem zwiſchen Bulli-

kova und Sopo gelegenen Gebirgsdorf namens Bonjoko (wo wir Führer nach Sopo zu erhalten hofften) geleiten zu laſſen. Menjoli hatte uns eine unfern von ſeiner eigenen Wohnung gelegene, einen einzigen ſehr großen Raum enthaltende Hütte anweiſen laſſen, und um eine Wiederholung der Ereigniſſe von Buea unmöglich zu machen, hatten wir unſere ſämtlichen Schwarzen dort ſchlafen laſſen.

Als ich um 4 Uhr morgens die glimmenden Funken des niedergebrannten Feuers zuſammenſtöberte, ſchienen die Ausſichten für einen erfolgreichen Weitermarſch nicht beſonders glänzend zu ſein. Der Mann, der am vorigen Tage zuſammengebrochen war, befand ſich in einem Zuſtande, der mich das ſchlimmſte befürchten ließ. Ein anderer, der im Fieberdelirium lag, ſchaute mich, als ich, die Kerze in der Hand, auf ihn zutrat, mit ſolch unheimlich gläſernen Augen an, daß ich mich eines leichten Schauders nicht erwehren konnte. Und damit nicht genug, wünſchte ſogar Herr Waldau, der ſich unwohl fühlte und deſſen ſchwere Stiefel keine Sohlen mehr hatten, in Bullikova zurückbleiben zu dürfen. Der Leſer wird ſich entſinnen, daß ich bereits zwei Leute in Bimbia und zwei andere, die mir von allen die liebſten geweſen waren, in Mbinga hatte zurücklaſſen müſſen. Jene Mbinga-Leute, die mit Njeka heraufgekommen waren, wollte ich wegen ihrer äußerſten Unzuverläſſigkeit diesmal überhaupt nicht mitnehmen. Nachdem Arzneien und Speiſen verteilt worden waren, trat ich um 6 Uhr 30 Minuten, bloß von Herrn Knutſon, Mbua und vier Kru-Leuten begleitet, den Marſch nach Sopo an. Den größten Teil der Waren hatten wir bei Herrn Waldau zurückgelaſſen; dagegen waren wir diesmal alle bis an die Zähne bewaffnet.

Von Bullikova bis Bonjoko waren wir bei ſanftem Anſtieg des Weges, und zwar zuerſt in nordweſtlicher und dann in nord-nordweſtlicher Richtung 35 Minuten unterwegs. Dieſe kurze Entfernung genügte jedoch, um abermals einen meiner Leute zuſammenſtürzen zu laſſen. Wir brachten ihn in des Königs Nduva Haus, forderten den König und den Häuptling Bonda auf, ſich zum Vertragsſchluß bereit zu halten, und wollten eben den Weitermarſch antreten, als das ſeltſam ſchlaffe Benehmen der wenigen mir noch zur Verfügung ſtehenden Leute mich ſtutzig machte. Sollten die Ereigniſſe von Buea ſich hier wiederholen? Unſere Truppe war nun einmal ſo ſehr geſchwächt, daß mir an ein paar Leuten mehr oder weniger auch nicht viel gelegen ſein konnte. Ich hielt

es daher für zweckmäßig, bloß ſolche mitzunehmen, die den Strapazen des Weges auch wirklich gewachſen wären und uns nicht etwa unterwegs noch Unannehmlichkeiten bereiteten. Als ich fragte: Wer will mich freiwillig nach Sopo begleiten? trat Tom vor.

Das hatte ich vorausgeſehen. Aber da kam — kaum wollte ich meinen Augen trauen — noch ein anderer, von dem ich es ganz gewiß nicht erwartet haben würde. Dieſer eine hatte ſich unter der ganzen faulen Bande durch den allerhöchſten Grad von Faulheit ausgezeichnet und ich hatte ihm deshalb den ſchmeichelhaften Titel „lazy boy“ verliehen. Jeden Morgen, ſolange wir nun auch ſchon im Gebirge umhergezogen, hatte ſich in unveränderter und ſtets gleichbleibender Art derſelbe Vorgang wiederholt. Sobald die Leute ihre Laſten in die Höhe hoben, hatte der Lazy Boy es jedesmal mit bäueriſcher Pfiffigkeit ſo einzurichten gewußt, daß er juſt im geeigneten Augenblick vor dem allerleichteſten Warenballen ſtand und ſich desſelben nun mit unſchuldigſter Miene, als ob das ganz zufällig geweſen wäre, bemächtigen konnte. Und jeden Morgen war ich dann auf den allzu ſchlauen Burſchen zugeſchritten, hatte den von ihm ſorgfältig ausgewählten Pack einem ſchwachen oder kranken Träger gegeben und den Lazy Boy dafür an das allerſchwerſte Gepäckſtück herangeſtellt. Man ſieht alſo, daß des Lazy Boy Antecedentien — wie es etwa vor Gericht heißen würde — nicht allzu ſehr für ihn ſprachen. Begreift man nun meine Verwunderung darüber, daß grade dieſer Menſch ſich zu einem Zuge bereit erklärte, zu dem ich niemand zwingen wollte?

Auch du, Lazy Boy? fragte ich mit ungeheucheltem Erſtaunen.

Lazy boy, lazy boy, me no be lazy boy, knurrte er, me fit go where Masser go (Faulpelz, Faulpelz, ich kein Faulpelz; ich kann gehen, wohin Maſſer geht).

Ginge ein ſolcher Beweis der Hochachtung nicht über das Verſtändnis des gewöhnlichen Negers hinaus, ſo würde ich dem lang aufgeſchoſſenen Burſchen die Hand gedrückt haben. Ich überlegte, ob ich ihm ſofort ein ſchönes Geſchenk machen ſolle, hielt es jedoch, damit die ohnehin ſchon bei jedem Neger vorhandene Neigung zur Augendienerei nicht noch beſtärkt werde, für beſſer, die Belohnung bis ſpäter zu verſchieben.

Von den vielen Leuten, mit denen ich ausgezogen, haben bloß Herr Knutſon, Mbua, Tom und der Lazy Boy (deſſen eigent-

lichen Namen ich leider vergessen habe) bis Sopo hinauf bei mir standgehalten. In nordwestlicher Richtung auf bewaldeten Gehängen berganſteigend, erreichten wir nach 15 Minuten den wasserreichen, in steinigem Thale munter dahinrauschenden Uange-Bach (denselben, der unsern von Bullikova vorüberfließt). Dort, wo wir dieses krystallklare Berggewässer überschritten, war die Richtung derart, daß der von Westen oder vielleicht auch von Südwesten kommende Bach, eine starke Biegung machend, seinen Lauf nach Südosten fortsetzte. Wenn der Uange-Bach wirklich in den Ombe-Fluß einmündet, so wäre das doch wieder ein Beweis dafür, daß dieser sich bloß oberhalb und nicht unterhalb Mbingas in den Bimbia-Creek ergießen könnte. Vom Uange-Bach ging es in nordnordwestlicher Richtung eine tüchtige Wegstunde stark bergan, bis wir Sopo erreichten.

Eine Art von Ahnung sagte uns, daß nicht alles in Ordnung sei, und als wir den großen Marktplatz vor des Königs Wohnung erreichten, wehte dort thatsächlich die englische Kriegsflagge. Also zu spät! Wir hatten das Menschenmögliche gethan, und wenn es uns trotzdem nicht beschieden gewesen war, das schwarzweißrote Banner hier zu entfalten, so möchte ich doch noch einmal daran erinnern, welche ungeheuren und durch keinerlei Opferwilligkeit aufzuwiegenden Vorteile der Pole und die Victorianer vor uns voraus hatten. Während ich mich streng an Dr. Nachtigals Vorschriften hielt und bloß mit Aufwand aller meiner Energie einen treulosen Dolmetscher und ein feiges Trägercorps mit mir zu schleppen vermochte, hißte Rogozinski, dem jede gewünschte Anzahl von Dolmetschern zur Verfügung stand, wohin er auch kam, die englische Flagge, und zwar gleichgültig, ob mit oder ohne Vertrag. Und dennoch und trotz alledem hatte ich bereits mit vier Ortschaften rechtsgültige Verträge abgeschlossen, während erst über zweien (und dazu noch in Lecumbi ganz widerrechtlich) die englische Flagge wehte.

Wir hatten erwartet, Rogozinski noch in Sopo anzutreffen, hörten aber, daß er, um Verstärkungen heranzuziehen, nach Buea zurückgegangen sei und sich wenigstens am verflossenen Abend noch mit fünfzehn bewaffneten Victorianern und zehn Trägern daselbst aufgehalten habe. Gegenüber dem Widerstande der Bevölkerung sei es ihm nicht geglückt, irgend etwas in Buea zu erreichen, wohingegen es so schien, als ob Sopo thatsächlich einen Vertrag

mit ihm abgeschlossen habe. Genaues konnten wir, da der wahrscheinlich von Furcht ergriffene König von Sopo sich verleugnen ließ, nicht erfahren. Während ich die an des Königs Wohnung angeschlagene Bekanntmachung der „Royal British Court of Victoria“ las, unterhielt Herr Knutson sich lange und angelegentlichst mit den schnell herbeiströmenden Ortsbewohnern. Er erzählte mir später, daß er den Leuten klar gemacht habe, welch große Dummheit sie begangen hätten. Denn ich sei der größte Krösus von ganz Africa, der mit Geschenken nur so um sich würfe. Thatsächlich hätten sich denn auch die schnell überzeugten Leute geschämt, mit Rogozinskis wohl nicht allzu reichlichen Geschenken hervorzukommen. Mbua und Tom wollten sich über dieses Privatvergnügen, welches mein lustiger Begleiter sich gestattet hatte, beinahe zu Tode lachen.

An der Thatsache, daß Sopo wenigstens einstweilen für uns verloren sei, war nun einmal nichts zu ändern und wir suchten uns mit guter Laune in das Unvermeidliche zu schicken. Der Leser, der die politische Tagesgeschichte verfolgt, wird sich entsinnen, daß solche Einverleibungen in Südafrica oder Polynesien, die von der Capcolonie und den australischen Colonieen ausgingen, weder von unserer Regierung anerkannt noch auch von der englischen Regierung aufrechterhalten worden sind. Und selbstverständlich hatte die winzige englische Colonie Victoria ebensowenig wie Capland oder Neu-Süd-Wales das Recht, auf eigene Faust einzuverleiben und auswärtige Politik zu machen.

Sopo, von wo aus wir den Gipfel des Götterberges in Nord 30° West erblickten, liegt auf einer plateauförmigen Abflachung des Gebirges, in einer Höhe von 2500 bis 2800 Fuß über dem Meeresspiegel. Man würde demnach von Buea kommend (ich habe diesen Weg nicht zurückgelegt) etwa 500 Fuß bergab steigen müssen. Der Ort soll gegen hundert waffenfähige Männer zählen und seinen sehr großen Ziegenherden einen verhältnismäßigen Wohlstand verdanken. Das Alpendorf Sopo gleicht also in Bezug auf das sehr starke Hervortreten der weiter unten fast gar nicht betriebenen Viehzucht seinem Nachbarort Buea, allerdings mit dem Unterschiede, daß Buea seinen schönen Kühen und Sopo seinen zahllosen Ziegen eine besondere Aufmerksamkeit widmet.

Von dem Gedanken, nun sofort nach Lissoka weiterzugehen — was unter den obwaltenden Umständen allerdings mehr denn

abenteuerlich gewesen sein würde —, bin ich durch Knutsons ermahnenden Zuspruch und den Hinweis auf den Zustand unserer Leute abgebracht worden. Wir erreichten ohne Unfall Bonjoko, dessen weitausgedehntes Gebiet uns jetzt, nachdem die Victorianer Sopo weggenommen hatten, von doppeltem Werte zu sein schien, schlossen mit König Nduva und Häuptling Bonda, die nach ihrer Behauptung über dreißig waffenfähige Männer verfügen, einen Vertrag ab und kehrten, ohne von Bonjoko etwas weiteres als die ziemlich erbärmliche königliche Hütte gesehen zu haben, noch früh am Tage nach Bullikova zurück.

Nachdem wir den Rest des Nachmittags, den Abend und auch einen Teil der Nacht zum Niederschreiben von Notizen benutzt hatten, soweit eben die Pflege der Kranken uns dazu Zeit ließ, wurde wiederum am frühen Morgen aufgebrochen. Diesmal galt es den in südöstlicher Richtung gelegenen volkreichen Ortschaften, die wir denn auch sämtlich an diesem Tage erreicht und für Deutschland gesichert haben. Schon nach 17 Minuten sehr schnellen Gehens in südlicher Richtung gelangten wir nach Bonganja, das sechzig waffenfähige Männer besitzen soll. Nachdem in aller Eile eine Volksversammlung berufen worden war, unterzeichneten König Masani und Häuptling Menjole den in englischer Sprache abgefaßten Vertrag.

Nun ging es, und zwar in südöstlicher Richtung, sachte bergabwärts nach Bonjemal, das wir in abermals 17 Minuten erreichten. Der Ort zählt weniger Einwohner als Bonganja und vermag auch bloß vierzig Krieger ins Feld zu stellen, nimmt aber in meinem Gedächtnis wegen des herrlichen Palmenwaldes drunten im Thale einen hervorragenden Platz ein. Fast dünkte es mir, als ob ich solch schöne Palmen noch niemals gesehen hätte. Stamm an Stamm von genau derselben Dicke und ganz genau derselben üppigen Ausbildung der eleganten Blätterkrone standen sie dort, zu Hunderten und abermals Hunderten die Höhen und die sanft abfallenden Gelände umkleidend, namentlich aber die tiefen Thäler ausfüllend, und gewährten einen Anblick, wie wenn man durch die endlosen Säulenreihen der Moschee von Cordoba hindurchblickt. Welch zauberhaft schönes Land, welche Fruchtbarkeit, welcher Reichtum!

Dort, wo an einzelnen beinahe senkrechten Abstürzen die Naturfarbe des Bodens zutage trat, sah ich teils schwarze oder

dunkelbraune Humuserde, teils roten Lehm, der mich an das Togoland erinnerte. Anstehendes Felsgestein ist, von der Lava abgesehen, im Kamerun-Gebirge ziemlich selten. Ganz unten am Meere, namentlich bei Bimbia, habe ich mehrfach basaltische Bildungen beobachtet. So weit ich darüber zu urteilen vermochte, scheint im ganzen Gebirge bis zur Grenze des Waldes hinauf die mit Humus durchsetzte Vegetationskrume zum allerwenigsten mehrere Meter dick zu sein. Vielleicht wird man von hier in 50 Jahren einen großen Teil des Cacaos beziehen, den alsdann die nächste Generation trinken wird.

Die Weiber von Bonjemal hatten sich, und zwar wahrscheinlich aus diesem oder jenem religiösen Anlasse, mit einer weißen Masse beschmiert, was in Anbetracht ihrer übermäßig stark entwickelten Körperformen und ihrer beinahe vollständigen Nacktheit ziemlich unanständig aussah. Wie seltsam doch, daß sowohl Trauer um Verstorbene als auch religiöse Hingabe diesen Leuten und namentlich den ohnehin bloß so notdürftig bekleideten Frauen zum Anlaß dient, sich auch noch der nach unsern Begriffen allernotwendigsten Kleidungsstücke zu entledigen! Während Tom und Mbua auf dem freien Platze vor des Königs Wohnung, von wo aus man einen herrlichen Blick nach unten in das palmenbestandene Thal hatte, einige Koffer zu einem improvisirten Schreibtisch auftürmten, bot man uns immer und immer wieder — bald mir, bald den beiden andern — ein recht hübsches Mädchen zur Frau an.

Der Vertrag wurde von König Ekombene, Häuptling Muimbe und Häuptling Nye unterzeichnet, beziehentlich mit den als Handzeichen dieser Herren geltenden Kreuzen versehen. Die Verteilung der in Manufacturwaren bestehenden Geschenke erfolgte hier wie auch an andern Orten in der Weise, daß der König ein Viertel, die Häuptlinge ein anderes Viertel und das Volk die Hälfte erhielten. Außerdem pflegt man dann noch ein in Tabak bestehendes Extrageschenk zu geben. In anderer Form als in der von Geschenken würden die Leute, woran sie auch ganz recht thun, eine Vergütung für den Abschluß eines solchen Vertrags nicht annehmen wollen. Der Neger entbehrt durchaus nicht eines gewissen Tactes, und alle diese Könige und Häuptlinge haben das ganz richtige, wenn auch vielleicht recht unbestimmte Gefühl, daß man zwar Land verkaufen könne, daß aber ein Schutz- oder Freundschaftsvertrag kein käuflicher Gegenstand sei.

Schon in Bonjemal wurde uns gerüchtweiſe mitgeteilt, daß zwei weiße Männer, bei denen ſich eine ganze Anzahl uniformirter Träger befänden, in Mbinga angelangt ſeien und uns wahrſcheinlich entgegenmarſchiren würden. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß einer von dieſen Männern Dr. Nachtigal ſei, und ich brauche kaum zu ſagen, wie groß unſer Verlangen war, Mbinga noch am Abend des gleichen Tages zu erreichen. Die Wegſtrecke bis zum nächſten, Bomote genannten Orte, wurde bei beſchleunigtem Tempo in 25 Minuten zurückgelegt, wobei wir zunächſt ein außerordentlich tiefes und ſteiles, aber ganz waſſerleeres Thal und dann (20 Minuten nach dem Aufbruche von Bonjemal) den an dieſer Stelle von Nordnordweſt nach Südſüdoſt fließenden Iſuke-Fluß überſchreiten mußten.

Bomote, welches bloß zwanzig waffenfähige Männer zählt, iſt von allen Orten, mit denen ich Verträge abgeſchloſſen habe, der kleinſte. König Gando und Häuptling Bokbato beſtätigten die Nachricht von der Ankunft zweier andern Weißen, und nachdem ich noch grade rechtzeitig vor einem kleinen Regenguß die Unterzeichnung der unter Gottes freiem Himmel abgefaßten Schriftſtücke zuſtande gebracht hatte, wurde mit einer Eile, die das von fruchtbarem Wald- und Ackerland umſchloſſene Oertchen wahrlich nicht verdiente, der Weitermarſch, diesmal gradeswegs auf Mbinga los, angetreten.

Capitel XII.

Dr. Nachtigal.

(Rückkehr nach Mbinga. — Des ſchwarzen Mannes Frühlingsfeſt. — Der kaiſerliche Bevollmächtigte beſtätigt die von mir abgeſchloſſenen Schutzverträge. — Zur Naturgeſchichte des Palmweins. — Ratten und Negerbetten. — Weitere Gebietserwerbungen ſeitens Dr. Nachtigals und Sr. Maj. Schiff Bismarck.)

Von Bomote bis Mbinga ſind wir, und zwar im allgemeinen in ſüdlicher Richtung eine Stunde und 25 Minuten unterwegs geweſen, wobei es beinahe beſtändig, zum Teil ganz ſacht, aber auch ſtellenweiſe ſehr ſteil bergab ging. Nach zehn Minuten überſchritten wir einen von Nordweſten nach Südoſten fließenden Bach, der ein Zufluß des Iſuke iſt, und vernahmen nach einer weitern Viertelſtunde, als wir grade einen ſehr ſteilen Abhang hinunterſtiegen, das laute Rauſchen des tief unten im Thale ſichtbar werdenden Fluſſes, der hier von Weſtnordweſt nach Oſtſüdoſt ſtrömt. 35 Minuten nach dem Aufbruch von Bomote bewunderten wir einen nicht weniger als 40 Schritt im Umfange meſſenden Eriodendron-Baum, überſchritten den Iſuke, raſteten am jenſeitigen Ufer und ſetzten dann in geringer Entfernung vom linken Flußufer durch hohen Wald unſern Weg nach Mbinga fort.

Trommelklang und frohes Stimmengewirr ſchollen uns entgegen, als wir uns gegen 5 Uhr nachmittags dem Orte näherten, wo, wie man uns erzählt hatte, zwei Weiße unſerer harrten. Aus dem Walde heraus auf den freien Platz vor des Königs Wohnung tretend, ſah ich eine zahlreiche, anſcheinend zu feſtlichen

Spielen verſammelte Menſchenmenge und erkannte Dr. Nachtigal und Herrn Schmidt, die, auf niedrigen Negerſchemeln ſitzend, Cigarren rauchten und große Töpfe mit Palmwein vor ſich ſtehen hatten. Beide erhoben ſich bei unſerm Anblick und kamen uns entgegen, herzlich lachend über unſern allerdings recht ſeltſamen Aufputz, den ich nicht beſſer zu ſchildern weiß, als durch die Angabe, daß ein funkelnagelneuer Anzug, den ich erſt beim Aufbruch von Kamerun dort erſtanden hatte, jetzt in Fetzen herunterhing und mich zwang, die Blößen meines Körpers mit Negertuch zu verhüllen.

Dr. Nachtigal drückte, als er meine Hand ſchüttelte, ſeine große Befriedigung darüber aus, daß ich, wenn auch in ſolch troſtloſer Toilette, dennoch lebend und geſund zurückgekehrt ſei, und übereichte mir ein großes Paket für mich angelangter Briefe und Zeitungen, fragte aber mit keinem Worte danach, was ich denn eigentlich im Gebirge erreicht habe. Wenn du warten kannſt, ſo kann ich es auch, dachte ich und begann, während ich meine Briefe las, ein reges Intereſſe für den in reichlicher Menge vorhandenen Palmwein an den Tag zu legen. Nachtigal, deſſen Miene jene innere Ruhe und Zufriedenheit zeigte, wie ſie bei ihm trotz aller Thatkraft, die er zu entfalten imſtande war, doch nur ſelten getrübt wurde, ſchien bloß für die Bockſprünge der unter König Njekas Leitung ihr dreitägiges Frühlingsfeſt (Black Man's Christmas) feiernden Mbinga-Leute Sinn zu haben. Man vergegenwärtige ſich, welch angenehmes Gefühl der Ruhe und Behaglichkeit mich nach dem raſtloſen Vorwärtsſtürmen der letzten Wochen überkommen mußte.

Peter und Freeman, die ich in Mbinga hatte zurücklaſſen müſſen, kamen mit wohlgenährten und grinſenden Geſichtern zu mir, behauptend — aber wohlverſtanden iſt jeder Neger ein Schmeichler —, große Freude darüber zu empfinden, daß ſie ihren Maſſer ſo geſund und wohlbehalten wiederſähen. „Fine place, fine chop, fine women, fine too much“ (nettes Städtchen, gutes Eſſen, hübſche Weiber), ſo lautete Peters Urteil über die königliche Reſidenz Mbinga. Da Dr. Nachtigal und Herr Schmidt die ſämtlichen ſchwarzen Matroſen der Möwe, die wegen eines Zwiſtes aus dem Dienſt der kaiſerlichen Marine entlaſſen worden waren, mit ſich führten, ſo möge man ſich vorſtellen, welches Leben ſich beim Herannahen der Eſſenszeit (time for chop) vor

der königlichen Wohnung von Mbinga entfaltete. Schon begann es dunkel zu werden und Hunderte von Leuchtkäfern zogen ihre feurigen Kreise durch die Luft, als Dr. Nachtigal mit den Worten: Sie haben acht Verträge abgeschlossen; darf ich dieselben einmal ansehen, auf mich zutrat. Ich überreichte ihm die Schriftstücke und die von mir gezeichnete Karte des Gebirges und fuhr dann fort, für meine Leute Reis abzumessen. Nach einiger Zeit war Nachtigal abermals an meiner Seite.

Die Herren Schweden, sagte er, haben mir erzählt, daß Sie sich viele Gewissensskrupel gemacht hätten und daß es Ihnen sehr schwer geworden sei, von Buea den Rückweg anzutreten. Meine Ansicht ist, daß Sie im vollsten Maße Ihre Pflicht gethan haben. Wir wollen morgen bergaufwärts marschiren, um Ihre Verträge in aller Form zu bestätigen.

Mir war eine Centnerlast vom Herzen genommen. So besaß ich denn also aus dem berufensten Munde die Versicherung, daß jene Aufgabe, der ich mich bloß mit einem Alpdruck des Gewissens, weil mit ungenügenden Kräften, unterzogen hatte, in Ehren gelöst sei. Die folgende Nacht war seit zwei Wochen die erste, in der ich wirklich und thatsächlich geschlafen, so ruhig und zufrieden wie ein unschuldiges Kind geschlafen habe.

Während den Herren Schmidt, Knutson und Waldau die Haremsgemächer des Königs zur Verfügung gestellt wurden, bereiteten sich Dr. Nachtigal und meine Wenigkeit in dem vordern Raume zwei nicht allzu luxuriöse Nachtlager. Derselbe Mann, der vorhin durch seine göttliche Ruhe meine aufgeregten Nerven besänftigt hatte, wurde jetzt nicht müde, mich bis in die späte Nacht hinein über alle Einzelheiten des kleinen Eroberungszuges auszufragen und über seine eigene Thätigkeit mit solch erstaunlicher Offenheit zu sprechen, daß ich ihn mehrmals zu unterbrechen und auf sein sehr großes Vertrauen aufmerksam machen zu müssen glaubte. Ich kannte ja damals die ebenso kluge wie gütige Natur dieses ausgezeichneten Mannes noch viel zu wenig, um zu wissen, daß Dr. Nachtigal ganz gewiß der allerletzte gewesen sein würde, irgend etwas zu sagen, was er nicht hätte sagen dürfen.

Am folgenden Morgen traten wir, während außer Mbua meine sämtlichen Leute in Mbinga zurückblieben, zu fünf Weißen einen abermaligen Marsch ins Gebirge an. Dr. Nachtigal bat mich scherzend, da ich die richtige Art des Verkehrs mit den

Schwarzen so sehr schnell erlernt zu haben scheine, das Commando über die schwarzen Matrosen der Möwe übernehmen zu wollen. In Bomote, Bonjemal und Bonganja bestätigte der Generalconsul meine Verträge und ließ die deutsche Kriegsflagge hissen; die Eingebornen baten jedoch, daß kein Salvenfeuer abgegeben werden möge, weil im Gebirge bloß in Kriegszeiten oder nach Todesfällen geschossen zu werden pflege. Bullikova, dessen König bei unserer Ankunft an einem heftigen Fieber litt, wurde von Dr. Nachtigal zum Ausgangspunct für die zwei Seiten-Ausflüge nach Bongandjo und Bonjoko erkoren. Weiter als bis Bongandjo und Bonjoko, wo ebenfalls meine Verträge bestätigt und die Kriegsflaggen gehißt wurden, ist Dr. Nachtigal nicht gelangt. Obwohl er wahrlich keine Mühe scheute und mit entblößtem Kopfe, den Rock auf dem Arm uns andern rüstig voranschritt, so glaube ich doch, daß ihm das Bergsteigen herzlich sauer geworden ist. Einmal, nur ein einziges Mal, begann er thatsächlich zu klagen.

Es ist noch gar nicht abzusehen, sagte er, wann man die Heimreise wird antreten können. Diese africanischen Angelegenheiten ziehen sich endlos in die Länge. Ich habe in Tunis alles zurücklassen müssen, wie es stand und lag — so schnell habe ich abreisen müssen. Damals hieß es, es handle sich bloß um ein paar Monate. Hm, das geht nun einmal nicht anders. Werde ruhig aushalten müssen. Wenn nur diese elende Seekrankheit auf dem kleinen Schiffe nicht wäre. Seit einiger Zeit fühle ich Schmerzen oberhalb der Hüften, grade dort, wo die Nieren sitzen. Es ist nicht immer angenehm, Arzt zu sein. Man weiß dann nur allzu genau Bescheid.

Sind denn Nierenleiden so schlimm?

Meistenteils unheilbar. Man verordnet zwar allerlei dagegen, aber es hilft nichts. Ich werde, nach Deutschland zurückgekehrt, ein kühlendes Wässerlein trinken. Das thut man um der Selbsttäuschung willen. Eh bien, wir werden sehen. Vielleicht irre ich mich.

Welch ein Genuß, nach gethaner Tagesarbeit den Generalconsul abends plaudern zu hören, so z. B. über sein Zusammentreffen mit dem unglücklichen Fräulein Tinne, über seinen Empfang im ägyptischen Sudan, wo ihm die Behörden gewaltsam einen Frack anzogen, ohne daß er nach sechsjähriger Reise quer durch

Africa ein Hemd beſeſſen hätte, oder über ſeinen Empfang in Kairo, wo kein Gaſthofbeſitzer den zerlumpten Mann aufnehmen wollte, bis dieſer ſich zu erkennen gab und es ſich herausſtellte, daß auf höhern Befehl bereits die Staatsgemächer eines der erſten Gaſthöfe für ihn in Beſchlag genommen waren. Dr. Nachtigal liebte die Geſelligkeit und verſtand es, aus der erbärmlichſten Negerhütte eine Art von Salon zu machen, der mir, wo es auch immer ſein mochte, den geiſtigen Brennpunct von ganz Weſtafrica darzuſtellen ſchien. Die Luft war ſo zu ſagen geladen mit geiſtiger Elektricität, es ſprühten Witze und Funken des köſtlichſten, aber niemals boshaften Humors, deſſen Wirkung ſich auch auf die Schwarzen zu übertragen ſchien.

Saß dieſer ſeltſame Mann da, in aller Gemütsruhe rauchend, plaudernd und Palmwein trinkend, ſo konnte man die Neger-Häuptlinge mit ſolch grinſenden Geſichtern im Kreiſe herumſtehen ſehen, als ob ſie vor Vergnügen nächſtens platzen würden. Und dennoch, welch unnahbare Autorität, ſobald Nachtigal in einer Verſammlung ſprach oder unartigen und pflichtvergeſſenen Königen den Standpunct klar machte. Mehrmals habe ich bereits die feine Beobachtungsgabe des Negers und ein gewiſſes Gefühl für Anſtand und Tact erwähnt, welches namentlich den Vornehmern und Höhergeſtellten innewohnt. So lange ich der Führer und Befehlshaber einer eigenen kleinen Expedition war, hat niemals ein König oder Häuptling ſich darin geirrt, zu wem er zuerſt zu gehen und wem er zuerſt die Hand zu reichen hätte. Aber ſeit ich Nachtigal begleitete, hat ſich niemand mehr ſonderlich um mich gekümmert. Denn der Neger kennt bloß die thatſächliche Herrſchaft; mediatiſirte Fürſten würden ihm nicht im geringſten imponiren.

Noch möchte ich etwas genauer ſolches Nachtlager, wie das von Bullikova, beſchreiben, um zu zeigen, daß auch ein „Generalconſul und kaiſerlicher Bevollmächtigter für die Weſtküſte von Africa“ nicht immer in Paläſten wohnt. Zu fünf Weißen und etlichen Schwarzen hauſten wir ſelbander in einem Raume von 8 Schritt Breite und 16 Schritt Länge — einem Raume, der am Tage bloß durch die Thüröffnung und die Ritzen zwiſchen den Bambusſtäben der Wände, nachts dagegen durch ein ziemlich genau in der Mitte brennendes und mehr Rauch als Licht entwickelndes Feuer erhellt wurde. Der Fußboden beſtand aus ge-

ſtampftem Lehm und wurde von Hausvieh — Ziegen, Hühnern, Hunden —, das weder am Tage noch auch nachts ſeinem angeſtammten Anrecht an die gewohnte Behauſung gänzlich entſagen mochte, zu unſerer großen und gerechten Entrüſtung für Zwecke benutzt, die uns keineswegs mit Behagen erfüllten. Thüren in unſerm Sinne, alſo in Angeln hängende Thüren, ſind dem Bakwiri-Neger unbekannt; er begnügt ſich mit einem aus Raphia-Geflecht hergeſtellten, längs einer obern und einer untern Stange bewegbaren Schieber, der nachts vor die Thüröffnung gerückt und auch wohl von innen mit Riegeln derart befeſtigt wird, daß kein Unberufener hereinkommen kann. Das unſolide Gebälk der ſchrägen Dächer pflegt der Wohnſitz zahlloſer Ratten von einer beſonders langſchwänzigen, lebhaften und ſtreitſüchtigen Art zu ſein.

Und nun die leibliche Verpflegung! Während ich ſtets, ſo lange dieſelben ausreichten, den (allerdings ſehr geſchmackloſen) europäiſchen Conſerven und namentlich dem Corned beef den Vorzug gegeben habe, liebte Dr. Nachtigal die Palmölſuppe und pflegte über diejenigen zu ſcherzen, die in Africa nicht auch als Africaner zu leben vermöchten. Da Dr. Nachtigal und Herr Schmidt beinahe gar nicht für Vorräte geſorgt hatten und die meinigen unter dem Zuſpruche von fünf Weißen bald zur Neige gingen, ſo mußte Palmwein den portugieſiſchen Collares und das Woermannſche Bier aus der Marienthaler Brauerei erſetzen. Nun glaube ich mich, während des Aufenthaltes in Bullikova und Mbinga, unter der ſachkundigen Anleitung meiner Begleiter zu ſo etwas wie einem Kenner von Palmwein herangebildet zu haben und möchte auch meine geneigten Leſer mit den Eigentümlichkeiten dieſes eben ſo unſchuldigen wie wohlſchmeckenden Getränkes etwas näher bekannt machen.

Der Palmwein, den die Bergbewohner „Mimba“ und die Bewohner der Ebene „Mimbo“ nennen, wird von zwei Palmenarten, zum überwiegenden Teil jedoch aus den angebohrten Blattkolben der Oelpalme gewonnen und ſtellt in friſchem Zuſtande eine trübe, weißliche, molkenartige Flüſſigkeit von ſehr ſtarkem Zuckergehalt und dem Geſchmacke jungen Moſtes dar. Dieſe Flüſſigkeit, welche die Eingebornen in leere, an Lianenſchnüren getragene Rumflaſchen zu füllen pflegen, durchläuft für gewöhnlich ſchon innerhalb 48 Stunden ſämtliche Stadien der alkoholiſchen ſowohl wie der Eſſiggärung und wird auch, ſo lange die Eſſig-

Der am 20. December 1884 von den Deutschen erstürmte Abhang bei König Bells Stadt
(nach eigner Photographie des Verfassers).

ſäure noch nicht allzu ſehr vorwiegt, in allen dieſen Uebergangsformen getrunken. Der ganz friſche Palmwein iſt ſehr ſüß, der etwas ältere dagegen ziemlich ſäuerlich und grade in dieſer Form ſehr viel erquickender, als z. B. Cocosmilch, die ohne den Zuſatz einiger Tropfen Cognac doch ſtets einen etwas faden Geſchmack hat. Der Alkoholgehalt des Palmweines iſt, vielleicht bloß deshalb, weil die Eſſiggärung ſo ſehr ſchnell der alkoholiſchen folgt, niemals ſonderlich groß, und ob man ſich mit Palmwein einen Rauſch aneignen könnte, ſcheint mir nicht erwieſen zu ſein. Bloß ein einziges Mal entſinne ich mich, einige Glas Palmwein getrunken zu haben, deſſen Wirkung ich etwa in dem Grade wie von 1—2 Glas Münchener Bier verſpürte. Alles in allem, halte ich den Palmwein für ein äußerſt geſundes Getränk und kann als Beweis für dieſe Behauptung anführen, daß er uns, obwohl wir bisweilen bei einer und derſelben Mahlzeit fünf bis ſechs verſchiedene Sorten getrunken haben, doch ſtets vortrefflich bekommen iſt. Da die Rumflaſchen, die den Palmwein enthalten, nicht ſonderlich groß ſind und da man dieſe Flüſſigkeit etwa in ähnlichen Mengen wie Berliner Weißbier zu trinken pflegt, ſo bedarf es keiner nähern Erläuterung dafür, daß friſcher, mittelmäßig alter (dieſer iſt der alkoholreichſte) und ganz alter abgelagerter Palmwein bunt durcheinander getrunken wurde. Will man das ſeltſame Getränk länger als einige Tage aufbewahren, ſo wird es gekocht oder in wohlverkorkte Demijohns (etwa 17 Liter enthaltende Korbflaſchen) gefüllt. Solchergeſtalt verträgt es ſogar einen kleinen Transport und wird beiſpielsweiſe, da der Palmwein der Berge eines beſſern Rufes genießt als derjenige der Ebene, in ziemlich großen Mengen von Abo und Wuri aus bis nach Kamerun verſandt.

Bei Geplauder und Palmwein iſt es 9 oder 10 Uhr geworden, und da man in Weſtafrica für gewöhnlich ſchon ſehr viel früher zu Bette geht, ſo wird zur Vermeidung jeder Ungerechtigkeit der Vorſchlag gemacht, die verſchiedenen Lagerſtätten, von denen eine immer noch ſchlechter als die andere iſt, auszuloſen. Die Betten der Eingebornen, wenn man von ſolchen überhaupt ſprechen kann, beſtehen aus fünf oder ſechs, am Kopf- und am Fußende auf je einem Holzblock aufliegenden Latten, die, da ſie ſich in das Fleiſch des Daraufliegenden hineindrücken, das angenehme und erhebende Gefühl, daß man ſich in Africa befinde,

ſtets lebendig erhalten. Ob der Neger die Gewohnheit, ſeine Glieder beim Niederlegen zu einer Art von Knäuel zuſammenzuziehen, aus Sparſamkeitsrückſichten angenommen hat, weiß ich nicht. So viel iſt ſicher, daß alle Betten, die ich im Gebirge geſehen und benutzt habe, ſelbſt für Europäer von durchaus keiner ungebührlichen Körperlänge um wenigſtens einen Fuß zu kurz waren, ſodaß man alſo, wenn nicht die Beine von den Knieen abwärts in der Luft baumeln ſollten, nach einem künſtlichen Stützpuncte für die Füße ſuchen mußte. Da ſich in der königlichen Wohnung von Bullikova bloß zwei ſolcher Lagerſtätten befanden, die durch die gerechte Entſcheidung des Loſes den beiden Schweden zufielen, ſo ließen Herr Schmidt und ich uns aus Koffern und Kiſten zwei weitere Betten herrichten, während der Generalconſul in einer der wunderlichſten Hängematten ſchlief, die ich jemals geſehen habe. Hart aber gerecht, meinte er, auf uns herniederblickend, warum haben Sie ſich nicht auch ein ſolches Ding in die Taſche geſteckt? Die Nachtigalſche Hängematte hatte nämlich den Vorzug, in gerolltem Zuſtande nicht größer als ein tüchtiges Taſchentuch zu ſein, und außerdem die angenehme Eigentümlichkeit, daß, wer nicht ganz genau damit vertraut war, beinahe eben ſo ſchnell, wie er hineingekommen war, auch wieder — aber an der andern Seite — hinausgelangte.

Um die Annehmlichkeiten ſolchen Nachtlagers zu erhöhen, hatten wir in unſerer Hütte auch noch einige auf dem Fußboden zuſammengekauerte Schwarzen — Mbua u. ſ. w. — aufgenommen, die alsbald in herzzerreißenden Tönen zu ſchnarchen begannen, als ob das Wohl des Vaterlandes davon abhinge. Die Müdigkeit hilft über dergleichen Kleinigkeiten hinweg: du ſchläfſt und träumſt, träumſt von Frühling, von Blütenduft, von Muſik, von Frauen, die weiß — ja, wahrhaftig — ganz weiß ſind. Da plötzlich fährt dir etwas übers Geſicht, daß du unwillkürlich mit der Hand an die gekitzelte Naſe greifſt. Noch halb im Traume hörſt du es huſchen, raſcheln, piepen und quieken, als ob kleine Kobolde in dem nächtlich-dunkeln, bloß von den letzten verglimmenden Funken des Feuers erhellten Raum ihr Spiel trieben. Denn halb geöffnete Augen gewöhnen ſich an das Halbdunkel und mit aufmerkſamer werdendem Blicke erkennſt du, wie auf jenem Seile, vermittelſt deſſen des Generalconſuls Hängematte am Gebälke befeſtigt iſt, eine gewaltige Ratte ſo ſicher und elegant, wie es

ein Seiltänzer oder eine Balletteuse nicht besser gekonnt hätte, einherbalancirt. Husch, Husch! rufst du, dich halb aufrichtend, und verschwunden und verstummt ist das ganze nächtliche Gelichter. Aber bloß auf einen Augenblick. Schon wird es wieder ganz so lebendig wie zuvor. Als ob man sich über dich lustig machen wolle, saust es nur so vom Gebälke hinunter und mit lustigem oder ärgerlichem Piepen wieder zum Gebälk hinauf. Das Vergebliche aller Einschüchterungsversuche erkennend, drehst du dich auf die andere Seite und schläfst weiter, wenn für einen unruhigen, halbwachen und nur mäßig erquickenden Zustand der schöne, an Europa erinnernde Ausdruck „Schlaf" erlaubt ist.

Während meine Wenigkeit sich, und zwar zunächst auf eigene Faust, im Gebirge abgeplagt hatte, war auch Dr. Nachtigal nicht müßig gewesen. Er hatte, den Bimbia-Creek hinauffahrend, mit der Ortschaft Bunje und außerdem noch mit den westlich davon gelegenen Dörfern Uanda, Bonamabio und Botoko, deren Könige und Häuptlinge nach Bunje gekommen waren, am 10. Januar Schutzverträge abgeschlossen. Bunje ist nach Dr. Nachtigal insofern besonders interessant, als es die Grenze zwischen Bakwiris und Duallas darstellt. Bunje selbst wird noch von Duallas bewohnt und gehört zu König Bells Handelsgebiet, aber die Einwohner von Uanda, Bonamabio und Botoko sind schon echte und unvermischte Bakwiri. Auffallenderweise fand Dr. Nachtigal in Bunje viel mehr Cocospalmen als Oelpalmen. Ein Häuptling namens Modiko, der auch zum Vertragschluß in Bunje hätte erscheinen sollen, war ausgeblieben und unsere Versuche, in Mbinga näheres über ihn und sein Land zu erfahren, blieben ohne Erfolg.

Vom 19. bis zum 28. Januar begleitete ich den Generalconsul auf seiner im dritten Capitel dieses Buches beschriebenen Reise zu den Niger-Mündungen und ins Mahin-Gebiet. Als wir uns am Nachmittag des 28. Januar nach Kamerun zurückkehrend an Bord des zwischen Cap Kamerun und Cap Suellaba ankernden Bismarck begaben, erfuhren wir die angenehme Nachricht, daß auf meine Anregung und geführt von meinen schwedischen Freunden und vier Häuptlingen aus Bimbia Herr Capitän zur See Karcher am 24. Januar in dem westlich von Victoria und Bota gelegenen Küstenplatze Bokonange die deutsche Flagge gehißt und außerdem, eine kleine Strecke weit landeinwärts ins Gebirge marschirend, die Ortschaften Bonatanga, Boando, Attome und Basse unter deutschen Schutz gestellt habe. Auch von dem kleinen Ka-

merun-Berge (Mongo-ma-Etinde) sei als von herrenlosem Lande Besitz ergriffen worden.

Im folgenden einige von den Officieren des „Bismarck" herrührende Angaben über diese weitern Erwerbungen, die eine willkommene Fortsetzung des von mir begonnenen Werkes waren. Der Vertrag mit Bokonange, wo vielleicht eine Woermannsche Factorei angelegt werden wird, ist vom König Nija Tomé und den Häuptlingen Mojahn, Mungumbe und Mosseng unterzeichnet. Anfänglich fürchteten sich die Bewohner von Bokonange, weil seinerzeit König William von Bimbia hier ermordet worden ist und weil sie von den mit Capitän Karcher kommenden Bimbia-Häuptlingen Böses erwarten zu müssen glaubten. Von Bokonange ging es weiter nach Bonatanga, wo, ebenfalls am 24. Januar, mit König Mussumbe, und dann nach Boando, wo am 25. Januar, und zwar im untern Dorfe mit König Mukumbe und im obern mit König Monika Verträge abgeschlossen wurden. In Boando habe ich bei der Besteigung des Götterberges zweimal übernachtet und den Ort im siebenten Capitel dieses Buches ziemlich ausführlich beschrieben. Von Boando aus, das in 550m Meereshöhe liegt, wandten sich die Bismärcker wieder dem Meere zu, überschritten zwei wasserreiche Bäche, ließen den König Babil von Attome einen Vertrag unterzeichnen, überschritten einen Bach, der ein Zufluß des kleinen Mossonge-Flusses ist, und brachten schließlich noch am Abend des 25. einen von dem alten König Moimbe, dem jungen König Evumbua und dem Häuptling Tonde unterzeichneten Schutzvertrag mit der Ortschaft Basse zustande. (Es sei hier gleich erwähnt, daß die Bismärcker auf einem spätern zweiten Streifzuge ins Gebirge auch in dem südwestlich von Mapanja gelegenen Ekondju die deutsche Flagge hißten und daß Dr. Buchner auf einem von Bakundu aus ins Gebirge unternommenen Marsch mit Kata oder Ikata, mit Mussuma und Lissoka Verträge abgeschlossen hat.)

Vom Capitän des „Bismarck" befragt, wie mir denn das Leben im schwarzen Erdteil und namentlich im Gebirge gefalle, gab ich meiner Ansicht dahin Ausdruck, daß der schönste Augenblick einer Africareise doch stets die Ankunft in Europa sein werde — ein Urteil, in das Generalconsul Dr. Nachtigal aufs herzlichste mit einstimmte.

Sach- und Namen-Register.

A.

Aberglaube, der Neger 257.
Abome (Stadt) 30. 36.
Abome-Callavi (Dorf) 58.
Aboto (Dorf) 77.
Aburi (Dorf) 5.
Accra (Stadt) 7.
Acuſey (Dorf) 10.
Adda (Seehafen) 11.
Ado (Königreich) 81.
Affen 140.
African Company 1.
Akaſſa am Niger 63.
Akazien 132.
Akolatſe (Häuptling) 16.
Akropong (Ortſchaft) 5.
Albinismus 79. 89. 132. 220.
Alpenhörner 142.
Amapetu (König) 78.
Amazonen 40 ff.
Ambas-Bucht 107 ff.
Ambas-Inſel 107. 188.
Ameiſen 140. 165.
Angló-Stamm 15.
Anjako-Inſel 13.
Annabom (Inſel) 92. 108.
Antilopen 158.
Apollonia (Ortſchaft) 10.
Aſchanti-Krieg 2.
Atakpame (Handelsmarkt) 2. 30.
Atidjere-Lagune 80.
Attome (Ortſchaft) 284.
Avoga (Titel) 34.
Avrikete (Seehafen) 19. 38.
Axim (Ortſchaft) 2. 10.

B.

Babil (König) 284.
Bärte, falſche 227.
Bakundu (Landſchaft) 284.
Bakwiri 131. 134. 167. 183. 186.
„ Grenze der 283.
Bambu 183.
Bantu-Neger 80.
Baobab-Bäume 24.
Baptiſten 94. 110. 111.
Barracoe (Ortſchaft) 9.
Baſalt 273.
Baſeler Miſſion 9 ff.
Baſileh (Sanitarium) 98.
Baſſe (Dorf) 284.
Baumwolle 97.
Beja-Bach 265.
Benanga-Fluß 257.
Benin (Königreich) 81.
Benin-Mündung 68. 85.
Benin (Stadt) 85.
Bergkrankheit 162.
Beſchneidung 80.
Betten (der Neger) 281.
Bienen 140.
Bimbia-Buſch 108. 118.
Bimbia-Fluß 120. 283.
Boa Conſtrictor 22.
Boana 118. 188.
Boando (Ortſchaft) 133. 284.
Bödecker, Herr 22.

Bokbato (Häuptling) 274.
Bokke (Häuptling) 267.
Bokonange (Ortschaft) 283.
Bomana (Ortschaft) 183.
Bomote (Ortschaft) 274.
Bonamabio (Dorf) 283.
Bonatanga (Ortschaft) 284.
Bonda (Häuptling) 268.
Bondongo (Ortschaft) 259.
Bongala (Ortschaft) 172.
Bongandjo (Ortschaft) 258.
Bonganga (Ortschaft) 272.
Bonjemal (Ortschaft) 272.
Bonjoko (Ortschaft) 268.
Bonjongo (Ortschaft) 111. 176.
Bonny-Mündung 85 ff.
Bonny (Stadt) 88 ff.
Bota (Ortschaft) 108. 130.
Botoko 283.
Branntwein 115.
Bremer Mission 16.
Brew (von Victoria) 113. 245.
Buassa (Ortschaft) 207 ff.
„ Schutzvertrag 215.
Bubi-Stamm 95. 101.
Bubia-Felsen 108.
Buchholz, Reinhold 194.
Buchner, Dr. 189.
Buea-Leute 219.
Buea, kein Vertrag 234.
Bullikova (Ortschaft) 265.
Bumana (Ortschaft) 183.
Bunje (Ortschaft) 283.
Buschleute 122.
Buschmesser 144.

C.

Cacao 97. 116.
Calabar, Alt- 80.
„ Neu- 85.
Calebassen 154.
Calvo 128.
Calvo-Krater 159.
Campbell, Capitän 115.
Cano y Prieto 93.
Canoes 121.
Cape Coast Castle 1.
Cassada 183.
Chacha 34.
Chamäleons 25.
Chevalier (Firma) 11.
Chinarindenbaum 97.
Chinin 136.
Christiansburg 8.
Clarence-Peak 97.
„ -Town 92.
Coco 183.
Cocosmilch 281.
Comber (Missionar) 129.
Corisco (Insel) 92. 122.
Corned beef 156.
Court of Equity 113.
Creek-Town 85.
Cubaner (Fernando Po) 94.
Cuibo-Mündung 84.
Cutanu 19. 38.

D.

Daake u. Co. 13.
Dahome 18 ff.
Dakar 63.
Dampfergesellschaften 99.
Danoe (Ortschaft) 10.
Debanda (Dorf) 255.
Debundschu, Cap 139.
Dekullu-Dorf 120. 247.
Demijohns 154.
Denham-Lagune 58.
Despotismus (Dahome) 29.
Dikko (von Boando) 141.
Diphtherie 184.
Dixcove (Seehafen) 10.
Docemo (König) 63.
Dodo-Mündung 85.
Dörfer 173.
Dolmetscher 195.
Dorgère (Missionar) 28.
Douglas u. Co. 87.
Dschengo (Wassergott) 109.
Dualla (Dampfer) 167.
Duke-Town 85.

E.

Eichen, africanische 132.
Ekombene (König) 273.

Ekondju (Dorf) 284.
Elefanten-Jäger 179.
„ -Spuren 138. 166. 249.
Elfenbein 180.
Eliſabeth, Sr. M. S. 38.
Elliot (Kaufmann) 38.
Elmina (Fort) 1.
Elmina Chica 10.
Eloby (Inſel) 92.
Erdwerk-Krater 151.
Eriodendren 24. 257. 275.
Escardos-Mündung 68.
Eſuka (König) 258.
Evongo (Dorf) 118.
Evumbua (König) 284.
Ewe-Volk 15.
Eyo (König) 85.

F.

Fanti-Stämme 9.
Feigen, wilde 250.
Fernando Po 92 ff.
Fetiſchhäuſer (Bonny) 89.
Fetiſchprieſter (Dahome) 55.
„ (Gebirge) 187.
Fetiſchweſen 186.
Fieber 136. 268.
„ gelbes 90.
Firminger 15.
Fiſcher, J. J. 7.
„ (Kaufmann) 67.
Fiſchzäune (Bimbia) 121.
Fla-Fla (Ringen) 222.
Flaggenhiſſung 264. 278.
Flegel (Reiſender) 129.
Flora (des Gebirges) 152.
Forcados-Mündung 85.
Forward (Kanonenboot) 113.
Frauen (europäiſche) 8.
„ (eingeborne) 184.
Freeman (Kru-Mann) 168.
Frühlingsfeſt 266. 276.
Fußmärſche 200.

G.

Ga-Sprache 9.
Gaillat (Franzoſe) 59.
Gaiſer, G. L. 64.
Gando (König) 274.
Gbame (Häuptling) 261.
Geier 224.
Gelbes Fieber 90.
Gelelé (König) 37.
Gezo (König) 37.
Gödelt, C. 13. 20. 48.
Götterberg 162 ff.
„ (Schnee) 213.
Götzenbilder (keine) 186.
Godome 57.
„ -Strand 38.
Gogoro (Ortſchaft) 70.
Goldbergwerke 2.
Goldküſte 1 ff.
Gombi (Häuptling) 261.
Gotto (Häuptling) 267.
Grasbrände 165.
Grauſamkeit 262.
Greuze der Bakwiri 283.
Groß-Povo 19.
Guſtavſon 177.

H.

Hängematten 282.
Handel (Dahome) 50.
„ (Fernando Po) 96.
„ (Lagos) 64.
Handelsſtraßen 249.
Handſchellen 264.
Hauſa-Factorei 119.
Harmattan-Wind 69. 102. 213.
Hauſſa-Truppen 3. 64.
Heidekraut 152.
Helenenberg 157.
Hertha, Sr. M. S. 60.
Hewett (Conſul) 84.
Hexerei 187. 205.
Höhlen 140.
Hoffmann (Corv.-Capit.) 247.
Holt, John u. Co. 100.
Honig 165.
Hulks (Bonny) 86.
Humuserde 141. 273.
Hunde (als Nahrung) 134.
„ fliegende 25.
Hunters Hut 150.

J.

Jägerhütten 150. 219.
Janikowski 127.
Idda (Ortschaft) 84.
Jellacoffee 10.
Jje-Bach 265.
Jkata (Ortschaft) 284.
Jkongolo (Bimbia) 249.
Jndigo 97.
Jsabel, Santa 92.
Jssuma (Höhle) 140.
Jsuke-Fluß 251. 257. 274. 275.
Jtebu (Königreich) 67.
Juliano de Souza 38.

K.

Kabinda-Arbeiter 97.
Kälte 164.
Kaffee 97.
„ wildwachsender 139.
Kakao 97.
Kakerlaken 125.
Kamele 6.
Kamerun-Berg, großer 162.
„ kleiner 139.
Kamerun-Gebirge 128.
„ -Volk 184.
Karcher (Capit. z. S.) 215.
Kata (Ortschaft) 284.
Katholische Mission 28.
Katzenarten 180.
Kautschuk 141. 146. 180. 218.
Kelle-Fluß 139.
Ketenu (Ortschaft) 60.
Kettenstrafe 264.
Kirk (Engländer) 129.
Kirschen 97.
Kleidung (in Tropen) 201.
Klima 200.
„ (Goldküste) 6.
„ (Gebirge) 181.
Knutson, Knut 177.
Könige und Häuptlinge 215.
Körperkraft der Neger 225.
Koffi Kalkalli 2.
Kohlenlager (Fernando Po) 94.
Koko 183.
Kokosmilch 281.
Krater 151.
Kriege 188.
Kriegsrufe 228.
Kriegsschiff-Bucht 117.
Krohn (Kaufmann) 125.
Kru-Leute 149.
Kühe 271.
Kumassi 2.

L.

Lagos 62 ff.
Lagunen 77.
„ -Ausfluß 19.
Lanzen 265.
Lastträger 195.
Lava 141.
„ -Ströme 148. 157. 161. 199.
„ -Meer 159.
Lebbe-Bach 265.
Lebensmittel (Einkauf) 208.
Lecumbi (Ortschaft) 202.
Lekke (Seehafen) 82.
Leoparden 180.
Lepra 220.
Letongo (König) 219.
Levin (Schwede) 147.
„ -Quelle 182.
Ligera (Kanonenboot) 100.
Limbo-Cap 139.
Lissoka (Ortschaft) 219. 271.
Lüderitz, Gebr. 64.

M.

Madras, big 260.
Mafani (König) 272.
Mahin (Königreich) 67 ff.
Mangrove 76.
Mann (Botaniker) 128.
Manns Quelle 145.
Manufacturwaren 50. 260.
Mapanja 176 ff.
Mbinga-Bwokwai 255.
„ -Creek 248.
„ -Markt 249.
„ -Stadt 255.
Mbua (Dolmetscher) 195.

Mbua (Treulosigkeit) 238.
Mc Intosh (Hauptagent) 84.
Mebio (Ortschaft) 259.
Medicinmänner 187.
Ménager (Missionar) 28.
Menjoli (König) 266.
Menjole (Häuptling) 272.
Mensa (König) 2.
Merrick (Engländer) 128.
Meyer (Kaufmann) 38.
Middleton-Mündung 85.
Mimbia (Ortschaft) 217.
Minas-Neger 73.
Mission 110. 190.
Modiko (Häuptling) 283.
Möwe, Sr. M. Kan.-Boot 167. 246.
Mofimoselle-Bach 118.
Mojahu (Häuptling) 284.
Moimbe (König) 284.
Mokasse (Gott) 187.
Mokunda (Ortschaft) 130.
Molla Musinje (Dolmetscher) 195.
Mondole-Insel 107.
Money-Dorf 120.
Monika (König) 133. 284.
Monuwa (König) 80.
Montes de Oca (Gouverneur) 93.
Moose 153. 160.
Mosasso (König) 190.
Moskiten (Mahin) 74.
Mosseng (Häuptling) 284.
Mossola-Bach 218.
Mossonge-Flüßchen 284.
Motumbe (Häuptling) 261.
Mubita (Dorf) 255.
Muimba (König) 207.
Muimbe (Häuptling) 273.
Mukumba (König) 133. 284.
Mukunda (Ortschaft) 130.
Mundjua (Mädchen) 174.
Mungumbe (Häuptling) 284.
Musinge (Buassa) 207.
" (Mapanja) 190.
Mussumbe (König) 284.
Mussuma (Ortschaft) 284.
Mututu (Dorf) 255.

N.

Nachtigal, Dr. 70. 167. 215. 243. 276.
Nacktheit (bei Trauer) 79.
Nakko-Dorf 125.
National African Company 84.
Ndumbe King William 124.
Nduva (König) 268.
Neger-Aberglaube 257.
" -Augendienerei 269.
" -Bartwuchs 252.
" -Bauart der Häuser 280.
" -Betten 281.
" -Culturfähigkeit 252.
" -Dieberei 148.
" -Feigheit 232.
" -Frauen 184.
" -Gastfreundschaft 226.
" -Gesetze 188.
" -Grausamkeit 262.
" -Haartrachten 71.
" -Höflichkeit 72.
" -Kirchlichkeit 112. 115.
" -Kriege 188.
" -Lügen 234.
" -Neugierde 266.
Negerinnen 174. 184. 273.
Neugierde 266.
Nganga (Waldgott) 109.
Nieka (König) 252.
Nicol-Insel 120. 246.
Niger, der 83.
Nija Tomó (König) 284.
Nordamericaner 10.
Norddeutsche Mission 16.
Nye (Häuptling) 273.

O.

Oketoro 81.
Old-Town 85.
Ombe-Fluß 257.
Opfer, religiöse 259.
Opobo-Mündung 85.
Orchideen 76.

P.

Palaver 187.
Palmen (Cocos-) 255.
„ (Oel-) 58. 256.
Palmenwald 272.
Palmöl (Bereitung) 251.
„ (Dahome) 49.
Palmölsuppe 256. 280.
Palmwein 280 ff.
Pandanus 76. 117.
Pennington-Mündung 85.
Peter (mein Diener) 167. 222.
Pfahldörfer 75.
Pfeffer, einheimischer 256.
Pferdezucht 6.
Pitaluga (Madame) 64.
Plantagen 97. 116. 207.
Plantanen 183.
Pong (Ortschaft) 10.
Porto-Novo (Königreich) 65.
Portugiesen (Weida) 26.
Pram-Pram (Dorf) 10.
Principe-Insel 108.

Q.

Quäbo-Mündung 84.
Quellen 147. 202.
Quitta 12.

R.

Ramos-Mündung 85.
Randad junior 20.
Raphia-Palmen 183.
Ratten 136. 282.
Rechtspflege (Goldküste) 4.
„ (Dahome) 33.
Regenmenge (Gebirge) 125. 201.
Regierungsformen, einheimische 34.
Reis 97. 156.
Religion (Dahome) 53.
„ (Gebirge) 186.
Rindvieh 97. 116.
Rio del Rey 84. 85. 123.
Röthlisberger und Monnier 64.
Roden des Waldes 265.
Rogozinski 100. 203.
Rosen 22.
Rum 224.

S.

Saker (Missionar) 94. 111.
Sallaga 2.
Salt Pond (Ortschaft) 10.
Salz, selbstgewonnenes 10.
Sandfliegen 132. 255.
Sanitarien 5. 98. 146.
Santa Isabel 92.
Satin Stripes 260.
Sattler (Missionar) 28.
Schamgefühl (mangelndes) 133.
Schlangentempel 53.
Schmidt, Eduard 276.
Schnee 187.
Schweine, wilde 166.
Schweinefleisch 208.
Schwitzen 200.
Silkcottontrees 257. 275.
Silva 117. 130.
Sklaven (Dahome) 32.
Sklavenhandel 33.
Sklavenjäger 74.
Sklavenpaläste 24.
Sonnenstich 77.
Sopo 270.
Souza, Juliano de 38.
Spanische Colonieen 92.
Stanley 217.
Stehr (Kaufmann) 110.
Steuersystem, einheimisches 35.
Suellaba (Cap) 283.
Swanzy, F. u. A. 10.

T.

Tabak (geschnupft) 135.
Tabakplantagen (Fernando Po) 95.
Tacquah (Ortschaft) 2.
Tänze 276.
Tätowirung 134.
Tauschhandel 49.
Tausendfüße 140.
Termiten 118.
Teufel (Waldgespenst) 196.
Thomé S. (Insel) 108.
Thomson (Missionar) 139. 146.
Totenklage 166.
Tosa (König) 66.
Tom (mein Diener) 168.

UNIVERSITY OF CHICAGO
17 191 390

DT 572
.Z85
v.1

Zöller, Hugo,
Forschungsreisen
in der deutschen
Colonie Kamerun.

BINDERY JUN 1968

JUN 04 1980 WU
JUL 9 1980 Interli

DT 572 Zöller, Hugo,
.Z85 Forschungsreisen
v.1 in der deutschen
Colonie Kamerun.

UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARIES

U of Chicago
17191390